

BIBLIOTEKA KÓRNICKA

273256/2

Dresden

im Wandel der Zeiten

II. Neuzeit



Dresden

im Wandel der Zeiten

Kulturgeschichtliche Erzählungen
nach Quellen und Quellenstücke

In zwei Bänden

I. Mittelalter

bearbeitet von

J. Schneider

II. Neuzeit

bearbeitet von

H. Reichmann

Mit Buchschmuck von G. Grüner
nebst einem Plane des mittelalterlichen Dresdens (entworfen
von O. Richter und C. Gurlitt), dessen Wiedergabe Herr
Ratsarchivar Prof. Dr. Richter gütigst gestattete.



Verlag von O. & R. Becker in Dresden

Dresden

im Wandel der Zeiten

Quellenstücke
und Erzählungen nach Quellen

II. Neuzeit

Von H. Reichmann

Mit Buchschmuck von G. Grüner

Preis 1,25 Mark

Geschenkausgabe in Ganzleinwand gebunden 1,50 Mark

Oberlehrer I. R. E. Bürger
Kötzschenbroda
Barstr. 68

Verlag von O. & R. Becker in Dresden



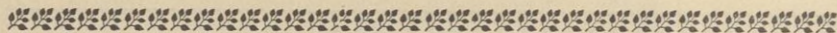
273256 / 2

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Die mit * bezeichneten Titel sind Überarbeitungen, bez. Zusammenstellungen.

A. Kulturgeschichtliches aus Dresdens Vergangenheit.

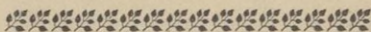
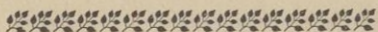
Titel	Quelle	Seite
* Die Einführung der Reformation in Dresden.	V. Freydingers Aufzeichnungen. Die Einführung der Reformation in Dresden 1539. Denkwürdigkeiten aus der Reformationsgeschichte. Hilscher, Etwas zur Dresdner Kirchengeschichte.	2
* Nächtliche Unsicherheit auf den Gassen (1552).	Dresdner Straßenszenen vom Jahre 1552 (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens, 4. Heft).	14
* Im Narrenhäuschen.	Klemm, Chronik. Wiedemann, Für Dresdens Kinder.	17
Ein seltsames Hofkonzert vom Jahre 1615.	P. G. Hilscher, Chronik III. Der Sammler für Geschichte und Altertum II.	21
Ein „Held“ im Trinken.	Sächsische Constitutionelle Zeitung 1854, Nr. 113. Curiosa Saxonica 1743, Nr. 32.	22
Taubmann, der „lustige Rat“ am kurfürstlichen Hofe zu Dresden.	Vaterland der Sachsen II. F. W. Ebeling, Kulturbild, zum meist nach handschriftlichen Quellen. Zur Geschichte der Hofnarren.	22
* Ein Bogelschießen zu Dresden im Jahre 1660.	Dresdner Geschichtsblätter 1907, Nr. 1 (mitget. von Dr. D. Richter). Dresdner Briefe 1625 bis 1670 (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens (10. Heft).	24
* Das gelehrte Pferd in Dresden 1691.	Klemm, Chronik II. (Anschlagzettel von 1691.)	35
Eine Redoute am Hofe Augusts des Starcken.	v. Loen (abgedruckt in Foerster, Die Höfe und Cabinette III).	38
Ein Kampffjagen im Schloßhofe.	Jecander, Sächs. Kern-Chronicon.	39
Auf Leben und Tod.	Klemm, Chronik II (herausgegeben von Hilscher).	41
Festtage in Moritzburg.	v. Loen (abgedruckt in Foerster).	42
General Kyau.	Gregander, Merkwürdiges Leben und Thaten des . . . Fr. W. v. Kyau.	46
Der Dresdner Flegelkrieg (1794).	G. Nieritz, Selbstbiographie.	48
Eine Dresdner Armenschule um die Wende des 19. Jahrhunderts.	Ebenda.	49
Der Umgang der heiligen drei Könige.	Ebenda.	51
Erinnerungen an einen Goethebesuch 1813.	W. v. Kugelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes (gekürzt).	52
Dresden in der guten alten Zeit.	Freye, Alt-Dresden. Harmlose Bilder aus harmloser Zeit.	54

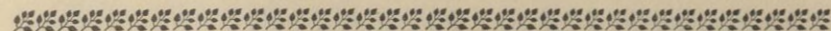


Titel	Quelle	Seite
Eine Reise in der „Gelben Kutsche“ v. 100 Jahren.	G. Nieritz, Selbstbiographie.	60
* Die erste Eisenbahn in Sachsen.	Wie man vor Eröffnung der Bahnen zur Messe reiste (Leipziger Tageblatt 1903, Nr. 9). Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Beschreibung der ersten Dampfwagenfahrt ... (von einem Augenzeugen). M. Busch, Die gute alte Zeit.	62
Die ersten Dampfschiffe.	M. Seger, Vor fünfzig Jahren (gekürzt).	67
Dresdner Originale (Peter Groll — Die alte Marliese. Buchhändler Helmert — Fürst Putzjatin).	W. v. Kügelgen, Jugenderinnerungen. M. Börner-Sandrin, Erinnerungen einer alten Dresdnerin. R. v. Kyaw, Fürst Putzjatin (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1878, Nr. 90).	68
Einige Dresdner Sagen:		
Der graue Sünder.	Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen I. (G. Schönfeld 1874).	73
Das Weiberregiment.	R. Winter (Sächsische Constitutionelle Zeitung 1857, Nr. 23 und 24). Hasche, Beschreibung von Dresden I.	74
Die wiedererstandene Goldschmiedsfrau.	R. Winter, Romantische Lichtbilder 1852.	76
Das Narrenhaus und der Tod.	Ebenda. Curiosa Saxonica 1733.	79

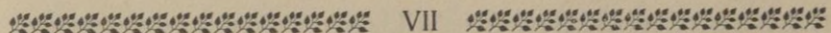
B. Dresden in Kriegzeiten.

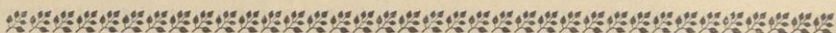
Titel	Quelle	Seite
Dresden im siebenjährigen Kriege:		
Die Abtrennung der Vorstädte.	Chr. S. Schreyer, Erlebnisse eines Annenschülers 1758 bis 1772 (mitget. von Dr. D. Richter, Dresdner Geschichtsblätter 1907, Nr. 3).	90
Dresdens Leidenstage während der Beschießung durch Friedrich den Großen.	Drei Briefe von Dresdens traurigem Verhängnisse (geschrieben von M. am 25. und 29. Juli und 2. August 1760).	91
Das Verhalten der österreichischen Besatzung.	Chr. S. Schreyer, Erlebnisse.	94
Friedrich der Große muß die Belagerung aufheben.	v. Archenholz, Geschichte des Siebenj. Krieges, 8. Buch.	96
Dresden in der Napoleonischen Zeit 1806 bis 1812:		
Herbsttage 1806 in Dresden.	G. Nieritz, Selbstbiographie.	98





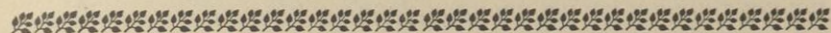
Titel	Quelle	Seite
* Napoleon zum ersten Male in Dresden im Juli 1807.	Dresdner Anzeiger 1807, Misc. 46 bis 49. Napoleon d. Gr. in Dresden. Die Beleuchtungsfeierlichkeiten (von einem Augenzeugen). Dresdens merkwürdigste Tage. Feierlichkeiten vor u. bei Napoleon I. Abreise v. Dresd.	99
* Am's Leben gewürfelt.	Dresdner Anzeiger 1808 (Beiträge zur Belehrung, 62 Stück).	102
Die Österreicher in Dresden 1809.	G. Klemm, Vor fünfzig Jahren.	105
Eine Werbegeschichte aus früherer Zeit.	W. v. Kugelgen, Jugenderinnerungen.	107
Napoleons letzte Lache.	D. Moser (Der Kamerad 1868, Nr. 28 und 29).	107
Der Auszug der Großen Armee und ihre Rückkehr.	G. Nieritz, Selbstbiographie.	113
* Napoleon auf der Flucht 1812.	G. Nieritz, Selbstbiographie.	114
* Napoleon auf der Flucht 1812.	Röder, Tagebuch. Theile, Die Kämpfe vor Dresden 1813.	116
1813:		
Die Russen rücken in Dresden ein.	Röder, Tagebuch. Theile, Die Kämpfe vor Dresden 1813.	117
* Russische Osterfeier in Dresden 1813.	W. v. Kugelgen, Jugenderinnerungen.	120
Die Franzosen kommen wieder.	R. A. Helbig, Gesammelte Nachrichten. Hasche, Diplom. Geschichte Dresdens. Neueste Chronik der Stadt Dresden 1813.	121
Kaiseru. Kohortenoffizier.	Stadt- und Landbote 1835, Heft 5 und 6.	121
Einquartierung.	F. v. D., Napoleon in Dresden.	126
Mitten im Schlachtgetümmel.	L. Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Maters.	127
Moreaus Verwundung und Tod.	C. Baumann, Kriegs- und Familienszenen; Geschichte eines armen Hausvaters.	129
„Aus der Schlacht bei Dresden.“	Haffe, Joh. Vic. Moreau. Über Moreaus Tod (von einem Augenzeugen).	130
Auf dem Schlachtfelde nach der Schlacht.	S. Varchewitz, humoristisches Gedicht	133
Arme Gefangene.	L. Richter, Lebenserinnerungen.	134
Dresdens furchtbare Not im Herbst 1813.	G. Nieritz, Selbstbiographie.	136
	Ebenda (gekürzt).	137
Innere Unruhen.		
1850-51:		
* Die Septemberunruhen zu Dresden i. J. 1830.	Freimüthige Beurtheilung der Unruhen. Janus oder Dresden und Leipzig 1830, Nr 74 Oberflächliche Beschreibung der revolutionären Auftritte.	141
Der Dresdner Aprilsturm vom Jahre 1831.	Fr. Lubojastky, Dresdner Bürgerkalender für das Jahr 1875 (gekürzt).	144
Weiteres von der Kommunalgarde.	G. Nieritz, Selbstbiographie.	150





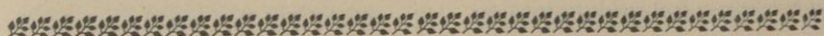
Titel	Quelle	Seite
1849:		
* Die Erhebung.	v. Montbè, Der Maiaufstand. v. Waldersee, Der Kampf in Dresden. Meißel, Die Ereignisse in Dresden 1849. Krause, Der Aufruhr in Dresden. Schladebach, Dresdens Barrikadentampf.	151
Der Kampf ums Zeughaus.	A. Bucher, Aus Dresdens Maitagen vor 50 Jahren (mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung v. E. Heinrich, Dresden).	155
Einführung der provisorischen Regierung.	R. Rosen, Der Aufstand in Dresden 1849.	159
Der Straßenkampf.	M. Preßsch, Erinnerungen aus den Maitagen 1849 (gef.), mitget. von Dr. D. Richter (Dresdner Geschichtsblätter 1906, Nr. 1).	160
Eine Flucht aus Dresden.	Geheimrat Prof. Dr. S., Erlebnisse eines Candidaten (Leipziger Zeitung 1899, wissenschaftliche Beilage Nr. 52).	165
Das Ende des Kampfes.	C. G. Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten III.	168
Dresden während der Einigungskämpfe.		
1866:		
Der Ausmarsch.	v. Einstedel, Aus dem Tagebuche von 1866, I (Manuskript, gefürzt).	169
* Einquartierung.	Dresdner Nachrichten, Juni und Juli 1866.	171
Gerüchte.	Der Kamerad 1867, Nr. 22.	174
Lagerleben.	Dresdner Nachrichten, Juni 1866.	176
Zehn Tage in preußischer Kriegsgefangenschaft.	E. Lamprecht (Sächsische Zeitung 1868, Nr. 162; gefürzt).	178
Verwundet.	Dresdner Nachrichten, Juli 1866.	182
1870-71:		
Abschied von der Heimat.	Dresdner Nachrichten, 30. Juli 1870.	185
Die ersten gefangenen Franzosen in Dresden.	Dresdner Nachrichten, September 1870.	185
Der Truppeneinzug am 11. Juli 1871.	Königlich Sächsischer conc. Dresdner Volks- und Geschichts-Kalender 1872.	188

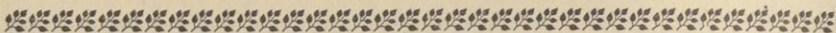




A.

Kulturgeschichtliches aus Dresdens Vergangenheit

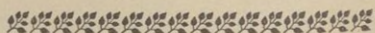
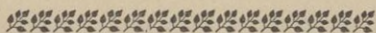




Die Einführung der Reformation in Dresden.

Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen über die gesegneten Fluren des schönen Meißner Landes, in den Dörfern ertönte die Besperglocke, und die Bauern zogen vom Felde heim in ihre friedlichen Hütten, als sich am Eingange des Dorfes Leuben zwei Reiter zeigten. Der vorderste, ein alter, graubärtiger Ritter im glänzenden Harnisch, saß auf einem edlen arabischen Rosse, ihm folgte in einiger Entfernung der andere auf einem kräftigen Mecklenburger. Die Blechhaube, das farbige Wams und der lange Spieß, der an dem Sattel hing, deuteten genugsam an, daß er zu der Genossenschaft der frommen Landsknechte gehörte. Der Jubel der Dorfjugend, der beim Erscheinen der beiden Bewaffneten ertönte, entlockte dem alten Herrn ein Lächeln, und vergnügt murmelte er vor sich hin: „Ein fröhlich Völkchen, ein schönes Ländle.“ „He, Hans!“ rief er dann laut nach rückwärts, „hast recht, das Meißner Ländle ist doch noch schöner als Böhmen, es ist alles so sauber und nett hier. — Aber ich glaub', wir müssen uns sputen, um noch zur rechten Zeit in die Stadt zu kommen. Möcht' doch gern im Kloster zum Nachtimbiß sein, und der Prior wird wohl auch auf mich warten, habe ich ihm doch vorige Woche ein Schreiben aus Tetschen geschickt mit dem Bomätschen.“¹

¹ Bomätscher nannte man die Männer, die in früherer Zeit die Schiffe stromaufwärts zogen.



Die Reiter gaben den Pferden die Sporen und trabten munter auf der Straße fort. Bald zeigten sich ihren Augen die Thürme Dresdens, und nach einiger Zeit gelangten die Reisenden an die ersten Häuser der Frauenvorstadt. Der alte Herr fragte, verwundert die kleinen, schindelgedeckten Lehmhütten betrachtend: „Nun, ist das die herzogliche Residenz? Hab' sie mir weit schöner gedacht.“ „Mit Verlaub, gestrenger Herr“, versetzte Hans, „das ist nur die Vorstadt. Die Gasse, in der wir jetzt reiten, nennen sie die Pirnaer. Wenn wir da um die nächste Ecke sind, werden wir gleich die Stadtmauern und das Frauentor sehen. Da rechts das Kirchlein, das so über die Häuser hervorschaut, steht zu Ehren Unserer lieben Frauen, liegt auch ein Gottesacker dabei, wo sich die Fürnehmsten und Reichsten der Stadt begraben lassen. Ist da manches köstliche Gewand und Geschmeide mit in die Erde verscharrt worden.“

Bald waren die Reiter am Stadtgraben angelangt und überschritten die Brücke. Das Thor war noch nicht geschlossen, und ohne weiteres wollten sie einreiten. Da ertönte ein gebieterisches Halt, und ein Stadtwappner hielt drohend die gewichtige Hellebarde vor. Zugleich erschien am Fenster im Bogengange ein Gesicht mit spiziger Nase, auf der eine Art Brille saß, und eine feine Distanzstimme ließ sich vernehmen: „Kraft meines Amts als wohlbestallter Torschreiber der herzoglichen Residenz Neudresden² frage ich euch nach euren Namen und eurer Heimat, nicht minder nach der Berrichtung, so euch in die Mauern benamsetzer Stadt führet, um ein jegliches gebührendermaßen in mein Regiftrum einzutragen zu können.“ „Mein Name“, versetzte der Ritter, „ist Wenzel Kreisky, komme aus Böhmen von meinen Schöffern und hab' ein Geschäft im Kloster St. Augustin.“ Der Torschreiber machte bei dieser Antwort des alten Herrn ein sehr bedenkliches Gesicht und erwiderte: „Ihr wißt wohl, Herr Ritter, daß es männiglich nicht zu Eurem Vorteil gereicht, wenn unser allergnädigster Herr Herzog in Erfahrung bringt, daß ein Böhme von Adel bei den Augustinern Geschäfte hat, sintemal selbige allerhand Rezereien in Gemeinschaft mit ihrem gottlosen Ordensbruder Martinus Luther zu Wittenberg treiben sollen. Ich fürchte sehr, daß Eures Bleibens allhier nicht zu lange Zeit sein wird.“ „Das laßt meine Sorge sein, werter Herr Torschreiber“, versetzte unmutig der Alte, „ich komme in persönlichen Sachen und will in der Bücherei der Klosterherren einige Pergamente, so auf mein Geschlecht Bezug nehmen und da vorhanden sind, mit Erlaubnis des hochwürdigen Herrn Priors durchsehen.“ „Aber wer ist der da, edler Ritter?“ fragte der Schreiber weiter. „Sohannes Roda aus Rähniß in der Heide“, antwortete Hans, näher reitend, „abgedankter Landsknecht, zur Zeit Schildtnappe beim Edlen von

2 Die heutige Altstadt.

Kreisky.“ Des Torschreibers Miene ward jetzt noch bedenklicher, und Hans von oben bis unten musternd, fragte er: „Aber wisset Ihr denn nicht, daß Herzog Georg dergleichen Kaufbolden und Schnapphähnen den Eintritt in seine Residenzstadt aufs strengste verboten hat, sintemalen sie allerhand Unfug treiben und die Straßen unsicher machen?“ Zornig entgegnete Hans, allein der Ritter mahnte zur Ruhe, wenn anders man nicht draußen vor dem Tore bleiben wolle. Endlich sprach der Torschreiber: „Ihr sollt eingelassen werden, aber zu größerer Sicherheit will ich euch einen Stadtwappner mitgeben, so sich durch den Augenschein überzeugt, daß ihr wirklich im Augustinerkloster absteigt und dem Prior bekannt seid, sonstn ihr euch aber gefänglicher Einziehung und späterer Ausweisung zu gewärtigen habt.“ Der alte Wenzel stieß einen kräftigen böhmischen Fluch aus, brummte etwas von verdammten Tintenflecksern und übermütigem Stadtvolve, ergab sich aber doch in sein Schicksal und zog nun unter Begleitung des Stadtwappners mit Hans in die Stadt ein.

Es war indes schon ziemlich dunkel geworden, die Straßen zeigten sich leer, besonders in der Umgebung des Schlosses, denn der Herzog litt seit den letzten Tumulten durchaus kein nächtliches Umhertreiben, und wehe dem Ungehorsamen, den die Scharwache erwischte! Bald hatten die Reiter die Elbbrücke überschritten, waren durch den Brückenturm auf den Markt gelangt und wollten eben rechts in die Klostergasse abbiegen, als sich ihnen ein riesengroßer, breitschulteriger Bursche entgegenstellte und sie nach ihrem Begehre fragte. Kreisky, den das Examen am Frauentore schon sehr gereizt hatte, brummte unwirsch: „Geh' aus dem Wege, grober Geselle! Mach' Platz, oder ich reit' dich um und um!“ Der Riese schlug ein lautes Gelächter auf und rief: „Ihr wollt mich über den Haufen reiten? Nehmt Euch in acht und sagt kurz, wer Ihr seid und wohin Ihr wollt, oder ich schlage Euch Euern hartnäckigen Schädel windelweich!“ Der alte Ritter wollte eben sein Schwert ziehen, um dem vorlauten Burschen eins auf die Blechhaube zu geben, da sprengte Hans heran und rief dem Riesen zu: „Halt, Christian, kennst du mich nit mehr, den Johannes Roda, deinen Landsmann?“ „Grüß dich Gott, Hans, woher kommst du?“ rief der Altendresdner jetzt freudig, seinen Jugendfreund erkennend. „Geradeswegs aus Böhmen mit meinem Herrn, dem Edlen von Kreisky, und wollen zur Nacht ins Augustinerkloster. Aber sag', was ist das jetzt für eine Wirtschaft? Überall steht einer, der fragt, wohin man will, und traut einem nit über den Weg. Am Frauentore haben sie uns schon einen Stadtwappner mitgegeben, der soll nachschauen, daß wir keine Landstreicher sind.“ „Alle Wetter!“ rief der lange Christian, „solch ein Neudresdner Spießbürger wagt es, gewaffnet über die Brücke zu kommen?“ Dabei schritt er auf den Stadtwächter los, der nichts Gutes ahnend sich hinter Hansens Pferd zurückgezogen

hatte. „Du Kerl,“ schrie der Riese ihn an, „lauf heim zu deinem Torschreiber! Bildet sich das Männlein wohl gar ein, uns Altdresdnern Befehle vorzuschreiben! — Zieht nur ruhig weg, edler Herr Ritter, zieht ein ins Kloster, aber ohne den Hasenfuß!“

Nach und nach hatten sich mehrere Bürger eingefunden, die neugierig nach der Ursache des Lärmens forschten. Hans erzählte in aller Kürze, wie es ihnen am Frauentore ergangen, unterließ auch nicht zu erwähnen, daß der Torschreiber die Landsknechte mit dem Titel „Schnapphähne“ bedacht. Laute Verwünschungen gegen das Männlein von der Feder und allerhand Schimpfworte, wie „hochnäsige Neudresdner“, „Speichellecker“ ertönten aus der Menge. Christian aber ging auf den Stadtwappner los, packte ihn bei der Schulter und rief dabei mit Donnerstimme: „Sag deinem Torschreiber, er solle sich vor den Schnapphähnen in acht nehmen. Wenn er die Landsknechte nicht einlassen wollte, so würden sie ihn nicht anders auslassen als mit zerdroschenem Buckel!“ Wildes Beifallsgeschrei der Bürger begleitete die Rede Christians, von allen Seiten drang man auf den unglücklichen Stadtwappner ein. Mehr als zwanzig Hände entrißen ihm die Hellebarde, und unter Schlägen und Stößen mit seiner eigenen Waffe wurde der Neudresdner Eindringling bis an den Brückenturm, als die Grenze des Altdresdner Stadtgebietes, zurückgebracht. Kreisky und Hans waren schon längst im Augustinerkloster eingezogen, wo sie der Prior erwartet hatte, als sich die Bürger Altdresdens auf dem Markte noch eifrig über das Vorgefallene unterhielten und beschloßen, beim Herzog Beschwerde zu führen wegen der Übergriffe der Neudresdner in die Rechte der Altdresdner.³

Der Prior des Augustinerklosters, Herr Johann Ferber von Hain, saß in seiner Zelle vor einem großen eichenen Tisch, dessen Platte mit vergilbten Pergamenten beinahe bedeckt war. Vor ihm stand der Ritter von Kreisky, der beim Anblick der vielen Folianten scherzend sagte: „Hochwürdiger Herr, mir grauset vor all dieser Gelehrsamkeit, sonderlich vor dem vielen Latein in diesen Schriften.“ Lächelnd erwiderte der Angeredete: „Zu Euch im Vertrauen gesagt, werter Ritter, wir studieren in der Jetztzeit mehr Deutsch als Latein. Seit unser Amtsbruder Martinus zu Wittenberg die Bibel in die Muttersprache übersetzt hat, befließigt sich ein jeder männiglich, ihm recht nachzueifern, und ich denke, hinsüro wird man bald in den Kirchen kein Wort Lateinisch mehr hören. Bei uns zu Lande wollen sie freilich noch nicht daran, aber wer weiß, was in nächster Zeit geschieht. Wenn sich da drüben — hier warf der Prior einen bedeutungsvollen Blick nach dem herzog-

³ Altdresden sah mit Neid auf das Emporblühen Neudresdens, und oft genug kamen Handel zwischen beiden Städten vor.

lichen Schlosse, dessen Zinnen jenseit der Elbe im Strahle der Morgensonne glänzten — wenn sich da drüben zwei Augen zutun, dann vale, Kloster! und gut ist es immer, so man sich beizeiten vorsehen.“ „Euer Herzog will wohl gar nichts wissen von der neuen Lehre?“ fragte Kreisky, als Ferber gedankenvoll schwieg. „Herzog Georg bleibt bei der alten Kirche, wenn auch die Mehrzahl seiner Untertanen anderer Meinung ist. Hat er doch Bruder Martinus' Schriften verbrennen lassen, item seine Freunde durch den Henker unter Staupenschlag im zerrissenen Kleid aus der Stadt treiben lassen, maßen sie zum Gespött des rohen Volks ihren Kopf durch ein Stück Tuch stecken gemußt. Ja, Heinrich Kellner aus Mittweide ist enthauptet und gespießet worden, dieweilen er eine arme Nonne aus dem Kloster entführt hatte. Was hilft ihm aber die Mühe, so er sich gibt, Mönche und Nonnen in den Klöstern zu halten? Aus Freiberg und Nimbschen laufen sie fort und vermählen sich mit ehemaligen Mönchen; hat er doch den Schimpf erlebt, daß ein ganz neugestiftet Zölestinerkloster auf dem Königstein sich aufgelöst hat, weil alle davongegangen und niemand übriggeblieben ist als die Köchin. An 800 Personen sind schon aus Leipzig vertrieben worden, weil sie der neuen Lehre anhängen, aber das hält die Leute nicht ab, in die kurfürstlichen Dörfer und Städte zu laufen und dort die evangelischen Predigten zu hören. Sehnt sich nun einmal das deutsche Volk nach der Reformation, und ist ein großer Teil des Adels dafür. Da sind im Erzgebirge die Schönberge, im Leipziger Kreise die Lindenau und Einsiedel, ich glaube, die haben alle insgeheim die lutherischen Schriften und reisen ins Kurfürstliche unter allerlei Vorwänden, das Sakrament unter beiderlei Gestalt zu nehmen. Glaubt mir, edler Ritter, daß wir oft genug vor leeren Kirchen predigen, und was am schlimmsten ist für uns, es will kein Mensch mehr geben, was uns längst verbrieft ist. Da habe ich zum Exempel hier gleich eine Urkunde vom Jahre 1420 zur Hand, worin genau vorgeschrieben der Zehnte, so dem Kloster gebühret von den Dörfern Sörnwitz, Mickten, Peschezin und Kadebeil, nämlich jährlich auf Michaelistag ein Malter Korn. Ja, sie geben es noch, aber nur, weil sie müssen. Und wie schaut das Korn aus! Die Hälfte ist Wicken und Haber. Daran denkt keiner mehr, daß außer Korn auch Kälber, Geflügel und Eier dem Kloster gehören. Man kann es den Leuten nicht wohl verargen, daß sie nicht mehr bringen, als grade vorgezeichnet, denn die guten Werke machen nicht selig, wohl aber der Glaube. So lehrt St. Augustinus, und Bruder Martinus hat überall dasselbe gepredigt, nur muß einer nicht gerade Hunger dabei leiden. Ihr seid ein Böhme und hängt Hussens Lehre an, edler Ritter, zu Euch kann ich schon so sprechen, und Ihr werdet's als ein Untertan vom Hause Osterreich nicht übel vermerken, wenn ich sage, das beste fürs Land wäre gewesen, wenn der Herzog sich auch an das schmackaldische

Bündnis angeschlossen und die Reformation im Lande eingeführt hätte, wie sein Bruder Heinrich nun schon vor zwei Jahren getan hat.“ „Das soll ja ein sehr gottesfürchtiger und frommer Herr sein, wie ich mir habe sagen lassen“, nahm der Ritter nun das Wort. „Wenn der einmal zur Herrschaft kommt, dann wird's wohl keine Not mehr haben. Ich denke, da wird sie nicht lange ausbleiben, die neue Lehr.“ „Ja, wenn man's genau wüßte,“ rief der Prior, „ob er dem Herzog Georg in der Regierung folgen wird.“ „Er muß doch,“ warf der Ritter ein, „des Herzogs Söhne sind alle gestorben, und Heinrich ist sein Bruder.“ „Wenn auch,“ meinte bedächtig der Prior, „unser Herzog hat ihn gewiß im Herzen lieb, aber da sind Leute um ihn herum, die wenden seinen Sinn ab vom Bruder und von der reinen Lehre. Da ist der Kanzler Pflugk, der Geheimschreiber Emsler, der Pfarrer Eisenberg, die ziehen und zerren an dem alten Manne, und die sind schuld daran, daß wir bei den alten Mißbräuchen bleiben. Haben sie es doch jezo so weit gebracht, daß der 68jährige Greis ein Testament gemacht hat, worin Herzog Heinrich zum Erben der meißnischen Lande eingesetzt wird, aber nur mit dem Beding, daß er in Religionsfachen nichts ändere, sonst er der ganzen Herrschaft verlustig wäre und Land und Leute der böhmischen Krone verfallen. Zum Glück haben die Landstände, da ihnen das Testament zur eidlichen Verpflichtung vorgelegt ward, Bedenken gehabt wegen eines späteren Krieges, und man weiß jezo nicht genau, wie es werden kann. Ich versichere Euch, daß wir im Kloster den Herzog aufrichtig bedauern ob seiner schlechten Räte, maßen er auch früher hart genug mit uns verfahren.“ „Mit euch?“ fragte Kreisky erstaunt. „Ja, mit uns Augustinern, sintemal wir mit Bruder Martinus Briefe gewechselt und seine Schriften gelesen, auch darüber disputiert haben. Schaut her! Hier sind gleich die Copiä eines herzoglichen Schreibens vom Schellenberge aus Anno 1521 an die Räte, den Pflugk und den Emsler, worinnen er sie bedeutet, uns Mönchen den Gefallen an Luthers Lehre zu verweisen, und überdem droht, das Kloster aufzuheben und mit gehorsamen Mönchen zu besetzen. Das war gerade zu der Zeit der Bilderstürmerei und da der schreckliche Bauernkrieg anfang, und Herzog Georg bleibt nun einmal im Glauben, der Luther hätt' die ganze Sache angerichtet. Er hat nun einen besondern Zorn auf ihn seit dem letzten Schreiben, worin Bruder Martinus freilich etwas gröblich sich anließ. Als der Herzog dormalen unter den aufrührerischen Bauern Ruhe gestiftet, hat er auch reine Wirtschafft im Kloster hier gemacht. Eilliche Mönche wurden fortgejagt, andere mit harter Buße belegt. Es mußte damals auch Jobst Weisbrod, so eine Schrift über den Nutzen der Reformation gefertigt, sein erticht Schandbuch in Gegenwart des Herzogs mit dem Munde verzehren.“ „Mag ihm halt schwer im Magen gelegen haben“, lachte Kreisky. „Nun, hat er Euch denn nicht auch

etwas am Zeuge geflickt, hochwürdiger Abt?" „Ich war zu der Zeit noch nicht Prior, ward es erst Anno 1530,“ versetzte Ferber, „da mußst ich dem Herzog mit Hand und Mund geloben, der lutherischen Lehre hinsüro keinerlei Vorschub zu leisten. Er drohte mir, mich von dannen zu jagen, so ich anders handle, dann sagte er: ‚Ich will selber Papst sein in meinen Landen.‘ Ich habe mein Versprechen auch gehalten, aber hindern konnt’ ich doch nicht, daß etliche Mönche von hinnen gelaufen und Prediger im Kurfürstlichen geworden sind. — Doch verzeiht, Herr Ritter, daß ich Euch so lange mit diesen Dingen belästige. Laßt uns nunmehr an die Arbeit gehen und sehen, in welcher Weise des Klosters Urkunden Eurer Sache dienen können.“ Damit schob er die vor ihm liegenden Folianten beiseite, wandte sich dem Stoße der Pergamente zu, und bald waren beide ganz in ihre Arbeit vertieft. —

Es war am 17. April 1539, Donnerstag nach Quasimodogeniti, als auf der Straße, die von Freiberg nach Dresden führte, ein gewaffneter Reiter dahintrabte. Die Farbe seines Kleides, vor allem aber die in den Ärmel eingestickten Buchstaben: V. D. M. I. Ae.⁴ ließen seine Zugehörigkeit zum Hofe Herzogs Heinrich erkennen. Der Reiter schien große Eile zu haben, denn er hatte keinen Blick für die Blumen, die der wiederkehrende Frühling auf Wiesen und Waldrand verstreut hatte, noch achtete er sonderlich des von Schnee und Regen arg zerweichten Weges; nur dort, wo der Morast gar zu tief war, trieb er sein Tier an den Rand der Straße, dann gab er ihm die Sporen, daß es rascher als vorher dahinsprengte. Nach geraumer Zeit tauchte vor ihm ein Wasser auf, die schnellfließende Weißeritz; jetzt ließ er sein schaum- und schmutzbedecktes Roß etwas verschnaufen, während er selbst seinen Gedanken nachhing. Plötzlich wurde er aus seinem Sinnen aufgeschreckt. Von der Stadt her nahte sich mit lautem Geschrei ein starker Volkshaufe, und bald vernahm er deutlich die Rufe: „Heil Herzog Heinrich! Lang lebe und glücklich unser neuer Herzog!“ Überrascht hielt der Reiter sein Pferd an und schaute fragend auf die näherkommenden Leute, dann sagte er: „Welch seltsamen Gruß vernehm’ ich? Seid ihr nicht Untertanen Herzogs Georg, so man den Bärtigen nennet? Und wohin des Wegs in so früher Stunde?“ „Diesen Morgen ist Herzog Georg gestorben,“ gab einer aus der Menge zur Antwort, „und wir eilen gen Freiberg, unsern neuen Herrn zu grüßen, den edlen Heinrich, den Schützer evangelischer Freiheit.“ — „Doch,“ fuhr er fort, „Ihr tragt des Herzogs Farben. Woher ward Euch zu Freiberg die Kunde vom Tode Georgs, da er nur erst vor einigen Stunden verstorben ist?“ „Ich bin Freydingler, des gnädigen Herrn Heinrich Geheimsekretarius,“ gab der Befragte zurück, „noch nicht ward uns die Nachricht vom Abscheiden

4 Verbum Dei manet in aeternum = Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.

Georgs, sondern ich bin abgesandt, den Ständen des Landes solches als Antwort zu vermelden: „Ihr gemahnet mir, es zu machen wie der Satan, da er dem Herrn Christo alle Reichtümer und Herrlichkeit der Welt zeigte und zu ihm sprach: „Dieses alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Ihr solltet aber wissen, wie ich weltlichen Reichtum nicht so hoch achte, daß ich darob von der erkannten Wahrheit sollte abweichen und verleugnen. Da sei Gott für, daß ich um einer Handvoll Land und Leute willen meinen Herrn Christum verleugne und anbete den Teufel. Ehe ich dieses tun wollte, so wollte ich mit meiner Ráthe lieber an einem Stecken aus dem Lande gehen und betteln. Was mir mein lieber Gott gönnen will, das wird mir St. Peter nicht nehmen können.“ Neue Heil- und laute Jubelrufe der Menge folgten diesen Worten Freydingers, und sie hielten noch lange nach, als dieser bereits der nahen Residenz zusprengte, indes der froherregte Hauße seinen Weg nach Freiberg fortsetzte.

Kurz vor den Toren der Stadt traf der Geheimschreiber auf einen reitenden Boten, den die Ráthe Georgs nach Freiberg abgeordnet hatten, dem Herzog Heinrich den Tod seines Bruders zu melden. Doch da kamen ihm ja die Hofleute selbst entgegen, begrüßten ihn mit vielen Verbeugungen und fragten unterwürfig nach des Herzogs Befehlen. Freydinge aber sprang hastig vom Pferde und sagte schnell: „Hat Herzog Georg das Testament unterschrieben?“ „Nein,“ gab einer der Ráthe zurück, „unser teurer Herr ist verschieden, noch ehe er seinen letzten Willen vollziehen konnte, wonach . . .“ „Gottlob!“ unterbrach ihn aufatmend der Geheimschreiber, „so ist ja alles gut, und meinem Herrn bleibt sein Erbe erhalten.“ Damit faßte er die Zügel seines Pferdes und schritt mit den Beamten dem Tore zu. Während des Gehens erkundigten sie sich gar eifrig nach des Herzogs Befinden, und ein jeder wußte in lauten Tönen seine Leutseligkeit und Frömmigkeit zu preisen. Freydinge jedoch achtete wenig ihrer Reden, sondern fragte: „Sagt, ihr Herren, wie ist Herzog Georg gestorben?“ Einer seiner Begleiter nahm das Wort und erzählte: „Als wir nun sahen, daß das letzte Stündlein unsers gnädigen Herrn gekommen sei, ging der hochwürdige Vater Eisenberg zu ihm hinein, um mit ihm zu beten und des heiligen Jakobus Fürbitte anzurufen. Da hat aber der Leibarzt Doktor Rothe den Priester zum Zimmer hinausgeschoben und gesagt: „Gnädiger Herr, Ihr hattet immer das Sprichwort: Geradezu gibt die besten Kenner! So tut das jetzt auch, gehet gerade zu Christo, welcher für unsere Sünden gestorben und unser einziger Seligmacher und Vorbitter ist, und laßt die verstorbenen Heiligen fahren.“ Darauf hat der Herzog zwar leise, aber mit deutlich vernehmbarer Stimme gesprochen: „Ei, so hilf mir, du treuer Heiland Jesu Christe, erbarm dich über mich und mache mich selig durch dein bitteres Leiden und Sterben. Amen.“

„Das heißt selig sterben,“ sagte Freyhinger ergriffen, „möchte Gott uns allen ein solch Sterbestündlein bescheren.“ — „Aber nun kommt, ihr Herren,“ setzte er lauter hinzu, „und tragt Sorge für meinen gnädigsten Fürsten, denn ich hoffe, daß er noch heute in seine neue Residenz einziehen soll.“

Es war am Abend des nämlichen Tages. Zeitig war die Finsternis hereingebrochen, aber während sonst die Straßen Neudresdens in tiefer Stille lagen, herrschte heute ein ungewöhnliches Leben und Treiben auf allen Gassen und Plätzen; denn gar bald hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß der neue Herr noch heute seinen Einzug in die Residenz halten werde. Auch die Altdresdner vergaßen ihren Groll gegen die Bewohner der Schwesterstadt, und in langen Scharen zogen sie über die Brücke, dem neuen Schlosse zu, dessen Zinnen sich scharf vom Nachthimmel abhoben; Christian, der Brückenwächter, war unter ihnen. An den Straßenecken und auf dem Altenmarkte flammten mächtige Feuerbrände, sie warfen ihr unruhig flackerndes Licht auf die vielfach in Gruppen beieinanderstehenden Einwohner der Stadt, während die meisten Stockwerke der Häuser erleuchtet waren. Überall sprach man vom Tode des Herzogs, und da war mancher, der laut und scharf tadelte, was er noch gestern klüglich unterlassen hätte. Andere wieder rühmten seinen Bruder, den neuen Herrn, erzählten von ihm und drängten sich an die, die etwas von ihm berichten konnten. „Nun hat alle Noth ein Ende für uns,“ frohlockte ein biederer Bürger, „und unbesorgt kann ich in meinem lieben Testament lesen, ohne peinliche Strafe gewärtigen zu müssen“, fügte ein anderer hinzu. „Soll ein recht leutseliger und lieber Herr sein, der Heinrich“, meinte ein dritter. Da drängte sich wichtig Christian hervor. „Hab' ihn selbst zu Freiberg in der Kirche gesehen,“ sagte er so laut, daß sich viele um ihn sammelten, auch etwas über den künftigen Gebieter zu vernehmen, „er hat gar nahe beim Altar gegessen mit der Frau Herzogin. Hab' aber auch gehört, daß er ein Herz hat für die armen Leut' und oft mit den Bergleuten eingefahren ist in den tiefen Schacht.“ Das zu hören freute die Bürger, und ein anderer fuhr fort: „Ist auch gar einfach in seiner Speise, der Herzog, sonderlich liebt er Heringe, so man in Bier gekochet, ist auch einem starken Trunk nicht abhold, dazu auch gastfreundlich über die Maßen; schon mancher ist schwankend von seiner Tafel aufgestanden, von ihm gutmütig verspottet; Es ist ihm, bei Maria, recht geschehen!“ Da lachten die Bürger laut, als sie das hörten; ein verwachsenes Männchen allein fragte ängstlich, ob denn der Herzog auch seine großen Kanonen mitbringen werde.⁵ „So tragt Ihr wohl Sorge um Euer

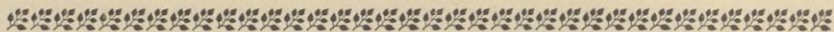
⁵ Heinrich d. fr. besaß eine Vorliebe für große Kanonen, die er mit Bildern versehen ließ, zu welchen Kranach die Zeichnungen machen mußte. Der Herzog freute sich sehr, wenn er hörte, daß Kaiser Karl V. von seinen Kanonen sprach, obgleich er sie nie brauchte.

kostbar Leben?“ hänselte sein Nachbar, ein Schmied und ein Riese von Gestalt. „Wir werden dem Herzog gern unsere Tore öffnen, sind wir doch alle hier gut lutherisch gesinnt.“

Über den Markt schlich, demütig das Haupt gesenkt, ein verspäteter Mönch im verschliffenen Gewande der Franziskaner. Im Sacke auf dem Rücken hatte er geborgen, was gutherzige Hausfrauen den grauen Brüdern geschenkt an Brot, Käse, Eiern und andern Lebensmitteln, damit sie ihrer im Gebet gedächten. Nun strebte er eilig dem Kloster zu, dessen Gebäude an das Schloß angrenzten. „Pax vobiscum!“⁶ sprach er grüßend und das Kreuz schlagend, als er an den Leuten vorüberging, jedoch kaum einer dankte mit freundlichem Gegengruß, dafür aber konnte er laute Verwünschungen und die Worte vernehmen, daß die Bettelei nun wohl bald ein Ende haben werde. Da beschleunigte der Mönch seine Schritte, dem Guardian zu melden, was an harten Reden er eben vernommen und wie er heut so lange habe in den Häusern bitten müssen, ehe man ihm eine Gabe gereicht. Mittlerweile nahten würdevoll zwei Räte des verstorbenen Herzogs. Diener mit schwelenden Fackeln schritten ihnen voraus, dem Schlosse zu. Einige der Bürger grüßten ehrerbietig, andere rückten verlegen an ihren Kappen, die meisten jedoch behielten trotzig das Haupt bedeckt, und der Schmied murmelte halb laut: „Auch die werden jezo ausgespielt haben, glaub' kaum, daß der Herzog ihre Dienste weiter begehren wird.“ „Nun, nun, die hängen das Mäntlein nach dem Winde,“ bemerkte ein Alter, „blies der Wind von Rom, so waren sie rechte Katholiken, nun er aber von Freiberg weht, so sind sie gut evangelisch; sollen auch heut morgen mit Heinrichs Sekretario recht schön geredet haben.“

Wieder zog ein Trupp von Bürgern dem Schlosse zu, unter ihnen der Schreiber vom Frauentor. „Höret nur, Magister Laurentius,“ sagte er, „wie so großmäulig dies Volk geworden ist. Sonsten wagten die Duckmäuser . . .“ „Wer wagt hier von Duckmäusern zu reden?“ brauste zornig der Altdresdner Brückenwächter Christian auf, „hütet Eure Zunge, Schreiberlein, oder Ihr könnt Bekanntschaft mit meinen Fäusten machen.“ Damit streifte er die Ärmel des Wamses zurück und ließ die kräftigen Muskeln der Arme spielen. Rasch sprach der Tor-schreiber: „Das muß der Bursche sein, so eines edlen Rats Stadtgewappneten verhöhnet und der Stadt Frieden gebrochen hat. Dran, ihr Männer, fangt und greifet ihn!“ Schwerter wurden von der Seite gerissen, lange Messer gezückt, laute Rufe erschallten. Da rief eine Donnerstimme: „Zurück! Denn wer der Stadt Frieden nicht achtet, dem soll es gehen an Hand und Hals!“ Es war der Scharwächter, der mit seinen Knechten die Gassen abging, Ordnung und Ruhe zu erhalten.

⁶ Friede sei mit euch!



Unmutig wurden die Rlingen in die Scheiden zurückgestoßen, Christian aber blieb verschwunden, im Dunkel der Nacht war er entkommen. Lange noch wogte die Erregung über den Vorgang in der Menge nach, die Stimmung wurde immer gereizter. So war die zehnte Stunde herangerückt, viele der Bürger wollten sich eben nach Hause begeben, weil der Herzog heute doch nicht mehr zu erwarten sei. Da erschallten plötzlich laute Rufe von der Ecke der Wilschen Gasse her, und umringt von der jubelnden Menge, geleitet von fackeltragenden Dienern, nahte der vierspännige Reisewagen mit dem Herzog. Viehhundertstimmig brauste der Gruß: „Heil dem Herzog! Heil Heinrich, dem Schützer evangelischer Freiheit!“ Jauchzend schloß sich das Volk dem Zuge an. Freiburger Edelleute und Bürger ritten und liefen vor und hinter dem Wagen, denn manche vom Hofe hatten den weiten Weg zu Fuß zurücklegen müssen, weil nicht Pferde genug vorhanden gewesen waren. Des Rats Knechte hatten vollauf zu tun, dem ärgsten Gedränge zu wehren und dem Fürsten eine Gasse zu schaffen. Auch aus den Fenstern lugten neugierige Gesichter, manch kräftiger Heilruf klang auf die Straße nieder, indes andere ihren Groll über die plötzliche Änderung der Lage still und stumm verbargen. Am Schlosse harrten neue Volkshaufen des Erwarteten, vor allem die Räte, Beamten und Diener des verbliebenen Georg. Sie umdrängten den Wagen, konnten sich in tiefen Verbeugungen kaum genug tun und suchten alle dem Herzog beim Aussteigen behilflich zu sein, während die wenigen alten Diener Heinrichs zurückgeschoben wurden. Da gewahrte dieser seinen Geheimschreiber, der sich mit Mühe einen Weg durch die Menge gebrochen hatte, seinen Herrn mit den Worten zu grüßen: „Willkommen in Eurer Residenz, gnädigster Herr, willkommen!“ Der Herzog schlug ihm lachend auf die Schulter und sagte scherzend: „Dank Euch, Freydinge, für Euern Gruß! Wir hätten freilich nicht gedacht, Euch heute hier zu begegnen. Im Bade brachte man Uns die Nachricht vom Tode Unsers Bruders, da gab es keinen Halt mehr für Uns. Der von Schönberg lag krank am Zipperlein, aber diese Zeitung machte ihn und andere in einer Stunde gesund.“ Darauf reichte der Herzog Freydinge die Hand, dankte mit gnädigem Winken der Menge und verabschiedete sie mit den Worten: „Ihr werdet bald mehr von Uns hören.“ —

Und der Herzog hielt sein Wort. Die Reformation zog in Dresden ein. Die große Fronleichnamsprozession, die am 4. Juni stattfinden sollte, wurde untersagt, ebenso mußten alle Messen und sonstigen katholischen Gebräuche aufhören. Der schwarze Herrgott wanderte mit andern wundertätigen Reliquien auf den Boden der Kreuzkirche. Das heilige Abendmahl wurde fortan unter beiderlei

7 Heutige Wilsdruffer Straße.

Gestalt ausgeteilt. Pfarrer Eisenberg, der vorgab, er verstehe sich nicht darauf, wurde in den Ruhestand versetzt und an seine Stelle Magister Johann Cellarius aus Frankfurt a. M. berufen. Ein Teil der reichen Einkünfte der Kirchen und Klöster fiel dem Räte zu, der dafür eine deutsche Schreib- und Rechenschule für Knaben und eine andere für Mädchen errichten ließ. Am 6. Juli endlich fand der erste vollständige evangelische Gottesdienst in der Kreuzkirche unter großem Zulaufe des Volks statt, und selbst Kurfürst Johann Friedrich war mit seiner Gemahlin dazu nach Dresden gekommen. Der größte Teil der Einwohner begrüßte all diese Veränderungen mit hellem Jubel.

Zwei Jahre und einige Monate waren seitdem ins Land gegangen. Es war an einem Augustsonntag des Jahres 1541. Die Kirche zu den heiligen drei Königen in Altendresden war mit Andächtigen gefüllt wie ehedem; nicht mehr aber hallten die dumpfen lateinischen Gesänge des Priesters in prunkvollem Ornate durch den Raum; nicht mehr wogten schwere Weihrauchschwaden durch das Kirchenschiff, süßlichen Duft verbreitend; nicht mehr schellte das Glöcklein des Mesners, das Nahen des Allerheiligsten der erschauernden Menge zu verkünden; und nicht mehr küßten andachtsvoll und inbrünstig die Gläubigen das Bild, auf dem die Fußsohle der Mutter Maria aufgezeichnet gewesen war, um dadurch den großen Ablass zu gewinnen, wie ihn der heilige Vater Johann XXII. zu Rom verheißsen hatte. Aber am Altare — die Seitenaltäre waren verschwunden — sah man einige junge Bürgerstöchter wie früher eifrig beschäftigt, dem kleinen Herrgott auf dem Arme des wächsernen Marienbildes das selbstgefertigte neue weiße Hemdlein anzuziehen und die Himmelskönigin mit einem gold- und perlengestickten Kranze zu schmücken. Nicht mehr aber wanderten draußen fromme Augustinermönche dem Kloster zu, seine Hallen lagen verödet, denn die Brüder hatten längst die Kutte abgelegt und sich bürgerlichen Berufen zugewendet.

Drüben im Schlosse herrschte bange, unheimliche Stille. Diener schlichen mit traurigen Gesichtern wortlos über die weiten Gänge, Ärzte gingen mit besorgten Mienen ab und zu: Heinrich, der Reformator Meißens, lag todkrank. Pfarrer Johann Cellarius sprach leise dem Sterbenden und der weinenden Herzogin und ihren Töchtern — die beiden Söhne des Herzogs weilten in der Ferne — tröstende Worte zu. Am 18. August zwischen 7 und 8 Uhr abends schloß Heinrich seine müden Augen für immer. Des andern Tags wurde die Leiche nach der Kreuzkirche getragen, nach dem Trauergottesdienst aber, wie sich's der Herzog immer gewünscht hatte, nach seinem geliebten Freiberg überführt.



Nächtliche Unsicherheit auf den Gassen (1552).

Von der Heide herüber brauste ein eisiger Nordoststurm. Heulend und zischend segte er durch die finstern Gassen der Stadt und zerrte und rüttelte an Fenstern, Essen und Dächern, bis es ihm gelungen war, hier und da einige Ziegel zu lockern, daß sie herabstürzend rasselnd und prasselnd auf der Erde zerschellten. Erschrocken fuhren dann wohl die Bürger der guten Stadt Dresden aus ihren Träumen auf, lauschten ein wenig dem wütenden Toben da draußen und bekreuzigten sich schauernd, dann aber zogen sie die warme Decke weiter herauf, den gestörten Schlummer fortzusetzen. Die getreuen Wächter eines wohlledlen Rats allein durchwanderten unablässig die Gassen, lag doch viel wildes und rohes Kriegsvolk in der Festung, das in letzter Zeit etlichen Mutwillen gegen die friedlichen Bürger sich erlaubt und allerlei Räubereien begangen hatte.

Eben kamen zwei der Wächter die Straße herauf. Schweigend und mühsam stapften sie, in dicke Pelze gehüllt, durch den stäubenden Schnee; der rasende Wind, dazu die tiefschwarze Nacht ließen ein schnelleres Gehen nicht zu. Im trüben Schein ihrer Laternen, die oft zu erlöschen drohten, gleißten ihre mächtigen Hellebarden, während sich neben ihnen das Wasser der halbvereisten Raibach träge und gurgelnd dahinstahl. Auf einmal stolperte der Vorderste über einen spitzen Stein, der aus dem Pflaster hervorragte; mit grimmigem Scheltwort raffte er die entfallene Pike auf, als der andere plötzlich stehen blieb und flüsterte: „Still! Was war das?“ „Was wird's gewesen sein,“ sagte der erste unwirsch, „wahrscheinlich der unholde Wind.“ „Nein, nein!“ entgegnete sein Begleiter, „mich deucht, es rief jemand um Hilfe.“ „Dummes Zeug!“ brummte jener, „wer wird bei diesem greulichen Wetter noch auf der Straße sein. Die guten Leute liegen längst alle in den Federn.“ Aber kaum waren sie ein Stück weitergegangen, so fuhr ein neuer jäher Windstoß durch die Gasse, und durch den Sturm hörte man einige abgerissene Töne wie klägliches Hilfeschrei. „Siehst du, Peter,“ sagte hastig der eine der Wächter, „daß ich recht hatte? Komm, laß uns eilen! Gewiß ist irgendein Unheil geschehen.“ Und so schnell wie möglich wandte er sich der Richtung zu, aus der die Rufe gekommen waren, während ihm sein Genosse wortlos, doch nicht minder eilig folgte. Sie befanden sich am Ausgange der Scheffelgasse, als wieder, diesmal nur viel näher und deutlicher, der angstvolle Ruf eines Mannes an ihr Ohr drang: „O mein Weib, mein Weib!“ Und schrill und gellend freischte gleich danach eine Frauenstimme: „Hilfe! Hilfe! Mein Mann, mein Mann!“ Jetzt sahen die Wächter dicht vor sich einige schattenhafte

Bestalten, die miteinander zu ringen schienen. „Wer ruft hier um Hilfe?“ schrie der vorderste der Männer in das Dunkel hinein. Doch er hatte keine Zeit weiterzufragen, denn im nächsten Augenblicke erhielt er einen wuchtigen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte und in die Knie sank, indes der türkische Angreifer schattengleich an ihm vorbeihuschte und in der schwarzen Nacht entkam. Aber schon drang ein großer vierschrötiger Kerl mit blankem Messer auf seinen Kameraden ein, der alle Mühe hatte, sich des Wütenden zu erwehren. Schnell raffte sich der Gestürzte auf und eilte jenem zu Hilfe, und beiden starken Männern gelang es endlich nach hartem Kampfe, den verzweifelt um sich Schlagenden zu entwaffnen und niederzuringen. Im Nu hatten sie derbe Stricke aus der Tasche gebracht, mit denen sie den Lobenden und schrecklich Fluchenden fest umwanden, daß er kein Glied rühren konnte und sich zähneknirschend in sein Schicksal ergab. „Das soll dir teuer zu stehen kommen, Bursche!“ leuchtete der eine der Wächter, indem er dem Gefangenen einige kräftige Fußtritte versetzte und sich dann den Überfallenen zuwandte.

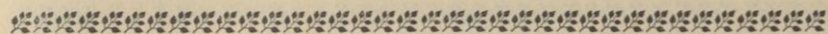
Noch immer schrillten die lauten Hilferufe einer Frau durch die schweigende Nacht, und hier und da wurde ein Fenster geöffnet und Licht gemacht. „So seid doch endlich still!“ knurrte der Wächter mürrisch, „seht ja, daß Ihr in Sicherheit seid. Erzählt lieber, wer Ihr seid und was der Bursche da Euch anhaben wollte.“ Allein die Frau war nicht zu beruhigen, aufs neue schrie und jammerte sie: „Er ist tot, o Gott, er ist tot!“ Jetzt bemerkten die Wächter auch zwei Männer, die sich um einen Jungen bemühten, der anscheinend leblos und völlig durchnäht auf der Gasse lag. Klagend stürzte sich das Weib über den Knaben, rieb ihm Hände und Stirn und brach immer wieder in Jammerlaute aus. Ratlos standen die beiden Stadtwächter dabei und wußten nicht, was sie beginnen sollten, denn niemand antwortete ihnen auf ihre Fragen. Da knarrte die Tür eines nahen Hauses, Windlichter flackerten auf, und einige Männer eilten mit Laternen herbei. Es war der Doktor Martin Heußler, dem in Abwesenheit des regierenden Bürgermeisters die Stadtregierung anbefohlen war, samt dem Richter und dem Stadtschreiber. Nun waren sie bei der seltsamen Gruppe angelangt; auch andere Leute kamen jetzt herbeigelaufen. „Was geht hier vor?“ fragte Doktor Heußler mit lauter Stimme. Den Rätsherrn erkennend, traten die beiden Wächter vor, und der ältere meldete in achtungsvoller Stellung: „Gestrenger Herr, wir waren auf unserm Rundgange, wie es die Pflicht gebietet. Da vernahmen wir Hilfegeschrei und eilten herzu. Diese Leute fanden wir im Kampfe mit zwei Kerlen; der eine ist zwar entkommen, des andern aber versicherten wir uns, er liegt hier wohl verwahrt und gebunden.“ Der Doktor nickte, und dem Gefesselten ins Gesicht leuchtend, fragte er ihn, wer er sei und wem er zugehöre,

der aber schwieg trozig still. Als jedoch der Richter drohte, man werde schon Mittel finden, ihm den Mund zu öffnen, bekannte er, schwerfällig lallend: „Ich bin ein Starschädel und gehöre Seiner Kurfürstlichen Gnaden zu“, und nun erst bemerkte man, daß er arg betrunken war.

Auf einmal brach die Frau, die sich noch immer mit dem Jungen beschäftigt hatte, in lautes Freudengeschrei aus: „Er lebt, er lebt! Dank sei der gnadenreichen Jungfrau und allen Heiligen! Er lebt, er lebt!“ „Bringt den Gefangenen in mein Haus!“ gebot nun der Richter, „und ihr, Leute, kommt mit, dort wollen wir die Sache weiter untersuchen.“ Bald war der seltsame Zug, der Gebundene inmitten der Wächter, samt dem vor Nässe triefenden und vor Kälte zitternden Jungen, im Hause des Richters angekommen, und man erfuhr nun, daß die Überfallenen in Begleitung des Knaben, der ihnen die Laterne vorausgetragen habe, hatten nach Hause gehen wollen und unterwegs von zwei Wegelagerern angefallen worden wären. Einer davon habe ohne weiteres den Jungen ins Wasser der Raabach gestoßen, und dann seien jene mit Gewalt auf sie eingedrungen. Da sie keine Wehr gehabt, so hätten sie laut um Hilfe geschrien, und zum Glück wären die beiden Wächter dazugekommen.

Eben wandte sich der Richter mit einer Frage an den Gefangenen, der in einer Ecke lag. Da drang plötzlich von der Straße wüster Lärm herauf, laute Schläge donnerten gegen die Haustür, man hörte das Klirren von Waffen. Bestürzt und schreckensbleich sahen die Leute im Zimmer einander an, nur über die Züge des Gefesselten huschte ein verständnisvolles, hämisches Lächeln. Einen Augenblick später kam es die Treppe heraufgepölkert, und ein Haufe von mehr als zehn Bewaffneten, darunter auch Edelleute und kurfürstliche Trabanten, stürzte unter wildem Lärmen und Brüllen herein. Die beiden Wächter wollten ihnen mit gefällten Piken entgegen, allein ein Wink Doktor Heußlers hielt sie zurück. Mutig trat dieser vor und rief mit hallender Stimme: „Zurück! Wer wagt es, dieser Stadt Frieden zu brechen?“ Höhnisches Gelächter war die Antwort, im Nu er zur Seite gedrängt und blitzschnell der Gefangene seiner Fesseln entledigt. Ein langaufgeschossener Mensch aber trat vor den Richter, ballte drohend die Faust und brüllte: „Ihr Schelme, ihr Böfewichte! Wie konntet ihr es wagen, einen der Unsern zu binden? Hütet euch, wir sind euch gewachsen!“ Unter Jauchzen und Freudengeschrei entfernte sich die Schar, den Befreiten trotz allen Einspruchs des Doktors und Stadtrichters mit sich führend.

„So kann es nicht weitergehen!“ sagte schließlich Heußler zum Richter, der noch ganz verduzt dastand. „Das ist nun der zwölfte Fall binnen Jahresfrist. Kein Mensch ist mehr seines Lebens sicher vor diesem Gefindel, weder auf der Straße, noch in seiner Wohnung. Erst neulich hat man den Zöllner Pfingsten mit seinem Weibe vor Schreivogels Hause



angefallen und geschlagen, dazu auch den Michel Ortwindt; dann haben sie leztlich den Jacoff Schmidt in seiner eigenen Behausung mit Spießen bis in den Keller verfolgt, ja selbst den Abdecker, vor dessen Tun doch sonst jedermann Abscheu hat, von der Arbeit verjagt mit Schlägen, und nun heute wieder diese Sache! Nein, es muß etwas geschehen! Wir müssen uns bei Kurfürstlichen Gnaden beschweren."

Das
Narrenhäuschen
vor der
Frauenkirche
1563 - 1715.



Im Narrenhäuschen.

Es war ein schöner, klarer Sommermorgen. Eben klang das Glöcklein von der Kirche Unserer lieben Frauen und rief die Bewohner der Stadt zur Frühmesse. Die Sonne meinte es schon recht gut und schickte ihre warmen Strahlen durch die engen Gassen.

Vor der irdenen Schüssel saß in blütenweißen Hemdsärmeln Meister Urban Strahl. Bergnügt löffelte er die kräftige Biersuppe, die ihm heute ganz besonders mundete. Da plötzlich hörte er drunten auf der Gasse den Hall vieler Schritte und lautes Stimmengewirr. Neugierig sprang er auf und eilte ans Fenster. Eben zog eine große Menschenmenge am Hause vorüber, Männer, Frauen und viele Kinder, die lachten und drängten, stießen sich und hasteten vorwärts. In der Mitte des Hauses

gingen zwei handfeste Männer, sie führten zwischen sich einen jungen Burschen von etwa 18 Jahren, dessen Arme mit derben Stricken umwunden waren. Nur widerwillig schritt der Gefangene vorwärts, halb von den Häschern gezogen, halb durch einige grobe Püffe vorwärts gestoßen. „He, Gevatter,“ rief Meister Strahl auf die Gasse hinunter, „was hat denn der schon am frühen Sonntagmorgen verbrochen?“ „Ach, Ihr seid's, Meister; guten Morgen auch,“ antwortete der Angerufene, indem er stehen blieb und zum Fenster hinaus sprach: „'s ist das alte Lied, da haben zwei Burschen die liebe lange Nacht durchschwärmt und gezecht und nun durch ihr Johlen und Brüllen den Sonntagfrieden gestört; der eine freilich hat lange Beine gemacht und ist glücklich entwischt, aber den da haben die Büttel eines wohlweisen Rats eingeholt und gefangen. Nun, sie werden dem Bürschlein schon Gelegenheit geben, einige Stunden ruhig zu sitzen und über seine Dummheiten nachzudenken.“ Damit eilte er dem Zuge nach, dem nahen Neumarkte zu.

Hier hatte sich die Menge um ein niedriges, käfigartiges Holzhäuschen geschart, dessen Wände von starken Latten gebildet wurden, so daß man von allen Seiten ungehindert durch das merkwürdige Gebäude sehen konnte. Eben war einer der Häscher beschäftigt, mit einem großen Schlüssel das schwere eiserne Vorlegeschloß der niedrigen Gittertür zu öffnen, während sein Amtsgenosse den Gefangenen am Arme festhielt. „Braucht Euch nicht so anzustrengen, lieber Freund, laufe Euch nicht weg“, meinte der Bursche gutmütig, während er wie gelangweilt dem Beginnen des ersten Büttels zusah. Dann blickte er dreist unter die Menge und sagte freundlich lächelnd: „Geht nun wieder nach Hause, gute Leute, habt Dank für die ehrenvolle Begleitung hierher und laßt mich allein mit meinem Hahaha!“ Lautes Gelächter der Menge war die Antwort. Doch da schoben auch schon die kräftigen Fäuste der Wächter den Sprecher ins Häuschen hinein, klirrend fiel die Tür ins Schloß, umständlich verschloß der eine den Zugang zum Kerker, und nachdem er sich nochmals überzeugt hatte, daß der Verschuß auch wirklich fest sei, eilte er seinem Kameraden nach. „Laßt Euch die Zeit nicht zu lang werden!“ rief er noch höhnisch lachend dem Eingesperrten zu.

Gaffend umstanden die Neugierigen das Häuschen, erwartungsvoll, was der Gefangene nun tun werde. Dem aber schien das Gefangensein nicht sehr nahe zu gehen. „Haha, fideles Loch, muß ich sagen!“ murmelte er vor sich hin, die Menge keines Blickes würdigend. Nun setzte er sich nieder auf den Boden. „'Nen bißchen hart, aber sonst ganz gemüthlich“, meinte er, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, gähnte laut und versuchte zu schlafen. Kaum aber hatten dies einige lose Gassenbuben bemerkt, als sie auch schon kleine Steinchen aus der Tasche brachten und nach dem Eingeschlossenen warfen. „Wollt ihr wohl machen, daß ihr

fortkommt, Bengels!“ fuhr dieser unwillig auf, „oder ich werde euch! Werdet noch zeitig genug Bekanntschaft mit diesem Örtchen machen.“ Die Buben brachen in ein schallendes Gelächter aus, und ein neuer Regen von Sand und Steinchen prasselte durch die Latten. Etliche der Jungen zogen allerhand Grimassen, machten lange Nasen, ja einer steckte sogar die Zunge heraus. Zornig sprang der also Gehöbnte gegen das Gitter, rüttelte an den Stäben seines Gefängnisses, schlug mit den Fäusten und stieß mit den Füßen um sich; alles umsonst, die Stangen wichen und wankten nicht. In ohnmächtiger Wut schmähte er die Umstehenden, schimpfte und drohte, ja spuckte nach den Leuten. Doch das reizte die Spottlust der Zuschauer nur noch mehr, und jeder neue Wutausbruch löste unter der Menge, die sich fortgesetzt vergrößerte, immer stärkere Heiterkeit aus. Plötzlich taumelte der Gefangene, die Füße verloren ihren Stand, seine Hände griffen haltlos in die Luft, mit einem Ruck stürzte er gegen die Latten des Käfigs und fiel zu Boden, so daß aus einer Stirnwunde das rote Blut tropfte. Das rohe Volk aber wollte sich fast totlachen über diesen Spaß. Es hatte sich nämlich einer, unbemerkt von dem Eingesperrten, an die Rückseite des Häuschens geschlichen, hatte die Stangen gefaßt und mit kräftigem Schwunge den Käfig mehrere Male schnell herumgedreht; darauf war der Arme natürlich nicht vorbereitet gewesen. Mühsam nur brachte er sich wieder auf die Beine, wild gingen seine Augen im Kreise herum. Da erblickten sie den Krug mit Wasser, den der Häfcher zu ihm hineingestellt hatte. Ein Griff, ein Schwung — und klirrend zerschellte das Wurfgeschloß am Gatter, die Nächststehenden völlig bespritzend. Lautes Händeklatschen und Hurrarufen folgten diesem Ausbruche des Zorns. Da kauerte sich der Unglückliche nieder, schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Von der Kirche her kam ein feingekleideter Herr. Befremdet blickte er auf die Menge, dann fragte er, was hier vorginge. „So seid Ihr wohl nicht aus dieser Stadt, Herr?“ erwiderte der Angeredete, „kennet doch jedes Kind das Narrenhäuschen. Und wenn Ihr wissen wollt, für wen es bestimmt ist, so lest!“ Damit deutete er auf eine Tafel, auf der folgende Reime standen:

Das Narrenhaus verordnet hat
Ein ehrbar Rat in dieser Stadt,
Allen denen zu Straf und Schen,
So Gott, den Herrn, ohn Buß und Reu
Verachten, die am Markte stehn
Und auch etwa spazieren gehn,
Oder sitzen beim Branntwein,
Wenn des Sonntags in der Gemein
Gepredigt wird göttliches Wort.
Auch denen, so werden gehört

Des Nachts, daß sie sich erzeigen
Auf denen Gassen mit viel Schrein,
Oder daß sie treiben Unfug,
Gleich als wären sie nicht halb klug.
Vermahnet sei auch die Jugend,
Daß sie meide alle Untugend.
Denn wer da handelt wider Gott,
Wird hier eintragen Hohn und Spott,
Er sei gleich Knab, Weib oder Magd,
Das laß ihm jeder sein gesagt.

Anno Domini MDLXIII, d. 1. Juli.

„Hm,“ sagte der Fremde, als er gelesen hatte, „ich finde es aber doch grausam, einen Menschen hier einzusperrn wie ein wildes Tier und dem Hohne des Pöbels preiszugeben.“ „Recht mögt Ihr vielleicht haben, Herr,“ gab der Bürger zurück, „aber eine heilsame Strafe ist's, das glaubt mir, und der Übeltäter da wird kaum Verlangen tragen, ein zweites Mal hierherzukommen.“

Unterdessen vergingen die Stunden, immer neue Zuschauer kamen — viele machten ja heute ihren kleinen Spaziergang —, die meisten warfen schadensfrohe Blicke und beißende Spottreden auf den Gefangenen, doch der rührte sich nicht, stumpf lag er am Boden gekauert. Die Sonne war höher am Himmel heraufgestiegen und sandte unbarmherzig ihre glühenden Strahlen auf den Platz. Brennender Durst peinigte den Unglücklichen. „Wasser, Wasser! Mich dürstet so sehr!“ bat er flehentlich mit aufgehobenen Händen, allein man hatte nur rohes Lachen und hohnvolle Bemerkungen für ihn. „Hättet vorhin etwas sparsamer damit umgehen sollen!“ spottete einer von denen, die mit bespritzt worden waren.

Erst am späten Nachmittag erschien der Häfcher wieder und schloß langsam das Türlein auf. „Nun, immer gute Unterhaltung gehabt? — Doch was sehe ich hier? Auch noch städtisches Eigentum verdorben? Da heißt's erst zahlen, mein Freund, und dann herausspaziert!“ Der Gehöhlte schwieg still; schwerfällig, denn seine Glieder waren ganz steif und ungelent geworden, und halb verdurstet taumelte er auf den Platz hinaus und schlich scheu der Frauengasse zu. „Auf Wiedersehen!“ rief ihm noch der Büttel nach, indem er die Pforte wieder sorgsam verschloß.



Ein seltsames Hofkonzert vom Jahre 1615.

Johann Georg I. veranstaltete am 13. Juli 1615 ein großes Konzert, bei welchem ein Oratorium, das die Geschichte von Holofernes enthielt, aufgeführt wurde, von einem gewissen Matheſius Pflaumenkern gedichtet und von dem Hofkantor Hilarius Grundmaus (beide Namen ſind wahrſcheinlich erfunden) in Muſik geſetzt. Der letztere hatte dem Kurfürſten ſeinen Plan zu dieſem großen Muſikfeſte vorgelegt und nicht nur dazu die Erlaubnis, ſondern auch ein Geſchenk von fünf Fäſlein Bier aus der Hofkellerei erhalten.

Hierauf wurden nun alle Muſiker in Deutschland, der Schweiz, Italien und Polen eingeladen, ſich mit ihren Geſellen zu gedachtem Feſte einzufinden und dabei mitzuwirken. Es trafen auch am 9. Juli 576 Inſtrumentisten und, ohne die anweſenden Chorchüler, 919 Sänger hierzu ein. Unter den mitgebrachten ſeltſamen Inſtrumenten führte ein gewiſſer Kapokty aus Kratau eine „greuliche“ Baßgeige mit ſich, die auf einen von acht Mauleſeln gezogenen Wagen gepackt und ſieben Ellen hoch war. An ſelbiger war ein Leiterchen angebracht, auf dem Kapokty, um die hohen und niederen Töne herauszubringen, mit dem Fiedelbogen auf und nieder ſprang.

An dem beſtimmten Tage, dem 13. Juli, wurde das Konzert hinter dem Finkenbüſchlein (wo ſelbiges geweſen, iſt unbekannt) um einen Hügel herum aufgeführt, nachdem die Gerüſte und Erhöhungen für den Hof, die Zuhörer und die Muſiker aufgeſtellt waren. Aus Beſorgnis, daß die große Baßgeige des Kapokty doch vielleicht gegen die Menge der andern Inſtrumente nicht durchdringend genug ſein möchte, ließ der Kantor Grundmaus um die auf dem Hügel ſtehende Windmühle, von einem Flügel zum andern, ein ſtarkes Monochord von einem Schiffſtau ſpannen, das gleichſam den Kontrabaß abgeben ſollte und mit einer Schrotſäge geriffen wurde. An der Seite ſtand eine große Orgel, die der Pater Serapion mit Fäuſten ſchlug. Anſtatt der Keſſelpauken wurden kupferne Braubottiche zu den Chören des Stückes zurechtgemacht, und weil dieſe dem Kantor Grundmaus noch zu ſchwach zu ſein ſchienen, ſo befahl der Kurfürſt, zur Verſtärkung des Paukenſchalls einige Kartäunen herbeizuschaffen, die gehörig geſtimmt und bei der Aufführung ſelbſt vom Oberhofkantonier geſpielt wurden.

Die Aufführung dieſer großen Muſik gelang vollkommen und erregte die allgemeine Bewunderung der Anweſenden. Unter den Sängern zeichnete ſich beſonders die berühmte Sängerin Signora Bigazzi aus Mailand aus, und der zur damaligen Zeit berühmte Violinſpieler Giovanni Scioppi trug einige ſchwere Stücke in höchſter Vollkommenheit vor, indem er die Violine hinter ſich auf ſeinem Rücken ſpielte. Der

Student Rümpler aus Wittenberg sang die Rolle des Holofernes und unter Begleitung der großen Bassgeige eine Bassarie mit einer solchen Stärke, daß alles erzitterte. Dieser hatte hierbei die Begünstigung erhalten, seine an sich gewaltige Stimme durch beliebiges Biertrinken im Gasthose auf kurfürstliche Kosten noch mehr zu verstärken. Das Ganze beschloß eine Doppelfuge, wobei die singenden Chöre in vollem Ernste gegeneinander in Tätlichkeiten gerieten, indem die, welche die fliehenden Assyrer vorstellten, von den losen Chorschülern, welche die siegenden Israeliten bezeichneten, mit unreifem Obste und Erdklößen geworfen wurden, was den Kurfürsten sehr belustigte. Die geworfenen Assyrer und die fremden Sänger konnten nur mit Mühe abgehalten werden, ihren Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wodurch das Schau- und Hörspiel beinahe blutig geendet hätte. — Der Hofkantor erhielt eine Belohnung von einem Fäßchen Niersteiner und 50 meißnischen Gulden.

Ein „Held“ im Trinken.

Unter Johann Georg I. setzte man in Deutschland noch eine besondere Ehre darein, recht viel trinken zu können und glaubte damit die Sitten unsrer deutschen Väter in größter Reinheit zu erhalten. Es gab bis in die höchsten Kreise hinauf Männer, die das Unglaublichste an Getränken zu sich zu nehmen vermochten. Doch als größter Trinker galt an Johann Georgs Hofe der kaiserliche Gesandte, dessen Name nicht genannt wird. Er rühmte sich, daß ihm in des Kurfürsten gesamten Landen kein Mensch an Virtuosität im Trinken gleichkäme.

Um diesen Prahler zu beschämen, ließ der Kurfürst den Bürgermeister Koswig aus Finsterwalde an seinen Hof entbieten und in einer Karosse, wie sein Enkel meldet, abholen. Der Kurfürst befragte ihn bei seiner Ankunft, ob er sich getraue, auf 22 Maß Bier Bescheid zu tun, es gelte eine ansehnliche Wette. Der Bürgermeister sagte zu, und als ihm der Gesandte 22 Maß Bier zugetrunken und er ihm Bescheid getan hatte, trank er dem Gesandten noch einmal 22 Maß zu. Dieser konnte nur die Hälfte hinterbringen, erklärte sich für überwunden und rief: „Der hat den Teufel mit Saufen!“

Taubmann, der „lustige Rat“ am kurfürstlichen Hofe zu Dresden.¹

Wie Taubmann wieder an den Hof kommt.

Einmal war Taubmann beim Kurfürsten Johann Georg I. dermaßen in Ungnade gefallen, daß er auf der Stelle den Hof verlassen

¹ Friedrich Taubmann, Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, war zugleich „lustiger Rat“ am sächsischen Hofe. Er starb 1613.

mußte, und zwar mit der Drohung, von Hunden fortgehetzt zu werden, falls er sich noch einmal blicken lasse. Taubmann aber machte sich ungeachtet jener Drohung alsbald gen Dresden wieder auf, nachdem er vorher drei lebendige Hasen erlangt hatte, die er unter seinem Mantel verborgen trug. Kaum hatte er den Schloßhof betreten, so stürzten auch schon einige Hunde auf ihn los. Da gab er dem ersten Hasen die Freiheit, und sofort jagten die Hunde hinter ihm her. So gelangte Taubmann an die Treppe zu den kurfürstlichen Gemächern, und wieder heulten und kläfften ihm Hunde entgegen. Nun ließ er den zweiten Hasen fahren, und die Meute fuhr wie besessen auf den Armen los. Endlich betrat er den Saal, in dem er den Kurfürsten auf und ab gehen hörte. Dieser hezte sofort Rüden auf ihn, in demselben Augenblicke ließ Taubmann seinen dritten Hasen laufen, worauf im Saal ein so tolles Treiben begann, daß Johann Georg sich vor Lachen krümmte und den kurzweiligen Rat in Gnaden wieder aufnahm.

Taubmann bringt einem Franzosen die Bedeutung der deutschen Sprache bei.

Am Hofe des Kurfürsten Christian II. erschien auch einmal in besonderer Mission ein französischer Edelmann, und bei der Tafel leitete sich die Unterhaltung auf die deutsche Sprache über. Der Franzose fand sie schwerfällig und besonders schwierig dadurch, daß sie überflüssige Wörter habe. Taubmann bestritt das entschieden und verlangte Beweise. „Sehet,“ sprach der Gesandte, „Ihr speiset und Ihr esset, was doch dasselbe ist, Ihr sendet und Ihr schickt, was wieder dasselbe ist.“ „Rein,“ versetzte Taubmann, „darin ist ein großer Unterschied. Wir speisen in Wittenberg durch die Gnade der kurfürstlichen Durchlaucht 150 arme Studierende, aber wir essen sie nicht. Ihr seid ein Gesandter, aber kein geschickter.“ Natürlich brach ein großes Gelächter aus, zu dem der Kurfürst das Zeichen gab.

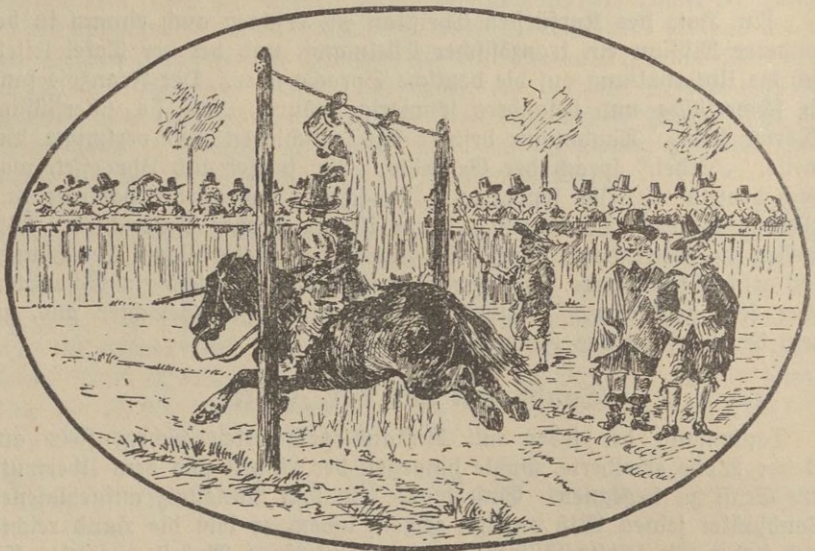
Taubmann und der Junker.

Taubmann, der jeden mit Anstand geäußerten Scherz stets auf gleiche Weise erwiderte, wußte hingegen der Roheit und dem Übermuth mit Ernst zu begegnen. Einst wollte ein von Adelsstolz aufgeblasener Landjunker seinen Witz an ihm zeigen, indem er ihm die Hand reichte und dabei mit selbstgefälliger Freude über seinen Einfall ausrief: „Ei, ei, Herr Professor, was macht Ihr denn zu Hause, daß Ihr so grobe und harte Hände habt? Man könnte Euch wahrhaftig für einen Drescher halten.“ „Da hätte man so unrecht nicht,“ entgegnete ihm trocken Taubmann, indem er ihm die Hand drückte, „denn ich halte ja soeben den Flegel in der Hand.“

Eine Unterredung zweier „Tauben“.

Hedwig, Kurfürst Christian II. Gemahlin, wünschte Taubmanns Gattin kennen zu lernen und forderte ihn deshalb auf, sie demnächst mit nach Dresden zu bringen. Taubmann schützte vor, seine Frau sei stocktaub und eine Unterhaltung mit ihr unangenehm, allein die Kurfürstin bestand auf ihrem Willen. Da gab er seiner Frau den Willen der Landesmutter kund und sagte ihr: „Schreie nur aus Leibeskraften, wenn du ihr antwortest, denn sie ist stocktaub.“ Als nun beide Frauen in voller Hofgesellschaft zusammenkamen und sich in der fürchterlichsten Weise und unter den tollsten Grimassen anschrrien, vermochte sich niemand des heftigsten Gelächters zu erwehren, um so weniger, als der Kurfürst, von seinem lustigen Rat vorher verständigt, der Gesellschaft ein Zeichen gab, das die Täuschung verriet. Endlich ging auch beiden Frauen ein Licht auf, was sie ebenfalls in die allgemeine Heiterkeit einstimmen ließ. Die Kurfürstin wurde fast krank vor Lachen.

Ein Bogelschießen zu Dresden im Jahre 1660.



„Bist bald fertig, Bärbe?“ fragte ungeduldig ein junger, hochgewachsener Bauernbursche zur angelehnten Kammertür hinein. Schon längst hatte er sich in seinen Sonntagsstaat geworfen und schritt nun wartend in der niedrigen Stube eines Strehleiner Häuschens auf und ab. „Gleich, Thomas“, antwortete die Schwester, ein hübsches, schlän-

fes Mädchen, indem sie an ihrem bunten Nieder emsig nestelte und dann prüfend mit der Hand noch einmal durch ihre starken blonden Zöpfe fuhr. Galt es doch, sich zum seltenen Feste zu schmücken, denn drinnen in der Stadt sollte heute auf Wunsch des Kurfürsten Johann Georg II. ein großes Vogelschießen angestellt werden, das erste seit dreißig Jahren. Die schlimme Kriegszeit mit ihren Nöten und Bedrängnissen hatte keine Muße für solche Vergnügungen gelassen, nun aber war ja Friede, goldener Friede im Lande, und heut, am 24. Juni 1660, wollte man wieder einmal recht lustig und fröhlich sein.

Bald hatte Barbara ihren Anzug beendet, und hurtig schritten die beiden Geschwister durch taufrische Wiesen und reisende Felder der Residenz zu. Mit wohlgefälligem Lächeln blickte der ernstere Thomas auf die jüngere Schwester, die mit den steigenden Lerchen um die Wette trillerte und jubilierte und munter bald einem buntschillernden Falter nachsprang, bald aufatmend stehen blieb und tausend neugierige Fragen an den Bruder zu stellen hatte. „Geh nur gemach,“ mahnte dieser gutmütig, „kommst sonst müd zum Fest und bist nit geschickt zum Laufen.“ „Ach ja, Thomas,“ meinte das Mädchen nachdenklich, „das wäre schön, wenn wir einen Preis heimbrächten. Was würde die Mutter für Augen machen!“ „Nun, nun,“ meinte der Bruder, vergnügt auf seine langen, sehnigen Beine herabblickend, „und auch du, Bärbe, bist der Flinksten eine. Wollen uns nur recht anstrengen.“ Fröhliches Zwiegespräch kürzte ihnen den Weg, und in Bälde standen die Geschwister vor der Festung mit ihren Wällen und trutzigen Türmen. Unter dem Tore, das heute auch während des Gottesdienstes geöffnet blieb, drängten sich Landleute aus den Dörfern Striesen, Reich, Blasewitz und Tolkewitz. Sie alle kamen auf Befehl des Rats der Stadt in sauberer Kleidung, mit reinlichen Krausen geschmückt und wehenden Federbüschen auf den Hüten, Reiter auf stattlichen Gäulen und Fußgänger in dichtem Gewimmel. Selbst der sonst so bärbeißige Torwart lehnte heute gutgelaunt an der Mauer, scherzte mit den schmucken Dorfmadchen und gab nur acht, daß sich kein zerlumptes Gesindel heimlich in die Stadt einschleiche. Auch in den engen Straßen fluteten bereits frohgeputzte Menschen; gewaffnete Bürger, gar achtungsgebietend in ihren neuen schwarz und gelb verbrämten Uniformen sich ausnehmend, traten hier und da aus den teppichgeschmückten Häusern und eilten dem Markte zu, wo sie sich sammeln sollten; reich in Samt und Seide prangende Patriziersfrauen und Bürgerstöchter rauschten stolz und ehrsam durch die Gassen, und die Pracht ihrer Kleidung, wie die funkelnden Ketten und Juwelen erregten die unverhohlene Bewunderung und den heimlichen Neid der einfachen Landkinder.

In der Seegasse war eine Wirtschafft. Darin ging es laut und lustig her. Auch Thomas und seine Schwester traten ein. Fast war der

Raum schon gefüllt mit Bürgern und Bauern aus der Umgegend, die dicht aneinandergeschart auf den harten Holzbänken sich drängten. Forschend glitten die Augen des jungen Strehleners über die schwagende Menge. Plötzlich wurde er angerufen. „He, Thomas, hierher!“ schrie jemand aus der Ecke, „wirst auch mit laufen draußen auf der Wiese?“ „Das wollt' ich meinen, Veit!“ lachte jener und schüttelte einem stämmigen, breitschultrigen Manne kräftig die Hand zur Begrüßung, dann zwängte er sich mit Bärbe an den Tisch, indem einige Umsitzenden etwas Platz machten. Manche mochten dem Biere schon reichlich zugesprochen haben, das verrieten ihre geröteten Gesichter und schläfrigen Blicke, andere der Gäste kauten mit vollen Backen an ihrem Frühstücke. Da ward es in der Stube laut. Zur Tür herein sprang ein Mensch, mit einem Sack war er droben auf dem Tische. Aus lauter bunten Flecken war sein Kleid zusammengenäht, auf dem Kopfe saß eine rote Narrenkappe mit flirrenden Schellen, Backen und Stirn waren blau und grün geschminkt, und selbst an den Schuhen klingelten kleine Glöckchen. Schon dieser seltsame Anpuß erregte die laute Lust der Gäste; als jedoch der Possenreißer den Mund aufthat und mit krächzender Stimme derbe Späße und komische Lieder vortrug, dazu die entsetzlichsten Grimassen schnitt, da wollten die biedereren Leute vor Vergnügen bersten, wahre Lachsalven durchdröhnten das Haus, und mancher schlug klatschend die Schenkel oder stieß vor Vergnügen den Nachbar in die Seite. So trieb es der Spaßmacher eine gute Weile. Wie im Fluge verrann den lustigen Leuten die Zeit, und unvermerkt war die erste Stunde herangekommen. Plötzlich ward die Tür wieder aufgerissen, und herein stürmte, mit einer großen Klatsche um sich schlagend, Georg Ferber, der Britschmeister, geradeswegs auf den Hanswurst zu. Dieser den Mann mit der Klatsche erblickend, mit einem komischen Sack vom Tische herab und zur Tür hinaus sein, war das Werk eines Augenblicks. Dröhnendes Gelächter hallte ihm nach, der Britschmeister aber schrie in verstelltem Zorn: „Raus, ihr Bauern! Schert euch zum Zuge! Sitzt das faule Gesindel hier und läßt sich's wohl sein.“ Damit hieb er aufs neue in die lustige Gesellschaft ein, daß Männlein und Weiblein lachend und schreiend auseinanderstoben und dem Ausgange zudrängten. Nur einer blieb ruhig in seiner Ecke sitzen, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Doch mit einem Sprunge hatte ihn der Britschmeister gepackt, über die Bank geworfen, und eins — zwei — drei — sausten die Schläge klatschend auf seinen Rücken nieder. Endlich kam er frei, und spornstreichs lief der also Durchgebläute mit verdunktem Gesichte seinen Gefellen nach, verfolgt von Ferber, der seine Britsche wirbelnd schwang.

Auf dem Altenmarkte stand die Bürgerwehr schon in Reih und Glied, geführt von den Viertelsmeistern; Pfeifer und Zinkenisten bliesen einseitigen ein lustiges Stücklein auf. Eine andere Gruppe ward gebildet von

den drei Schützenältesten; zwei von ihnen trugen reichvergoldete Brustschilde, die früher vom Landesherrn gestiftet worden waren, als er die Schützenkönigswürde errungen hatte, der mittlere aber hatte das große silberne Vogelschützenkleinod, die Vogelkette, umgehängt. Eigentlich sollte die der Schützenkönig tragen, allein der war vom Jahre 1630 her nicht mehr am Leben. Neugierig staunten Thomas und Bärbe diese Prunkstücke an. Auch sahen sie zwei Knaben mit Fahnen und Kränzen, den Zieler der Büchenschützen mit der Lade auf der Schulter und den Zieler der Armbrustschützen mit einem großen Vogel. Zwei stattliche Burschen trugen Körbe voll Zitronen und Pomeranzen. Barbara wollte wissen, wozu die bestimmt seien, und man sagte ihr: „Jeder Schütze, der einen Treffschuß getan hat, erhält eine solche.“ Ein Diener hielt den kostbaren Königsbecher, daneben standen als Ehrengelict der Stadtwachtmeister und der Marktmeister mit großen Fahnen. Weiterhin sah man würdige Herren, je drei und drei. „Die Ratsherren!“ flüsterte Thomas der Schwester ins Ohr, dann gingen sie mit ehrerbietigem Gruße vorüber. „Die Bauern hinten antreten!“ erschallte da ein Befehl, und die Geschwister eilten mit den andern zurück, am Bürgermeister, an den Viertelsmeistern, den Schützen und Stadtmusikanten vorüber. Ganz hinten wurden sie in den Zug eingereiht: voran der Bauernkommandant, auch „schwäbischer Bauer“ genannt, dann zwei Schalmeier und ein Dudelsackpfeifer und zwölf Bauern zu Pferde mit langen Rennstangen, an denen die Gewinste, Hemden, Schuhe, Strümpfe, Schnupftücher und dergleichen, hingen. Auch der Späzmacher hatte sich wieder eingefunden in Begleitung noch eines Genossen und trieb allerhand Unfug und neckte die Mägde und Knechte, die zu Paaren angestellt wurden. Den Schluß bildeten zwei Geiger, ein Sackpfeifer, drei Schenken mit Körben und Gläsern, drei Bierschröter mit einem schwarzgelb bemalten Fasse und ein Böttcher samt acht Lehrjungen, die große Reifen trugen.

Da verkündeten hallende Schläge von der Kreuzkirche her die Mittagsstunde. Befehle ertönten, mit vollen Backen bliesen die Musikanten in ihre Instrumente, und unter Pfeifen und Gedudel, Lachen und Scherzen setzte sich der Zug nach der Schloßgasse hin in Bewegung. Durch das Sporergräßchen schwenkte er nach dem Südenhose, wo die kurfürstlichen Herrschaften vom Stallgebäude heruntersehauten, dann ging es weiter durch die Birnische Gasse¹ hinaus auf den Festplatz, die Pfingstwiese bei den Ziegelscheunen. Überall in den Gassen drängten sich frohe Menschen, belustigt lachten sie über die Späße der Hanswürste, und manch derbes Scherzwort flog herüber, hinüber.

Auf der großen Wiese nahe der Elbe hatten seit einigen Tagen fleißige Zimmerleute im Schweiß ihres Angesichts geschafft, Äxte und Sägen

¹ Jetzt Landhausstraße.

hatten sie hurtig gebraucht, und derbe Späne waren umhergeschlagen, hatte es doch gegolten, eine neue stattliche Vogelstange zuzurichten, zahlreiche Zelte für die Herrschaft, den Rat, die Schützen und Schiedsrichter und Bretterbuden als Vorratsräume für Speise und Trank aufzuschlagen. Die Herren vom Raie drinnen hatten geglaubt, man sei schon am 22. Juni mit dem Richten der Vogelstange fertig, darum waren sie — zwei zu Schießmarschällen ernannte Ratsherren samt dem regierenden Bürgermeister nebst den Ältesten der Schützengesellschaft — am Abend auf die Wiese hinausgefahren, mit ihnen auf dem Rutscherbocke, allen sichtbar, der Zieler im schwarzgelben Rocke, den Vogel vor sich haltend. Das war ein gar stattlich buntes Ding, zwanzig Pfund schwer, Kopf und Hals blau, das Korpus grün, die Flügel rot und der Schwanz gelb gestrichen, dazu trug er eine vergoldete Krone, in der Mitte einen Busch von Hahnenfedern und um den Hals ein Band von Goldfäden. Da aber der Bau der Vogelstange noch nicht vollendet war, so hatte man ihn nicht aufziehen können und einstweilen in das kurfürstliche Zelt gesetzt. Nun aber ragte die 83 Ellen hohe Stange kühn hinaus in die Lüfte, und an ihrer Spitze prangte frei und stolz der schillernde Vogel.

Um den weiten Festplatz schob und stieß sich eine gewaltige Menschenmenge, Städter und Landleute aus der Umgebung, selbst auf den Dächern der Ziegelgasse hatten manche einen lustigen Sitz gefunden, und die lieben Gassenbuben saßen aneinandergedockt auf den hohen Gartenmauern oder hingen verwegen in den Ästen der Bäume, die am Wege standen. Gewaffnete Bürger konnten nur mühsam die Andrängenden zurückhalten. Da ward der Ruf laut: „Sie kommen! Sie kommen!“ und nun stürmte alles vor. Verzweifelt hieben die Pritschmeister in das Getümmel, dem Kurfürsten und seinen hohen Verwandten eine Gasse zu bahnen bis zu dem Zelte, das Schweizertrabanten und Bürger bewachten. Davor hatte sich der Rat der Stadt aufgestellt, um die fürstlichen Herrschaften zu begrüßen, mit gnädigem Händedruck dankte der Kurfürst jedem einzelnen. Sofort nahm das Schießen seinen Anfang. Wer daran teilnehmen wollte, mußte vorerst zwei Taler entrichten, dann wurden die Bolzen mit den Namen der Schützen — es waren 61, meist Adlige, Offiziere und hohe Beamte — beschrieben, denn ein jeder mußte seinen eigenen Bolzen haben. Ein Knabe rief mit lauter Stimme die Schützen auf, und bald schwirrte der erste Pfeil von der Sehne. Zischend durchfurchte er die Luft, dann senkte er sich in langem majestätischen Bogen zur Erde nieder: er hatte sein Ziel verfehlt, nahe am Vogel war er vorbeigefahren. Ein zweiter Pfeil schnellte von der Armbrust, trachend brach er sich an dem hölzernen Ungetüm droben, daß es wie unwillig erbebte, nun stürzte er, sich oft überschlagend, jäh und senkrecht herunter. Beifälliges Geschrei und Händeklatschen lohnte den Treffer, und ein Knabe überreichte dem sicheren Schützen mit artiger Verbeugung den

Dank, einen Nelkenkranz. Bald folgte Schuß auf Schuß, hin und wieder eine Feder aus dem Gefieder des stolzen Vogels reißend, gar mancher glückliche Schütze heimste das Lob des Kurfürsten ein, der sich mit seinem Sohne lebhaft am Schießen beteiligte, der Zitronen und Pomeranzen im Korbe wurden immer weniger, und die Preisrichter hatten alle Hände voll zu tun.

Thomas hatte mit seiner Schwester diesem Treiben eine ganze Weile zugesehen. Da hörten sie in der Nähe stürmisches Gelächter. Neugierig liefen sie beide dorthin. Unweit der Vogelstange war eine andere 36 Ellen hohe Stange aufgepflanzt, an ihrem Wipfel schaukelte sich im leichten Winde ein zierliches Maibäumchen, in dessen Gezweig eine Trommel, eine Schalmel, eine Bierkanne und eine Rolle mit Bindfaden befestigt waren. Klang da nicht Hahngeschrei? Richtig, in dem Busche hoch droben saß auch ein lebender Haushahn, dem mochte dieser lustige Aufenthaltsort nicht sonderlich behagen. „Nun, Michel,“ sagte einer zu einem ziemlich einfältig dreinschauenden Bauernburschen, „hättest keine Lust, dir den Gockel zu holen oder ein paar Taler zu verdienen?“ „Oha, hätt' schon“, meinte jener bedächtig und warf seine Jacke ab. Prüfend sah er am Baume hinauf. Manche der Zuschauer, die den Scherz kannten, kicherten verstohlen und stießen sich heimlich in die Seite. Jetzt fing der Bursche an zu klettern: eins — zwei — eins — zwei! Begehrlich hing sein Blick an dem halben Talerstück, das in einiger Entfernung über ihm an der Stange schwebte. Also weiter. Doch was war das? Wie sehr er auch die Beine um den Stamm klammerte, wie sehr er auch mit den Händen zog und stemmte, umsonst, immer wieder rutschte er zurück. Noch einige frampshafte Versuche, dann glitt er pfeilschnell abwärts. Die Menge brach in tosendes Gelächter aus. „Hast eh nit bedacht,“ spottete man, „daß die Stange mit Öl und Seife eingerieben war? Schau dich nur an!“ Wie sah der Bursche aus! Hemd und Hose über und über mit klebrigem Schmutz bedeckt. Ärgerlich raffte der Gefoppte seine Jacke auf und schlich mißmutig davon. Lange fand sich niemand, der einen neuen Versuch wagte. „Ist denn kein Loshwitzer da?“ fragten die Leute, denn diese waren durch ihre Geschicklichkeit im Klettern bekannt. Endlich trat ein junger Handwerksgefell herzu, aber er hatte nicht mehr Glück als sein Vorgänger, auch er glitt von der glatten Stange ab und mußte unter dem gutmütigen Gespött der Menge das Feld räumen.

An einem andern Orte hielten die Bauern aus den Dörfern Plauen, Strehlen, Striesen usw. zu Pferde, in der Rechten trugen sie lange Stangen. In einiger Entfernung vor ihnen war ein seltsames Gerüst aufgebaut. Zwischen zwei senkrecht in die Erde gerammten Pfählen schwebte an einem Seile eine Wanne, an deren Boden ein großer Ring angebracht war. Jetzt sprengte der Vorderste im Galopp auf die Pfähle

zu. Scharf hatte er den Ring ins Auge gefaßt, nun ein Ruck, ein Stoß, und sicher fuhr die lange Stange durch die Öffnung hindurch. Lauter Beifall lohnte den gewandten Reiter. Der Zweite kam an die Reihe. Er mochte wohl am Vormittage des Guten schon zu viel getan haben, denn sein Gesicht glühte in verdächtiger Röthe, und seine Augen blickten verschwommen. Ein Zeichen, er galoppierte los. Wieder hatte er den Stab schräg gehoben, aber zu hoch gerichtet, prallte er wuchtig an das Gefäß. Das schwankte, kippte um und übergoß den Ungeschickten mit einem nassen Sturzbade. Ach, lachte da das Volk! Das Pferd aber, scheu gemacht durch den unverhofften Wasserguß und das schallende Gelächter, hob sich steil auf die Hinterbeine, und da sein Reiter ohnehin nicht fest im Sattel war, setzte es ihn mit derbem Plumps auf die Erde. Einige Zuschauer sprangen hinzu, andere liefen dem reiterlosen Pferde nach. Da aber der Bauer — er war ja ins hohe Gras gefallen — sich schnell wieder erhob und nur mit der Hand den durchnäßten schmerzenden Rücken rieb und dazu ein komisch verdutztes Gesicht zog, so erschallte aufs neue brausendes Lachen, und beschämt machte er sich davon.

Die beiden Geschwister hatten auch mit in der Menge gestanden, die Zeit war wie im Fluge verstrichen. Erschrocken rief jetzt Thomas: „Komm, Bärbe, laß uns eilen, sonst kommen wir zu spät zum Laufen!“ Sie kamen gerade zurecht, eben wurden die Burschen und Mägde angestellt, Paar um Paar. Gespannt und mit vorgeneigtem Körper erwarteten sie das Zeichen. Jetzt zählte der Richter, indem er in die Hände klatschte: „Eins — zwei — drei!“ Pfeilschnell schossen die Burschen davon, nicht minder geschwind die Mädchen. Kaum berührten sie flüchtig den Boden. Hei, wie flogen da die Beine, die Arme, die Rittel! Mit aufmunterndem Zuruf feuerten die Umstehenden die Läufer an. Jetzt hatten sie das Ziel erreicht, Thomas war der Erste. Mißmutig hinkte der Geschlagene hinterdrein. Auch Bärbe hatte ihre Nachbarin weit zurückgelassen. Froh blickten die Geschwister einander an, noch aber war der Kampf nicht beendet. Wieder lief Paar um Paar, hierauf stritten die Sieger miteinander, bis schließlich doch Thomas und Barbara als Erste aus dem heißen Wettstreit hervorgingen, begrüßt von dem Jauchzen der Menge. Hochrot von der Anstrengung und freudigem Stolz drückten die beiden einander die Hände, und Bärbe sagte ein über das andere Mal: „Was wird nur die Mutter dazu sagen! Wird die eine Freude haben.“ Nun war ihnen der Tag noch einmal so schön.

Bald gingen sie wieder auf dem Festplatze umher. Gleich neben dem Gerüste für das Wasserstechen war ein ganz ähnliches errichtet, nur daß an dem Seile nicht eine Wassertonne befestigt war, sondern mit dem Kopfe nach unten eine lebende Gans hing, deren Beine zusammengebunden waren. Die Bauern versuchten nun, ihr beim Durchreiten den Kopf abzureißen, doch das gelang nur wenigen, denn Kopf und Hals

des armen Tieres waren durch Einseifen schlüpfrig gemacht, und mancher der Häfcher verlor bei dem Greifen das Gleichgewicht und stürzte aus dem Sattel. Dieses rohe Schauspiel widerte Barbara an, deshalb wanderten beide Geschwister bald weiter.

In einer Ecke hatten die Kannegießer ihre Bude aufgeschlagen. Ach, wie das glitzte und blitzte! Große bauchige Kannen, schwere Bierseidel, große und kleine Schüsseln und Teller, aber auch zierliche Leuchter und Salznäpfschen, alles von funkeln dem Zinn, waren da zur Schau gestellt, und diese Herrlichkeiten konnte man durch einen glücklichen Wurf mit dem Würfel erlangen. Der Besitzer der Bude stand auf einem hölzernen Schemel und lud mit beredten Worten die gaffende Menge zu einem Versuche ein: „Immer heran, Leute, immer heran! Der Wurf heute nur einen Groschen. Jede ungerade Nummer gewinnt. Immer heran, heran!“ Begehrlich haftete der Blick Thomas' auf einem glänzenden Krüglein. Der Ausschreier bemerkte dies, neigte sich herunter und sagte schmeichelnd: „Gelt, das wär' was Feines für Euer Sonntagsbier! Versucht nur Euer Glück, mein Bursche; jede ungerade Nummer gewinnt, und jeder Wurf heute nur einen Groschen.“ Spöttelnd sagte einer von den Neugierigen: „Beh, Sud, hast ja doch nur Gerade auf deinem Würfel!“ Wütend fuhr der Ausschreier auf: „Pack dich fort, Maulaff! Hast kein Geld und vertreibst mir die Kunden.“ Fragend hatte Thomas seine Schwester angeschaut, dabei glitten seine Finger lieblosend über einige Geldstücke, die er im Hosensack trug. Sie waren sein ganzes Ersparnis für lange, harte Arbeit. Sollte man's wagen? „Ich versuch's einmal“, sagte er dann leise vor sich hin, trat an den Tisch und legte einen Groschen darauf. Nun nahm er den Becher mit dem Würfel in die Hand. Lange schüttelte er, dann stülpte er ihn rasch um. Der Würfel kollerte eine Weile, dann blieb er liegen. Auf seiner Oberfläche stand eine Vier. Ärgerlich wandte sich Thomas ab, die Frage, ob er sein Glück nicht noch einmal probieren wolle, mit kurzem Kopfschütteln verneinend. Bärbe tröstete ihn über sein Mißgeschick mit der Erinnerung an den Gewinn im Wettlauf, da erhellte sich die Miene des Burschen bald wieder.

Plötzlich schrie Barbara erschrocken auf. Hinter einer Bude war ein Pickelhering² unvermutet hervorgesprungen, gerade auf das Mädchen zu. Rasch eilte sie davon, der Narr aber war verschwunden. In einem Zelte daneben waren lange Tafeln aufgestellt, mit Rosenstöcken besetzt und mit Nelken bestreut. Hier wurden die vornehmen Gäste bewirtet, manch fröhlicher Trunk ward auf des Rats Kosten getan, und selbst die Frauen nippten öfters an dem duftenden Erdbeer- und Himbeerwein. Freilich etlichen war das feurige Getränk zu schwer, sie labten sich an einem Glase frischer Milch. Zwischen den Reihen stiegen die Viertelsmeister

² Spafsmacher.

in Mantel und Degen würdevoll auf und ab und boten den Damen bald süßen Kuchen, bald Schalen mit frischem Obste an. Die Herren aber ließen sich den zarten westfälischen Schinken wohlschmecken, auch der fette holländische Käse fand zahlreiche Liebhaber. Andere waren bescheidener und hielten sich an die frischen Knackwürste und Semmeln. Hier und da saß auch wohl eine Gruppe bei den Karten oder huldigte eifrig dem Würfelspiel.

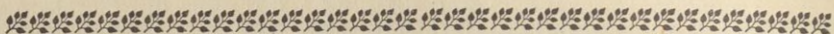
Vor dem Zelte hörte man den einfachen Ton der Schalmeyen und Saitenspiel, dazu sprangen unermüdet und geschickt die Böttcherjungen durch große Reisen und ernteten bei den Zuschauern viele Anerkennung. Mehrere Zwerge trieben ein ausgelassenes Spiel mit den Pickelheringen, zupften und zausten sie an ihren langen falschen Bärten, schlugen muntere Purzelbäume oder fuhren den Pritschmeistern unversehens in die Beine. Dann sauste die Pritsche, aber gewandt waren die flinken kleinen Kerle entwischt. Selbst vier Studenten aus Jena hatten sich eingefunden, sie machten im Umherziehen Musik.

Noch immer flog Bolzen um Bolzen nach dem großen Vogel, denn wenn er auch viele Federn hatte lassen müssen, sein Körper hing unversehrt hoch droben, wiewohl schon mancher Schuß daran verschwendet worden war. Nun aber brach die Dämmerung stärker herein, ein sicheres Zielen war da nicht mehr möglich. So brach man für heute das Schießen ab. Thomas und Bärbe eilten nach dem Sammelplatze, denn nun kam die Hauptsache, die Preisverteilung. Einige Dorfrichter hatten die Sieger sorgfältig aufgeschrieben und lasen die Namen der Glücklichen laut vor. „Martin Damm von Plauen!“ Ein kräftiger Bursche trat herzu und empfing den ersten Preis beim Wasserstechen und Gänserennen: drei gererbte Kalbfelle und zwei von den geköpften Gänsen. Schmunzelnd und reich beladen trat er zurück. Ein anderer erhielt ein Paar Schuhe, ein dritter einen Hut mit glänzender Schnur und prächtigem Federbusch, eine muntere Kleinmagd ein Paar rote Strümpfe und ein junger Knecht gar ein ABC-Buch. Kopfschüttelnd drehte der seinen Gewinn nach allen Seiten. Was sollte er damit anfangen? Konnte er doch die kuriosen Zeichen darin nicht verstehen. „Thomas Leschke von Strehlen!“ rief jetzt der Preisrichter. Stolz trat dieser vor und nahm seinen Preis, ein Paar Handschuhe, in Empfang, während seine Schwester einen schönen Kittelrock von blauem Barchent und ein grünes Nieder mit Schnüren davontrug. Fast neidisch blickte Thomas auf die glückstrahlende Schwester. Aber schon drängten andere vor, denn noch gab es der Preise viel, Schnupftücher, Strümpfe, Schuhe, Hemden usw. Plötzlich ward ein großer Auflauf. Zeternd und keifend verlangte die kurzweilige Rätin der Kurfürstin, die auch mit gelaufen war, den Rock Barbaras und versuchte, dieser den Gewinn zu entreißen. Doch Thomas schob mit starker Hand die Schimpfende und Heulende beiseite, und auch der Richter wies

sie achselzuckend ab. Da erspähte sie einen Ratsherrn. Zu dem lief sie und erzählte mit kläglichen Worten, wie sie so gut gelaufen wäre und den ersten Preis zu beanspruchen habe. Der Ratsherr hörte sie geduldig an, tröstete sie und versprach schließlich, er wolle sehen, was sich tun lasse. Sie erhielt auch wirklich, freilich erst später und wahrscheinlich in Rücksicht auf die gnädigste Herrschaft, acht Ellen schönen Doppeltaffet zu einem Rocke. Die Geschwister aber eilten nach Hause, denn der Abend war mittlerweile hereingebrochen und der Weg nach Strehlen weit.

In den Straßen der Stadt herrschte noch lange ein ungewöhnliches Leben. Namentlich in der Pirnischen Gasse wogte die schaulustige Menge auf und nieder, von bewaffneten Bürgern in den Schranken gehalten. Das Haus des regierenden Bürgermeisters Brehme strahlte im reichen Lichterglanze, und liebliche Musik tönte daraus hervor. Droben saß der Kurfürst mit seiner Gemahlin und andern Fürstlichkeiten bei der Tafel, während Bürgermeister, Ratsherren, Viertelsmeister und Ratsbeamte ihnen aufwarteten. Für die Mitglieder des Rats und die übrigen Gäste vom Adel, die hier nicht Platz gefunden hatten, war anderweit gedeckt; es mochten zusammen etwa 60 Personen sein. Was diese verzehrten, war nicht gerade unbedeutend. Vier Schöpfe, das Stück zu drei Talern, ebensoviel Rälber, je zwei Taler zwölf Groschen wert, fünf Lämmer, dazu 88 Pfund Rindfleisch, das Pfund für einen Groschen, vier Rindszungen und zwei Hasen wurden verbraucht, außerdem hatten Duzende von türkischen Hähnen, Kapauen, alten und jungen Hühnern, ferner zahlreiche Lachse, Karpfen, Hechte, Forellen, Male und Krebse ihr Leben lassen müssen. Dazu wurden gewaltige Berge von Kuchen verspeist und ansehnliche Mengen an Wein und Bier getrunken. Leerte man doch einschließlich des Verbrauchs in den Zelten draußen auf dem Festplatze $2\frac{1}{2}$ Eimer Rheinwein für 54 Taler, ein großes und ein kleines Stückfaß Neckarwein für 67 Taler, $1\frac{1}{2}$ Faß sechsjährigen Landwein für 75 Taler, außerdem 2 Faß Zerbster Bier für 26 Taler, 1 Faß Würzener Bier für 9 Taler und $5\frac{1}{2}$ Faß hiesigen Bieres, wovon das Faß 7 Taler kostete! Bis in den graublen Morgen hinein saßen die Gäste beisammen, erst nach 2 Uhr nachts fuhren die fürstlichen Herrschaften beim Scheine der Windlichter nach dem Schlosse.

Am späten Nachmittage des nächsten Tages eilte Thomas Leschte nochmals von Strehlen herein auf die Festwiese. Er kam gerade dazu, als der Königsschuß fiel. Der Landvogt der Oberlausitz, Freiherr von Callenberg, hatte ihn getan und sich damit die Würde des Schützenkönigs errungen. Bürgermeister Brehme beglückwünschte ihn im Namen des Rats und traf Anstalten zur Verteilung der Gewinste. Bald rasselten die Trommeln, es schrillten die Pfeifen, die Schützen zogen mit ihren Fahnen heran und trugen die Preise vor das kurfürstliche Zelt. Der Britschmeister hielt eine launige gereimte Anrede, dann überreichte er



die Gewinne: dem Schützenkönig einen prächtigen, vergoldeten Becher im Werte von 28 Talern, für den Kopf und die Flügelstücke reiches Silbergeschirr, ebenso für das Schwanzstück, das der Kurfürst selbst heruntergeschossen hatte. Auch war ein wohlriechender Würznelkenkranz mit eingeflochtenen Perlen bereitgehalten worden für den Fall, daß eine fürstliche Person den Vogel abschießen würde. Dieser wurde nun für künftige Fälle aufgehoben, dagegen gelangten noch 41 Geldgewinne in der Höhe von 1 Taler 9 Groschen bis zu 3 Groschen herab für geschossene Späne zur Verteilung, alle bestanden aus lauter neugeprägten Münzen und waren in türkisches Papier eingewickelt.

Auch der Kletterbaum war so ziemlich seiner Schätze beraubt. Schon am Vormittage hatte ein Böhme namens Hans Mache aus Praskowitz sich den halben Taler heruntergeholt, und zwei Stunden später war es einem Loschwitzer Schiffer, Martin Sang, gelungen, den in der Mitte angebundenen Taler zu gewinnen. Dadurch ermutigt, unternahm er noch einen zweiten Versuch, die Stange zu erklettern, nachdem er sich durch einen ordentlichen Trunk gehörig gestärkt hatte. Diesmal glückte es ihm, den ganz oben hängenden Preis von 1½ Talern herabzubringen, dagegen ließ er den im Laube sitzenden, vor Hunger und Durst ver-schmachteten Hahn unberührt.

Der Kurfürst und die vornehmsten Schützen ergözten sich nun noch an einem Reihetrünke im Zelte, wozu auch der Bürgermeister geladen war, während die übrigen Herren des Rats draußen stehen mußten. Dann kehrten der Hof und der Rat in die Stadt zurück, und auch die Schützen rückten in ähnlicher Ordnung wie beim Auszuge wieder ein. Die vornehmen Herren freilich waren nicht in Person im Zuge, sondern ließen ihre Preise durch Armbrustspanner und andere Beamte tragen; Vogelkette und Schützenlade wurden auf dem Rathause abgeliefert, die Schützen aber blieben noch lange beim Biere vereinigt.

Am nächsten Tage wurden die ehrsamten Bürger der Vorstadt aus ihrer Werttätigkeit plötzlich aufgeschreckt. Unter Trommelschlag zog, begleitet von einer großen Schar Gassenbuben und andern Neugierigen, ein fremder Bursche namens George Galuschy mit dem toten Hahne im Arme durch die Straßen. Ihm war es endlich gelungen, die Spitze des Kletterbaumes zu erreichen und die dort befestigten Dinge zu erobern. Wie sehr es ihm in der lustigen Höhe gefallen hatte, geht daraus hervor, daß er nicht weniger als zwei Stunden oben sitzengeblieben war und sich mit Hilfe des Bindsadens Bier hatte hinaufreichen lassen. Nun zog er stolz vor das Schloß und zum Schützenkönig und begehrte vom Räte ein Trinkgeld, man schenkte ihm schließlich einen Taler, und auch den Kletterbaum erhielt er zugesprochen.

Also endete dieses fröhliche Vogelschießen in der allgemeinsten Zufriedenheit. Nur im Räte mag man lange Gefichter gemacht haben, als

die Rechnungen über die Kosten des Festes vorgelegt wurden. Hatte man doch für Preise, Geschenke, Belohnungen, für die Bewirtung, zerbrochene Gläser und gestohlenes Zinn usw. insgesamt 1280 Taler ausgegeben, für jene Zeit, wo die ganze Jahresausgabe der Stadt nicht mehr als 20 000 Taler betrug und wo Handel und Wandel noch schwer darniederlagen, gewiß eine gewaltige Summe.

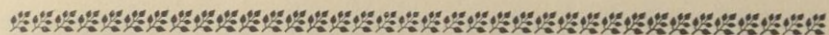
Das gelehrte Pferd in Dresden 1691.

Über den Neumarkt schritten an einem kühlen Novembertag zwei Bürger der Stadt in eifrigem Gespräche. Da sahen sie vor einem Hause viele Menschen stehen. „Was mag's dort geben?“ sagte neugierig der eine der Männer. „So laßt uns hinzugehen und selbst sehen, was es ist, Nachbar Jenk'sch“, meinte der andere. Bald standen die beiden hinter den Leuten, die einen großen Zettel anstauten, der am Hause befestigt war. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Bürger nahe herantreten konnten. „Was steht darauf geschrieben?“ fragte Jenk'sch seinen Begleiter, da er selbst des Lesens unkundig war. Der überflog die Zeilen und antwortete nach einiger Zeit: „Man will heute im Gewandhause ein engelländisches Pferd zeigen, das ein verwunderliches und hier noch nie gesehenes Exerzitium vorführen soll. Es wird seinen Herrn grüßen und ihm einen Kuß geben, auch soll es die Uhr richtig kennen und noch viele andere Kunststückchen machen können. Um 2 Uhr beginnt die Vorstellung.“ „Das sollte man sich einmal ansehen, meint Ihr nicht auch, Nachbar Heinze?“ „Ich bin dabei,“ erwiderte dieser, „scheint es doch ein gar gelehrig Tier zu sein, das man da zeigen wird.“

Es war wenige Stunden später. An der Tür des Gewandhauses lehnte ein fremdländisch aussehender Mann in rotem Frack und gelben Hosen, der Lehrmeister des Wunderpferdes, das man hier sehen sollte. Vergnügt blickte er auf die zuströmende Menschenmenge, schon von 1 Uhr ab hatte sich der große Raum gefüllt. Lustig klimperten die Geldstücke auf einem Teller, hinter dem eine Frau saß. Jetzt sprach der Mann im roten Frack mit lauter Stimme: „Nur hereinspaziert, meine Herrschaften, nur hereinspaziert! Niemand versäume die seltene Gelegenheit, dieses merkwürdige Tier zu sehen. Man zahlt heute nur einen Groschen; schon wird das Wunderpferd zugerichtet, und gleich nimmt die Vorstellung ihren Anfang!“ Er trat zur Seite und lud mit höflicher Handbewegung die Neugierigen zum Nähertreten ein. Wieder schoben sich viele Schaulustige durch den Eingang, wieder klapperten die Münzen auf dem Teller, dann wurde es allmählich stiller.

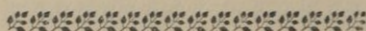
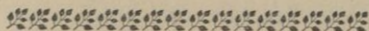
Der Stallmeister war ins Haus gegangen, wo sich die Menge laut unterhielt. Mit einem Male wurde es ganz ruhig: an der Hand seines Besitzers erschien das kluge Pferd. Artig begrüßte es die Zuschauer

durch leichtes Neigen des Kopfes und Krackfuß, dann auf gleiche Weise seinen Herrn, und unter dem lauten Beifall der Menge gab es ihm einen Kuß. Nun zog der Mann eine umfangreiche Uhr heraus und hielt sie dem Pferde vor die Augen. Das überlegte einen Augenblick, dann scharrte es mit dem Fuße: Eins — zwei! Bewundert sahen die Leute einander an, doch aufs neue zeigte sein Herr auf das Zifferblatt, diesmal scharrte es bis sechs. Es hatte richtig gezählt, und neue Bravorufe tönten durch den Saal, wofür das gelehrige Tier durch Verbeugen nach allen Seiten dankte. Einem der Zuschauer aber schien die Sache doch nicht mit richtigen Dingen zuzugehen, ungläubig schüttelte er den Kopf und bat um die Erlaubnis, selbst eine Prüfung vornehmen zu dürfen. Das wurde ihm gern zugestanden, und er konnte sich durch mehrere Versuche überzeugen, daß das Pferd die Uhr genau kannte. „Jetzt, meine Herrschaften, ein noch nie gezeigtes Stück der Dressur!“ rief der Stallmeister. „Hier habe ich einen Brief an Se. Maj. den Kaiser. Allons, Hans,“ wandte er sich an das Pferd, „trage ihn sofort zur Post!“ Verständnisvoll erfaßte dieses das Schreiben und trug es in eine Ecke, wo die Post sein sollte, dann kehrte es zurück und machte seine Verbeugung. Nun zeigte ihm der Lehrmeister einen zweiten Brief und gebot: „An den Großfürsten von Konstantinopel, schnell!“ Das Pferd erfaßte mit den Zähnen zwar den Umschlag, blieb aber wie unwillig stehen. „Nun, wird's bald, Hans?“ sagte der Mann mit strenger Stimme. Das Tier jedoch schüttelte mit dem Kopfe, stellte sich krumm und lahm, so daß sein Herr lachend meinte: „Die Herrschaften sehen, es mag nichts wissen von dem bösen Türken.“ Dröhnendes Händeklatschen und stürmische Beifallsrufe lohnten dieses Kunststück. Jetzt hielt man dem Pferde einen Stock vor. „Los, Hans, es gilt dem Kaiser!“ Gehorsam sprang es mehrmals über die Stange, als aber der Befehl erklang: „Für den Türken!“ da weigerte es sich zu springen. Der Stallmeister schwang sich darauf auf den Rücken des Pferdes, klopfte ihm freundlich den Hals und redete ihm liebevoll zu, doch zu dem Türken nach Konstantinopel zu gehen, alles war vergebens. Schließlich stellte es sich lahm und schwach, fiel wie tot zu Boden, streckte alle viere von sich und ließ die Zunge spannenlang aus dem Maule heraushängen. Da schrie der Mann mit barscher Stimme: „So holet den Schinder, daß er ihm das Fell abziehe!“ Bei diesen Worten sprang das Pferd mit einem Sage auf und liebte seinen Herrn, indem es seinen Kopf an dessen Schulter rieb. Die Zuschauer wußten sich vor Jubel und Staunen kaum zu lassen, und einer wie der andere erklärte, daß er so etwas noch nie gesehen und auch nicht für möglich gehalten hätte. Darauf kniete das Pferd nieder, damit sein Herr bequem aufsitzen könnte, und auf dessen Befehl richtete es sich wieder in die Höhe. Wie zufällig ließ der Reiter ein Tuch fallen, sofort beugte sich das Pferd nieder, erfaßte es mit den Zähnen und reichte



es seinem Eigentümer mit artiger Verneigung dar. „Hans kennt auch das Geld,“ sagte darauf der Reiter, „belieben die verehrten Herrschaften nur, einen Versuch damit zu machen.“ Verschiedene Münzen wurden ihm vorgewiesen und ihr Wert durch Scharren mit dem Fuße richtig angegeben. Ein loser Schalk gedachte aber, dem klugen Pferde einen Poffen zu spielen, darum hielt er ihm ein falsches Geldstück unter das Gesicht, zog sich aber verdukt zurück, als es unwillig den Kopf schüttelte. „Ein Küßchen, Hans!“ verlangte nun der Reiter, sogleich wandte das Pferd den Hals und küßte seinen Herrn, der aufrecht im Sattel saß. „Nun meinen Hut, wir wollen ausreiten!“ Hans erhob sich auf die Hinterbeine, stemmte die vorderen gegen einen Pfosten und langte auch wirklich den an einem Nagel hängenden Filz herab und gab ihn dem Herrn in die Hand. So zeigte dieses gelehrige Pferd noch allerhand Kunststücke, suchte auch verlorene Gegenstände und brachte sie zurück. „Nun wollen wir ruhen, mein Braver“, versetzte der Reiter, und im Nu ließ es sich auf ein Kissen nieder, klopfte dann mit dem Fuße, daß man ihm Wein bringe, trank aus einem Glase auf das Wohl der Zuschauer, ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten, nach einer Weile aber stellte es sich, als sei es berauscht. Auf Befehl sprang es dann wieder auf, vollführte verschiedene militärische Exerzitionen wie ein Soldat, saßte auch ein Pistol mit dem Maule und brannte es los, daß donnernd der Schuß krachte. Und als ein Bursche vor ihm im Spaße den Hut abzog, dankte es ihm durch Verneigen und Krazfuß.

Die Menge war des Staunens und der Bewunderung voll, allgemein lobte man die außerordentliche Klugheit des Pferdes und seinen geschickten Lehrmeister, und als die Frau mit dem Teller die Kunde machte, klapperte noch manches Geldstück, denn man sagte: „So etwas ist in Dresden noch nicht gezeigt worden.“ Kein Wunder, daß auch an den folgenden Tagen das Gewandhaus stets dicht besetzt war.



Eine Redoute am Hofe Augusts des Starken.

Alle Abende waren während des Karnevals die sogenannten Redouten oder öffentlichen Tänze, wo alle Masken in einem besonders dazu erbauten Saale Zutritt erhielten, jedoch kam niemand in den abgesonderten Raum, in dem sich der Hof befand, ohne sich beim Eintritt zu demaskieren¹ und, wenn er nicht bekannt war, dem königlichen Hauptmann der Leibwache seinen Namen zu nennen. Es wurden hier meistens polnische Tänze getanzt. Auch war auf der Seite ein Spieltisch, wo Bank gehalten wurde.

Auf dem Amphitheater, das sehr groß war, machte sich das gemeine Volk mit Hüpfen, Springen und allerhand possierlichen Maskeraden eine schwärmende Freude. Hier entstand öfters ein so großer Lärm, daß der Hof mitten im Tanzen aufhörte, um zu sehen, was vorgehe.

Oben um diesen mit unzähligen Lichtern erhellten Saal lief eine ordentliche Galerie, wohin sich die unmaskierten Zuschauer begaben. Eine prächtige Balustrade mit herrlichen Schnitzwerken und Vergoldungen erhob sich in der Mitte als Chor für die Musikanten. Unten, wo der Pöbel war, fand man allerhand Naschwerk, Getränke und Speisen in besondern kleinen Krambuden, hinter denen sich einige Zimmer befanden, in denen stark gespielt wurde.

So sah es in Dresden aus, wenn man daselbst Karneval hielt. Was bei dieser halbnärrischen Kurzweil mir am seltsamsten vorkam, war dieses, daß man sich abends maskiert in den Häusern und ohne sich erkennen zu geben besuchte. Ich wurde etlichemal in Gesellschaft von Herren und Damen mit zu dieser Lustbarkeit gezogen. Die vorsichtigen Anstalten des Königs waren in diesen Dingen besonders zu bewundern. Niemand durfte sich bewaffnet in einer Maske treffen lassen, und die feinen Künstler und Taschenspieler, die bei dieser Kurzweil Uhren, Tabaksdosen und Schnupftücher ihren Besitzern zu entwenden die Geschicklichkeit, aber zu entkommen die Ungeschicklichkeit hatten, mußten, wenn man sie ertappte, den andern Tag als Spitzbuben von Verdienst in ihren Maskenkleidern auf dem hölzernen Esel² reiten.

Während des Karnevals wurde gewöhnlich ein prächtiges Karussell- und Ringelrennen gegeben, und auf dem großen Platze waren ringsherum Krambuden und in den vier Ecken Schaubühnen aufgeschlagen. —

1 D. h. die Maske ablegen.

2 Dieser war auf dem Neumarkte errichtet und bestand aus einem Gestell, das einen scharfen Rücken hatte, auf den sich die Sträflinge setzen mußten.

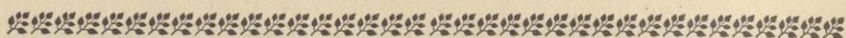
Den Beschluß machte eine Wirtſchaft bei Hofe in dem großen Redoutenſaal, wobei gleichfalls alles maskirt erſcheinen mußte. Mehr Juwelen wird man wohl nicht leicht wieder beiſammen ſehen. Kurz, Dresden ſchien zu meiner Zeit ein recht bezauberndes Land zu ſein, das ſogar die Träume der alten Poeten noch übertraf.

Ein Kampfjagen im Schloßhofe.

Sonnabends, am 3. Februar, nahm auf dem Schloßhofe das Kampfjagen ſeinen Anfang. In dieſem Plage hatte man in allen vier Ecken die Fänge also artig und verborgen angebracht und verſchlagen, daß ungefähr acht Ellen hoch einige hundert, ja mehr als tauſend Perſonen die Luſt ohne Befürchtung einigen Unglücks mit anſchauen konnten. Die Wände waren mit Felſen, Bäumen und Geſtrüpp ſchön bemalt, der ganze Platz unten aber mit Sand beſtreut, die Auerochſen, Löwen, Panther, Tiger und Bären ſtedten in ihren Behältern. Die Jägerei hatte ſich ſowohl bei dem Zimmer der Königin auf einem eiſernen Gang, als auch gegenüber auf der Seite, wo der Rieſenſaal iſt, poſtiert; die großen Jagdhunde wurden in drei verſchlagene Ecken bei der Silberkammer, Kirche und Kellerei gebracht, um ſich ihrer im Bedarfsfalle zu bedienen.

Früh um 8 Uhr verfügte ſich alles nach Hofe, die Kavaliere und Damen erſchienen in reichſter Kleidung bei dem Zimmer der Königin, und in der darüber befindlichen Etage waren große offene Tafeln mit den ſchönſten und lieblichſten Speiſen, Konfitüren und Getränken aufgeſchlagen.

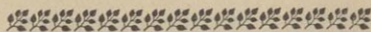
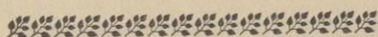
Um 10 Uhr ungefähr brachten die Fleiſcher den großen Büffel und Stier, auch eine ſäugende Kuh mit ihrem Kalbe in den Kampfplatz geführt, nachgehends ward auch ein mutiges Pferd und ein ſcharfbeſchlagener Mauleſel dahin gebracht, welch letzterer mit ſeinen Füßen den andern ziemliche Schläge gab und mit dem Pferde zu kämpfen anſang. Da nun wohlabgerichtete Fleiſcherhunde eingelassen wurden, fielen dieſe die beiden Ochſen mit größter Wut an und ergöhten dadurch die Zuſchauer ſattſam. Darauf wurden zwei mutige Auerochſen aus ihren Gefängniſſen frei auf den Platz gelassen, wovon der eine den Mauleſel am Hinterteile ziemlich aufriß und auch die ihn anfallenden Hunde beſchädigte. Als dann die Hunde wieder vom Platz gelöſt waren, erſchien unter Jagdmuſik der größte Bär, der zuerſt einen auf dem Schloßhofe ſtehenden ausgeſtopften rotbekleideten Mann anſiel und ziemlich zerſtaute. Der andere ausgelassene Bär erbarmte ſich auf gleiche Weiſe über den ausgeſtopften Mann, hernach gingen die beiden aufeinander los, bis wieder ein großer alter und ein kleinerer junger Bär in den Platz gelassen wurden, und es kämpfte dieſer mit zwei großen gar artig und zum hohen Vergnügen der ge-



samten Anwesenden. Ferner erschienen einige wilde Schweine, davon wurde eins durch einen Bären umgebracht, die andern aber, nachdem sie durch viele ausgeworfene Schwärmer wild gemacht waren, von der hohen Herrschaft geschossen. Zwei Bären begaben sich ins Wasser und stritten daselbst miteinander. Die Löwin that nichts Besonderes, außer daß sie das ihr zu nahe gekommene Panthertier und einige Schweine dergestalt unter sich brachte und mit der Laze drückte, daß sie sich eine Zeitlang kaum des Aufstehens besinnen konnten. Dieses Panthertier saugte aus einem Schweine den Schweiß,¹ wurde darauf begieriger und ging auf die ihm entgegentommende Kuh also listig, daß es, nachdem es dieselbe bei der Gurgel gebissen und gefällt, auf solche zu stehen kam und nicht eher abließ, bis es dieselbe gänzlich erlegt hatte. Possierlich war es, daß dieses Panthertier die Kuh, obschon vergebens, in seinen Behälter fortzuschleppen versuchte; es wollte auch den großen Ochsen anpacken, konnte ihm aber nichts anhaben. Das arme Kälbchen ging dem Panther ebenfalls getrost entgegen, mit ihm, als mit seinesgleichen, zu spielen, wurde aber also bewillkommnet, daß es das Aufstehen vergaß. Der Panther wollte zwar ebenfalls das Kalb, seiner Gewohnheit nach, mit sich in sein Gefängnis schleppen, es ward ihm aber solches vom Auerochsen verwehrt, indem er ihn von dem Kalbe wegjagte und fortschleppte. Endlich ward dieses Tier, das unter allen die beste Lust verursachte, durch ein Täubchen in seinen Behälter gelockt, und auch zwei der besten Bären, die beiden Auerochsen und die Löwen wurden noch diesen Abend eingefangen und wieder an ihren gehörigen Ort geführt. Die andern Tiere blieben die Nacht über auf dem Plage.

Des folgenden Sonntags, als den 4. Februar, früh um 8 Uhr erschossen Ihre Majestät der König in dem Kampfplatz die zwei noch frei herumlaufenden und nicht wieder eingegangenen Bären, davon der eine sehr groß und alt, der andere aber jung und mutig gewesen war; und da sowohl ein Tiger, als auch der Stier sich nicht geben wollten und fangen ließen, ward letzterer nachmittags zwischen drei und vier anfangs mit Hunden gehegt und, als diese ihn müde gemacht und an ihm hingen, gebunden und aus dem Plage geführt. Die Jägerei zog alsdann Garn und Netz, rückte damit auf Jägermanier vor und überfiel den in einen Winkel gedrängten Tiger, warf ihm das Netz über und brachte ihn so wieder in seinen Käfig. So endete dieses Kampffjagen glücklich und ohne allen Schaden.

¹ Blut.



Auf Leben und Tod.

Ich habe in Dresden einen Zufall oder, fast möchte ich sagen, ein nach Gottes Vorsehung geschehenes Wunder von der besondern Herzhaftigkeit eines Hüters der wilden Tiere, die dort¹ gehalten werden, mir erzählen lassen. Diese Tiere werden an bestimmten Tagen eins nach dem andern aus ihren Kästen gelassen, damit diese von dem Unflath gereinigt werden können; nachher treibt man die Tiere wieder in ihr Verhältnis und legt ein Schloß an die Thür.

An einem Tage nun läßt man aus Unvorsichtigkeit einen Tiger, der sich in einem Winkel des Tiergartens versteckt hatte, außer dem Kasten bleiben. Der Hüter begibt sich nach seiner Verpflichtung in den Tiergarten und wird plötzlich von dem Tiger, der sich ausgerichtet hat, angefallen. Die Gefahr flößt dem Manne eine außerordentliche Herzhaftigkeit ein. Er ergreift mit der linken Hand den Hals dieser Bestie und hat Entschlossenheit genug, dem Tiere geschwind die Luftröhre zusammenzudrücken. Er greift nun auch mit der rechten Hand zu und drängt mit solcher Gewalt seine Brust an die des Tieres, daß dieses weder mit seinen Zähnen, noch mit seinen Tagen dem Leibe des Hüters schaden kann. In diesem kläglichen Zustande standen sie beide vier oder fünf Minuten gegeneinander angeklemt. Endlich verzweifelte der Hüter an der längeren Fortdauer seiner Kräfte, ließ die Bestie plötzlich mit aller Macht aus seinen Händen und stieß sie weit zurück. In dieser Bestürzung wich sie geschwind nach dem Winkel des Kastens und ließ ihrem Überwinder Zeit genug, in der Flucht, wiewohl halbtot, die Thür zu erreichen.

Eben dieser Hüter mußte sich 1738 mit einer starken Meerkatze oder einem Affen herumschlagen, der sich von der Kette losgerissen hatte. Allein dieser Kampf fiel für ihn so unglücklich aus, daß er mit großer Noth das Leben davonbrachte. Seine rechte Hand ward abscheulich zugerichtet, und er lag sehr lange schwerkrank. Gleich nach diesem Gefechte ging ich mit einem guten Freunde, Herrn Bartholomäus, damaligem Hofrat und königlichem Leibarzt, zu ihm, wo ich selbst ein Augenzeuge der vielen Wunden ward, die er in dem Kampfe bekommen hatte.

¹ Im Jägerhofe zu Neustadt.





Festtage in Moritzburg.

Der Kurfürst war vorausgeeilt, die Damen folgten zu Wagen in Amazonenkleidung. Als sie vor dem Schlosse im Walde ankamen, trat ihnen aus dem Portale Diana¹ mit ihrem Gefolge entgegen. Sie wendete sich an Aurora² und bat diese Göttin der Schönheit und Jugend, in ihren Palast einzutreten, um hier die Huldigungen der Gottheiten des Waldes zu empfangen. Die Damen traten, von Diana geführt, in einen Saal ein, in welchem die Liebesgeschichten dieser Göttin in verführerischen Bildern dargestellt waren. Auf den Wink der Göttin stiegen aus dem Fußboden Tische und Speisen, Wein und Blumen; Flöten und Schalmeyen tönten aus dem dunklen Walde herüber, und bald darauf erschien Pan³ mit dem lustigen Gefolge der Satyrn⁴ und Faunen,⁵ die zwischen den Damen Platz nahmen. Pan war niemand anders als der

1 Die Göttin der Jagd. 2 Gräfin Aurora von Königsmarf.

3 Ein Wald- und Weidegott der griechischen Sage.

4 Ebenfalls Gestalten aus der griechischen Sage, und zwar wilde Gefellen mit borstigem Haar, zugespitzten Ohren und einem Ziegenschwänzchen oder kleinem Pferdeshweif.

5 Ähnlich den Satyrn mutwillige Wesen mit krummen Nasen, Hörnern, Schwänzen und Bocksfüßen.

Kurfürst selbst, er wählte sich natürlich Aurora zu seiner Nachbarin. Jetzt wurden draußen Jagdhörner und Hundegebell laut, man eilte an die Fenster, die Parforcejagd hegte einen Ahtzehnder vorüber, der Kurfürst lud die Damen ein sich anzuschließen. Für die Amazonen wurden Pferde vorgeführt, für die Jaghafteren standen Jagdkaleschen bereit. Von allen Seiten umstellt, sah sich der Hirsch zulezt zu dem gewagten Sprung in einen See gezwungen; die Hunde stürzten sich nach, das Gefolge warf sich in Gondeln, und die Damen fuhren nach einer nahen Insel, von wo aus sie dem traurigen Schauspiele zusahen, wie von Jagdspießen getroffen, von Hunden angefallen, das edle Wild in den Fluten den Tod fand.

Auf der Insel nahm ein türkisches Zelt die lustige Gesellschaft auf. Der Großsultan, umgeben von den Großwürdenträgern des Reichs, erschien mit einem großen Gefolge von Sklaven und Janitscharen und hieß die Damen bei sich willkommen. Es war der Kurfürst, wieder in einer neuen Bekleidung, und um keine Artigkeit eines Sultans zu veräumen, warf er der Gräfin Aurora einen kostbaren türkischen Schal als Schnupftuch zu, wodurch er sie zu seiner Favoritin⁶ erklärte. Nachdem man hier Sorbets und andere Erfrischungen eingenommen, wurde eine Spazierfahrt auf dem See gemacht; am Ufer erwarteten die Wagen die Gesellschaft, der Großherr stieg mit seiner Favoritin in eine Kalesche, und am Abend kehrte man nach dem Schlosse Moritzburg zurück. Der Kurfürst führte die Gräfin in die für sie bestimmten Gemächer, mit der Versicherung, daß sie von heut an die Gebieterin über dies Schloß sei. Mit asiatischer Pracht waren die Zimmer der Gräfin möbliert, das Schlafzimmer mit schweren seidenen rosafarbenen Stoffen ausgeschlagen, die kostbarsten Kleider und ein reicher Schmuck von Perlen und Brillanten lag in ihrem Ankleidezimmer. Sobald die Kammerfrau die Gräfin umgekleidet hatte, erschien der Kurfürst ebenfalls in kostbarster Kleidung, um sie in das Theater zu führen, wo das französische Ballett „Die Liebe Amors und Psyche“ in den reizendsten Gruppen vorstellte. Nach geendigtem Theater versammelte man sich zum Souper. Die Gräfin fand auf ihrem Teller ein Bukett von den seltensten Edelsteinen, durch welches sie der Kurfürst zur Königin des Balles erklärte, den er nach aufgehobener Tafel mit ihr eröffnete. —

Des Abends gegen 5 Uhr verfügte sich der König auf eine bei dem großen Teiche aufgeworfene Lustschanze, auf der verschiedene Säle und Rabinette, die mit Galerien zusammenhingen, ausgeschlagen und mit Laubwerk umwunden waren. Hierauf kam ein Zug von ungefähr 200 verkleideten Männern, die in vier Haufen geteilt waren und die vier Völkerschaften der vier Teile der Welt vorstellten. Ein jeder Haufe, der

6 Begünstigte.

mit einer besonderen Musik aufgeführt wurde, war so gekleidet und ausgemustert, wie die Völker, die er vorstellte; sie brachten ein jeder die Früchte und Gewächse aus denselbigen Ländern und legten sie zu des Königs Füßen. Es fanden sich darunter die köstlichsten Erfrischungen von allerhand Obst, Früchten und Getränken. Sie führten auch allerhand Seltenheiten von fremden Schätzen und Erdgewächsen mit sich, wie auch verschiedene ausländische Tiere als Löwen, Tiger, Bären, Affen, Meerkatzen, Papageien und dergleichen.

Ein französischer Sänger, der den Zug aufführte, bewillkommnete darauf die ganze königliche Gesellschaft mit einem in seiner Landessprache verfertigten Liede und fügte zu des Königs Lobe hinzu, wie es kein Wunder sei, daß unter einem so gütigen Monarchen auch selbst die wildesten Tiere ihre Natur veränderten und sich als zahme Geschöpfe ihm zu Füßen legten.

Nach dieser abgesungenen Anrede sah man unter Trompeten- und Paukenschall zwei leichte Rähne vom Ufer stoßen, auf dem einen befanden sich zwölf holländische Bootsleute unter Anführung des Grafen Moriz von Sachsen, auf dem anderen italienische Gondoliers. Beide Parteien hielten eine Wettfahrt, bei der die Italiener den Preis gewannen.

Der König, die Herzogin von Weizensfels, die Fürstin von Teschen neben den Gräfinnen Königsmark, Dönhoff, Pokty und mehreren andern Personen vom ersten Range begaben sich darauf in eine mit hellblauem Atlas, mit silbernen Galonen und Quasten reich ausgestaffierte Gondole. Zwölf in Seide gekleidete Gondoliers saßen an den Rudern, darauf folgte der große Bucentoro, eine venetianische Prachtgondel, welche die vier Völkerschaften mit ihren Trommeln, Pfeifen, Trompeten und anderen seltsamen Musikern ausfüllten. Hinter diesem fuhr noch über dreißig andere, auf italienische Art verfertigte Schiffe, allesamt unter Trompeten- und Paukenschall. Man schoß dabei die auf dem Wasser schwimmenden Enten, die alle mit roten, auf dem Kopfe festgepichteten Federn gezeichnet waren. Nach dieser Entenjagd begaben wir uns wieder in die Lustschanze zurück und setzten uns zur Tafel. In der Mitte befand sich ein achteckiger Salon, in dem der König speiste, die übrigen Säle und Kabinette waren für die Kavaliere und Fremden. Alles war mit bunten Laternen erleuchtet, mit Festons, vergoldetem Schnitzwerk, Aufschriften und Sinnbildern glänzend ausgeziert.

Nach aufgehobener Tafel sah man den ganzen Teich ringsumher mit angezündeten Holzstößen erleuchtet, wobei zugleich eines der schönsten und prächtigsten Feuerwerke abgebrannt wurde, das sowohl auf dem Wasser, als auf dem Lande die seltsamsten Feuerkünste und Brennwerke in allerhand bewunderungswürdigen Spielungen zeigte und die Nacht mit unzählbaren Schwärmern, Raketen und Feuersternen erhellte.

Ein jeder suchte darauf ein Nachtlager. Außer dem Schloß aber und einigen Scheunen waren in der Nähe keine Gebäude, weshalb man längs des Teiches ein paar Reihen Baracken und Gartküchen aufgeschlagen. Allein diese hatten für eine so große Menge Volks nicht Raum genug. Die meisten Gäste mußten also in Zelten, in Kutschen, unter den Bäumen und Gebüsch schlafen, wobei es denn so unschuldig wie in dem Paradiese herzugehen pflegte, und viele sahen sich am andern Tage beim Erwachen ihrer Schuhe, Hüte, Perücken und Degen beraubt.

Der darauffolgende Tag war zu einer großen Jagd, ungefähr eine kleine Stunde hinter Moritzburg, bestimmt. In der Mitte des Jagdplatzes, der mit Tüchern wohl umstellt war, sah man einen großen Schirm, mit grünem Tuche behangen, wohin sich sowohl der ganze Hof, als die meisten anwesenden Fremden verfügten. Es wurden auf vier verschiedenen Gängen jedesmal hundert Stück großes Wild, das man aus den benachbarten Wäldern zusammengetrieben hatte, aufgejagt. Diese alle mußten durch einen kleinen Teich schwimmen und also den Menschen zur Kurzweil ihr Leben preisgeben. Unter Jagdmusik wurde aus einem Schirm tapfer in das herdenweis vorbeistreichende Wild gefeuert, wobei einige Damen die Unbarmherzigkeit oder vielmehr die Ungeschicklichkeit hatten, manch armes Tier zu lähmen. Dreihundert Hirsche und Rehe wurden auf diese Art geschossen, den Davongekommenen wurde auf Befehl des Königs die Freiheit über das Garn angewiesen, das man zu dem Ende niederfallen ließ.

Die größte Jagdkurzweil begann darauf mit den wilden Schweinen, deren über einhundert geschlagen wurden. Der König ließ hierbei seine weltbekannte Fertigkeit sowohl mit dem Fangeisen, als mit dem Hirschfänger recht bewunderungswürdig sehen; niemand, ausgenommen der Graf Moriz, konnte ihm solches nachtun. Da aber gleichwohl auch andere sich dessen unterfingen, bekamen die Zuschauer etwas zu lachen, wenn diese ungeschickten Helden von den Schweinen über den Haufen gepurzelt oder sonst mit ihren Fangeisen herumgetrieben wurden. Abends darauf speiste der König in einem großen Saal auf dem Schloß. Die Tafel war fast so lang als das Zimmer. Es war auf derselben ein ordentlicher Garten mit Blumenbeeten, Drangeriebäumen und einem Springbrunnen sehr kunstreich angelegt. Die Speisen waren ringsherum sehr artig ineinander geschoben und formierten zwischen allerhand Guß- und Laubwerk Namenszüge in Buchstaben. Raum hatte man dies so sinnreich angeordnete Bankett mit Bewunderung angesehen, so öffnete sich unten an dieser großen Tafel eine Schaubühne, auf der ein französisches Singpiel unter einer wohlgesetzten Musik aufgeführt wurde.

General Kyau.¹

Kyau ernennt sich zum Kommandanten des Königsteins.

Im Juli 1715 starb der zeitherige Kommandant der Festung Königstein. August II. hatte diesen wichtigen Posten Kyau zugebacht. Als nun dieser mit der Absicht des Königs durch vertrauliche Mittheilungen bekanntgeworden war, wollte er diesem einen angenehmen Anlaß verschaffen, die auf ihn gefallene Wahl zu veröffentlichen. Bald darauf erhielt er eine Einladung zu Hofe, wo er die vornehmsten Kavaliere und Staatsbeamten versammelt fand. Nach aufgehobener Tafel bemerkte er mit einer passenden Einleitung, daß er sich für den glücklichsten Bewohner der Erde halten würde, wenn ihm nur noch ein einziger Wunsch erfüllt werden möchte. Als ihn darauf der König fragte, worin denn dieser Wunsch bestünde, zuckte Kyau die Achseln und erwiderte mit der devotesten Miene, daß er sich nicht erkühnen dürfe, sein Verlangen auszusprechen, denn sonst müsse er befürchten, für den verwegensten Menschen gehalten und deshalb in den Abgrund der königlichen Ungnade gestürzt zu werden. Die anwesenden Gäste bemühten sich nun, den Sinn dieser räthelhaften Worte zu erraten. Der eine glaubte, Kyau wüschte sich ein ansehnliches oder wohl gar königliches Landgut oder Schloß, ein anderer vermutete, er habe eine leidenschaftliche Neigung für eine Dame fürstlichen Ranges gefaßt, ein dritter und vierter brachten ähnliche Meinungen vor, bis der König endlich sich vernehmen ließ, es wüschte sich Kyau vielleicht ein König oder wohl gar an seiner, des Königs eigenen Stelle zu sein. Wenn dies der Fall wäre, möchte er es nur ganz offenerzig sagen. Über diese Aufforderung höchst erfreut, antwortete Kyau unverzüglich: „Ja, allergnädigster Herr, was Eure Majestät zu erwähnen geruhen, ist der Inhalt meines Wunsches. Ich bitte deshalb um Vergebung und hoffe diese um so eher zu erlangen, als ich nur auf einige Minuten an der Stelle Eurer Majestät zu sein und Ihnen mittlerweile die meine zu überlassen wüschte.“ „Wohlan denn,“ erwiderte der König, „dieser Wunsch sei gewährt. Kyau mag auf einige Minuten König heißen.“ Sobald diese scherzende Antwort erteilt war, setzte sich Kyau auf einen in der Nähe stehenden Sessel und redete den Herrscher, als ob derselbe Kyau wäre, mit folgenden Worten an: „Getreuer Kyau, Uns ist deine tiefe Devotion² für Uns bekannt, und Wir wissen, daß du dich um Uns verdient zu machen nichts versäumt hast. Deshalb sind Wir auch geneigt, dich zu Unserm Kommandanten auf der Festung

¹ Friedrich Wilhelm von Kyau, geboren 1654, trat in seinem 17. Jahre in Furbrandenburgische Kriegsdienste, nahm u. a. auch an der Schlacht von Fehrbellin teil und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Später wurde er im sächsischen Heere angestellt, rückte bis zum Generalleutnant der Infanterie auf und wurde Generaladjutant Augusts II., der Scherz und Heiterkeit liebte und viel Vergnügen an dem witzigen Wesen und den oft komischen Einfällen Kyaus fand.

² Ergebenheit.

Königstein zu ernennen.“ — Hierauf stand Kyau auf, verneigte sich in Ehrfurcht vor dem Könige und bemerkte, daß sein Wunsch nun erfüllt und er jetzt wieder der vormalige Kyau sei.

Bald darauf erfolgte seine wirkliche Ernennung zum Kommandanten der Festung.

Stille Musik.

Als Kyau einst den Kurprinzen sehr verstimmt fand, trug er den Mitgliedern der Hofmusik auf, zur Ausführung eines von ihm bezeichneten Musikstückes nur mit Saiteninstrumenten zu erscheinen. Diese ließ er nach beendigter Stimmung in dem prinzlichen Vorzimmer ablegen und ersuchte die Musikanten dann, im äußeren Vorzimmer einige Minuten lang zu warten, sobald sie aber gerufen und die Türen des fürstlichen Zimmers sich öffnen würden, unverzüglich das erwähnte Musikstück zu beginnen. Nach dem Abtreten der Musiker ließ Kyau die Bogen ihrer Violinen, Baßgeigen usw. in aller Stille mit Unschlitt bestreichen. Als bald darauf die Musiker herbeigerufen wurden und sogleich das fürstliche Zimmer sich öffnete, wollten jene ihr Geschäft mit allem Eifer beginnen, die Saiten aber blieben — o Schreck —, wie stark sie auf diese auch drückten und wie gewaltig sie ihre Bogen auch bewegten, völlig lautlos und stumm. Ganz erschrocken und verblüfft sahen die Musikanten einander an und wußten nicht, ob sie selbst oder ihre Instrumente verzaubert worden seien. Der Anblick dieser ungemein komischen Szene erheiterte den Kurprinzen sehr, der die von Kyau also Getäuschten reichlich zu bewirten befohl.

Kyau als Examinator.

So gern und so oft Kyau das Glück junger Leute, die Fähigkeiten und guten Willen zeigten, zu befördern suchte, so entschieden wies er Dummheit und Anmaßung zurück.

Einst überreichte ihm ein Tropf, der kaum lesen und schreiben konnte, eine Bittschrift, um von ihm zu einer eben erledigten Schulmeisterstelle empfohlen zu werden. Kyau betrachtete ihn mit bedenklicher Miene und fragte dann, ob er bibelfest wäre. Dies bejahte der Bittsteller und versicherte zugleich, daß er täglich ein Kapitel, auch wohl anderthalb, in der Bibel gelesen habe. „Gut,“ versetzte Kyau, „wer waren die ersten Menschen?“ „Adam und Eva“, war die Antwort. „Und wer waren ihre Kinder?“ „Kain und Abel“, bemerkte der Geprüfte. „Und wer war denn Abels Vater?“ fragte Kyau weiter. Da stockte die Weisheit des Schulumtskandidaten, der endlich sagte: „Gnädiger Herr, das weiß ich nicht.“ „So wird Ihm wahrscheinlich auch nicht bekannt sein, wer Kains Mutter gewesen ist?“ „Das habe ich auch nicht gehört“, sprach der Pädagog. „So ist Ihm denn am besten geraten,“ versetzte Kyau, indem er ihn entließ, „daß Er selbst noch in die Schule geht und das lernt, was Er andere lehren will.“

Der Dresdner Flegelkrieg (1794).

Ein Schneidergeselle war in einer unwichtigen Angelegenheit auf dem Dresdner Rathause von dem damaligen Bürgermeister Claußnitzer vernommen und von demselben ein Flegel geschimpft worden. Dieser unverdiente Flegel wurmte nicht bloß den also Genannten, sondern dessen ganze, auf point d'honneur¹ viel haltende Zunft. Die Schneider Dresdens murrten laut und lauter über die vom Bürgermeister sich erlaubte Ungebührnis, und als ihnen keine Genugtuung gegeben wurde, so verließen sämtliche Gesellen ihren Arbeitstisch und versammelten sich in ihrer Herberge und in andern öffentlichen Sälen, wo bei Bier und Branntwein die erregten Gemüther sich noch mehr erhitzten, was sich durch lautes Singen und Schreien kundgab.

In diesem Flegelkrawall erblickten die Organe der Regierung den ersten, versteckt gehaltenen Anfang einer allgemeinen Staatsumwälzung und trafen darnach schleunig die umfassendsten Maßregeln zu deren Dämpfung. Scharfgeladene Kanonen wurden an den Straßenecken aufgefahren und von Kanonieren mit brennender Lunte bewacht. Friedrich August, damals noch Kurfürst, wurde bei seiner Fahrt von Pillnitz nach Dresden von einer mächtigen Schar schwerer Reiterei begleitet und beschützt, die seinem festverschlossenen Wagen vor- und nachritt. Die Gesellenversammlungen wurden vom Militär erstürmt und die Gefangenen auf dem Altstädter Gewandhause zusammengesperrt. Da aber die sonst als mutlos verschrienen Schneidergesellen ihren Kopf fortwährend behaupteten und den Flegel auf ihrem Kameraden nicht sitzen lassen wollten, so mußte sich endlich der Herr Bürgermeister zu einem ihm gewiß sehr sauern Schritt bequemen. Nicht in eigener Person zwar, sondern ein seine Stelle vertretender Aktuar, der auf der Schwelle des Gewandhaussaales erschien, gab die Erklärung ab: wie er sich zwar nicht entsinnen könne, das Wort Flegel gegen den betreffenden Gesellen ausgesprochen zu haben, daß er aber, dafern es doch geschehen sei, dafür hiermit Abbitte leisten wolle. Dieser Erklärung folgte von seiten der festgehaltenen Schneidergesellen der hundertfältige, donnernde Gegenruf: „Er hat Flegel gesagt! Flegel gesagt! Flegel gesagt!“ So hallte es den langen Saal entlang.

Damit endete der Flegelkrieg. Wer von den Gesellen nicht an die Arbeit und zu seinem Meister zurückkehren wollte, wurde der Stadt und des Landes verwiesen.

¹ Punkt der Ehre.

Eine Dresdner Armenschule um die Wende des 19. Jahrhunderts.

Zu Ostern 1801 begannen meine Schuljahre, und zwar in der Lehranstalt meines Vaters, die unter dem Namen „die Polizeischule“ bekannt war. Zu jener Zeit war nämlich die Polizei mit der Armenversorgungsbehörde vereinigt. Leider waren die Schüler unsrer Schule fast allgemein unter dem Schimpfnamen „Polizeibrut“ bekannt. Für die zweihundert Taler jährlicher Besoldung mußte mein Vater einhundert Armenschüler unterrichten. Da hierzu noch eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Extranern kam, so machte sich die Einteilung sämtlicher Schüler und Schülerinnen in zwei Klassen nötig. Die erste Klasse verwaltete mein Vater, die zweite ein Hilfslehrer, den mein Vater aus seinem Beutel bezahlen mußte. In beiden Klassen waren — wie damals in allen höheren und niederen Volksschulen — die Geschlechter ungetrennt. Zu der Zeit meines Schuleintritts war ein junger Mann namens Romberg Hilfslehrer bei unsrer Schule, dessen Händen ich übergeben wurde. Gleich meinem Vater hatte auch Romberg eine eigentliche pädagogische Bildung nicht erhalten, sondern aus sich selbst heraus zum Lehrer gebildet. Alle Sonn- und Feiertage geigte er abends und die Nacht hindurch auf einem gemeinen Tanzboden der Scheunenhöfe bei Neustadt-Dresden, wo er auch nebst seiner Mutter wohnte. Daß Romberg nach einer solchen Tanznacht zum Lehren wenig aufgelegt sein konnte, versteht sich von selbst. Von meinem Vater erhielt er monatlich vier Taler Besoldung, freien Mittagstisch und nach dem Schlusse der Schulstunden ein Butterbrot auf den Weg. Dafür hatte Romberg wöchentlich 30 Lehrstunden zu erteilen und außerdem noch mir in etlichen Stunden wöchentlich Klavierunterricht zu geben.

An Rombergs Stelle trat später als Hilfslehrer in unsere Schule ein beurlaubter Kanonier, der aber schon nach einigen Jahren das Schulamt mit dem Amte eines Landgendarmen vertauschte. Meines Vaters Behörde kümmerte sich durchaus nicht darum, wen er zu seinem Gehilfen im Lehrfache annahm. Nach H.'s Abgange ward ein ehemaliger Diener L., ein schon bejahrter Mann, Hilfslehrer an unsrer Schule. Dieser war wie mein Vater schwerhörig und prügelte seine Schüler so sehr, daß er deshalb wieder entlassen werden mußte. Da sich nun kein passender, mit geringem Einkommen sich begnügender Mann als Hilfslehrer auffinden ließ, so übernahm meine gute Mutter dieses für eine sanfte Frau gewiß sehr schwere Amt. Dieselbe vereinigte nunmehr das Amt einer Köchin, einer Stricklehrerin und eines Lehrgehilfen in sich. Daß weder bei dem Kanonier H., noch bei dem Bedienten L., noch bei meiner lieben Mutter die Rede von einem katechetischen Religions-

unterrichte, noch von Denkübungen und Begriffsentwickelungen die Rede sein konnte, kann man sich denken. Leseunterricht nach dem alten Schlandrian war die Hauptsache, zu welcher sich noch das Einüben und Überhören kleiner Verschen, Bibelsprüche und der zehn Gebote, sowie der Anfang im Schreiben und Rechnen gesellen.

Zu den Personen, die meine Jugendzeit einrahmten, gehörte eine Wäscherin Schröder, welche auch noch meine Wärterin war, wenn meine Eltern des Sonntags spazieren gingen. Nachdem ich älter und Schüler der ersten Klasse geworden war, entzog man mich der Bemutterung der Frau Schröder. Dennoch bewahrte mir diese auch ferner eine große Anhänglichkeit. Nun war ein damals bei den Knaben sehr beliebtes Spiel das sogenannte Knipsen um Pflirsichkerne. Es hatte sich der Knabenschar eine solche Spielwut bemächtigt, daß sie sogar während des Schulunterrichts heimlich spielte und darum die Taschen voll Pflirsichkerne bei sich führte. Bemerkte mein Vater diese Ungebühnrnisse, so konfiszierte er die vorgefundenen Pflirsichkerne, die hierauf in meine Hände wanderten und von diesen mit dem Hammer ausgeklopft wurden, um von meiner Mutter als Kaffeebeimischung verwendet zu werden. Für jedes Butterknäpfchen aufgeschlagener Pflirsichkerne erhielt ich von meiner Mutter drei bis sechs Pfennige. Um diesen meinen Erwerbszweig wußte die gute Frau Schröder. Eines Vormittags nun, während des Religionsunterrichts, tut sich die Schulstubentüre weit auf, und herein stürmt, ohne den betroffenen Lehrer — meinen Vater — und die staunenden Kinder zu beachten, Frau Schröder. Gleich einem tapferen Krieger, der im Sturmschritt einer feindlichen Batterie sich nähert, so Frau Schröder meinem Sitze, den hoch emporgehobenen Arm mit der festverschlossenen Hand vorstreckend. Die helle Freude lachte aus allen ihren Zügen, indem sie mit jauchzender Stimme mir zurief: „Gustäffel, dreie! dreie!“ Und ihre sich jetzt öffnende Hand drückt in die meinige — drei frische, noch ganz nasse Pflirsichkerne! Meine Nachbarn lachten, ich aber vermochte vor tiefer Scham kaum ein Dankeswort zu stammeln, mit dem Frau Schröder zufrieden ihren Rückzug antrat und nun erst meinen Vater begrüßte, der die Störerin ohne Verweis sich verabschieden ließ. Vor Ekel hatte ich sofort die drei Pflirsichkerne aus meiner Hand auf die Stubendiele fallen lassen und noch oft genug von meinen Mitschülern den Spottruf zu hören: „Gustäffel, dreie! dreie!“

Seit einer langen Reihe von Jahren — vom Tode des wackern Kriegsrats Schmieder an — hatte sich niemand um die Beschaffenheit unsrer Schule gekümmert, weder der Vorstand unsrer Behörde, noch der Superintendent, noch einer unserer Herren Geistlichen sie besucht oder beaufsichtigt. Auch würde man wenig Erbauliches oder Erfreuliches aufgefunden haben. Beide Lehrklassen, an 170—180 Schüler zählend, waren zu jener Zeit in ein einziges Lehrzimmer eingepfercht. Weil mein guter

Vater fast gänzlich taub war, mußten dessen Schüler ihre Antworten überlaut herschreien, was natürlich eine arge Störung bei den Schülern der untern Klasse hervorbrachte und einen großen Lärm verursachte. Erst auf dringendes Ansuchen meines Vaters bewilligte die Behörde die geringen Kosten, die das Versetzen einer Scheidewand und die Anschaffung noch eines Ofens erforderten. Die sonstige Ausstattung unsrer Schule an Subsellien usw. war die armseligste von der Welt, daher nicht wenige der kleinen Schüler und Schülerinnen die Sitzbänke zur Unterlage für ihre Schreibebücher benutzen und vor denselben auf den Knien liegend, die Feder führen mußten. Wie oft dabei die Tintengläser von den Bänken herabgeworfen, die Dielen und Kleider der jugendlichen Schreiber besudelt wurden, kann man sich denken.

Der Umgang der heiligen drei Könige.

In der Zeit zwischen dem Feste der Erscheinung Christi und dem Osterfeste pflegten die heiligen drei Könige ihren Umgang in Dresden zu halten. Dieselben waren sehr niedriger Herkunft: Jünglinge oder Männer des Proletariats¹ und gewöhnlich frühere Zöglinge meines Vaters.

„Die heiligen drei Könige mit dem Stern —
Sie essen und trinken und bezahlen nicht gern“

paßte ganz und gar auf sie. Gewöhnlich erschienen sie erst in der Abenddämmerung, aus Bescheidenheit, weil sie am hellen Tage keine Verkleidung tragen durften. Diese bestand aus Gewändern von buntem, silbernen und goldigen Papier, daher man solche nicht derb anfassen durfte. Ihre Krone flimmerte von bunten Glasbrillanten, ihre Zepfer, Schwerter, Palmenzweige waren von Pappe gefertigt und ihre Gesichter teils mit Nußbraun, teils mit Kienruß und Milch gefärbt. Am schönsten nahm sich der Mohrenkönig, schwarzglänzend wie Ebenholz, aus, auch wurde seine eigentliche Person am schwersten von uns erkannt. Mit den heiligen drei Königen zugleich stellte sich ein Jude mit großem Kinnbart und einem Sack ein, in welchem letzteren er die erbetenen Geschenke einsammelte.

Wenn es hieß: „Die heiligen drei Könige sind da!“ so befiel uns Knaben ein heiliger, ehrfurchtsvoller Schauer, und staunend betrachteten wir ihr Erscheinen, hörten wir stumm ihren Spruch mit an. Dabei drehte sich der goldige oder silberne Stern am Stengel, der Mohrenkönig fächelte mit seinem grünen Palmenzweige und zeigte dabei das Weiß der Augen in seinem rabenschwarzen Antlitz. Der Jude lauder-

¹ D. i. besitzlose Bevölkerung.

welchste in seinem Dialekt und erhielt viel königliche Püffe. Endlich sang das Quartett:

„Wir woll'n uns wieder wenden,
Die Elbe geht mit starkem Eis;
Herr Nieritz heißt sein Name,
Er treibt sein Amt mit Fleiß.“

In ähnlicher Weise ward jeder der Anwesenden angesungen, auch mancher unfeine Spaß mit eingeflochten.

Erinnerungen an einen Goethebesuch 1813.

Nach den Preußen unter Blücher rückte Tschernitschew nach Dresden vor. Russische Garden zogen ein, an ihrer Spitze Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm. Gleichzeitig aber fand sich noch ein anderer hoher Gast ein, ein Machthaber und Gewaltiger sondergleichen, der zwar über Roß und Reiter nicht verfügte, dessen Stimme auch im Räte der Monarchen nicht gehört ward, der aber dennoch in einer anderen Sphäre fast unumschränkte Macht ausübte.

So lange ich denken konnte, hatte der Name Goethe in dem Freundeskreise unseres Hauses mehr als einen königlichen Klang gehabt. Goethe war der einzige deutsche Dichter, an dem mein Vater Geschmack fand, weil er der einzige sei, der deutsch schreibe, sagte er, und so weit ging er in der Wertschätzung seines Lieblings, daß er den Goetheschen Faust gleich an die Bibel reihend, für das zweitbeste Buch der Welt erklärte.

Ich hatte nichts von ihm gelesen, und doch erschien er mir auf Autorität des Vaters hin wie eine Sonne, vor deren Glanz jedwedes andere Gestirn erbleichen müsse. Ja, er war allgemach in meiner Vorstellung zu einem solchen Kolosz angewachsen, daß ich selbst für den einziehenden Kaiser Alexander nur ein halbes Auge hatte, da ich zwei Minuten vorher den hochgefeierten Dichter gesehen, an seiner Seite gestanden und freundliche Worte aus seinem Munde vernommen hatte. Goethe war nämlich am Morgen des Einzugs der Monarchen ganz vertraulich bei uns eingetreten, und da er den Vater, der ihn anderwärts suchte, nicht zu Hause fand, hatte er die Mutter um Erlaubnis gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenstern und vom Straßengedränge unbelästigt, den erwarteten Einzug mit anzusehen. Er werde in keiner Weise stören, hatte er hinzugesetzt, wolle sich ganz ruhig verhalten und bitte keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verstehen, daß er selbst unbelästigt sein wolle. Sie überließ ihm daher ein Fenster, setzte sich mit ihrer Arbeit in ein anderes und drängte sich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da stand er denn, der prachtvoll hohe Mann in seinem langen Überrock und

blöckte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er sah sehr heiter aus, und meine Mutter glaubte es ihm abzuföhlen, wie dankbar er ihr für die Schonung sei, mit der sie ihn gewähren ließ, denn sie wußte, wie sehr der seltsame Gast bis dahin von der bewundernden Zudringlichkeit schöngeistiger Damen belästigt und gequält gewesen. Er pflegte sonst immer von großer Cortege¹ umgeben zu sein, und da er so allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, sich vielleicht vom Gedränge begünstigt, aus seiner anbetenden Umgebung wegzustehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geschichtlichen Ereignisses ungestörter in sich aufzunehmen. Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Manne immer näher rückte und ihn anstarrte, wie einer, der zum ersten Male in seinem Leben einen Walfisch oder Elefanten sieht. Er aber zog mich an sich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderm auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiser von Rußland zu sehen. Ich sagte ja, ich freute mich darauf, weil er mein Pate wäre, und allerdings hatte ich bis jetzt in dieser glücklichen Illusion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indes sogleich die nötige Aufklärung, und Goethe fragte nun manches über Rußland. So war sie dennoch mit ihm ins Gespräch gekommen.

Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Tür zu öffnen, und herein drang eine unbekante Dame, groß und stattlich wie ein Rachelosen und nicht weniger erhist. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?“ Goethe! Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton,² und kaum hatte ich die Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als sie auch schon mich fast übersegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutschuß wie ein majestätischer Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief. Mit offenen Armen auf ihren Gözen zuschreitend, rief sie: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen?“ Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen. Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesichte verschwunden, und er sah düster und versteinert aus wie eine Rolandssäule. Auf meine Mutter zeigend, sagte er in sehr prägnanter Weise: „Da ist auch Frau von Rüsselgen.“ Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, dessen üble Laune sie nicht bemerkte, ihre Breitseiten wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich entert, betauernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen. Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt. Er knöpfte seinen

1 Zug. 2 Beiwort.

Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm — war Goethe plötzlich fort. Entsetzt eilte die Getäuschte ihm nach, sich jeden Abschied sparend. Ob sie ihn noch erreichte, weiß ich nicht, da in demselben Momente die Ankunft der Monarchen das ganze Interesse von uns Rückbleibenden fesselte.

Dresden in der guten alten Zeit.



Wie war es doch gemütlich, das alte Dresden, so zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts! Im Geschäftsleben eilte es durchaus nicht, streikende Gewerbsgehilfen gab es noch nicht, und die Dienstmädchen, die merkwürdigerweise alle Christel hießen, blieben in der Familie, bis sie sich einmal verheirateten. Auch an die Reisen in die Sommerfrische dachte niemand, dafür aber ging man Sonntag nachmittags spazieren nach Antons, Stückgießers, nach der bretternen Saloppe, nach Blasewitz, Loschwitz, nach Reifewitzens, in den Plauenischen Grund usw. Im Winter aber hatte man abonniert im Hoftheater, wo schon für 75 Pfennige im dritten Range ein ganz hübscher Platz zu haben war; dort sah man den göttlichen Emil (Devrient) oder erquickte sich an den Späßen Räders. Alles das war sehr gemütlich.

Und wie gemütlich war zum Beispiel ein solcher Ausflug nach Blasewitz! Ja, einen Ausflug, eine Art Landpartie nannte man das schon. Gewöhnlich taten sich mehrere befreundete Familien zu einem solchen Unternehmen zusammen. Es gab das dann einen ansehnlichen Zug. Voran gingen die Kinder, dann kamen die Mütter und zuletzt die Familienväter. Die Damen trugen große, sogenannte italienische Strohhüte, die den ganzen Kopf umschlossen und aus denen nur das Gesicht, wohlbeschattet, herauschaute, die Gestalt war geziert mit einer Krinoline,¹ die bei jedem Schritte anmutig hin und her wippte. Die Herren waren nicht minder stattlich angetan, ihre würdigen Häupter überragten mächtige Zylinderhüte, Ahtzehnzöller genannt, ohne welchen Schmuß damals kein Bürger für vollwertig angesehen worden wäre, und ihre Hände führten respectable Stäbe von spanischem Rohr mit großen Eisenbeingriffen. Die Kinder hatten sich sitzsam bei den Händen gefaßt, eine Zugordnung, die sich allerdings recht bald auflöste. So ging es denn durch die große Ziegelgasse, an dem Eliaskirchhofe vorbei, und man kam an die Vogelwiese.² Hier lockerte sich gewöhnlich die Disziplin schon einigermaßen, denn die Jungen zog es gewaltig nach dem jenseitigen Rande der Wiese, an dem friedlich der Striesener Landgraben dahinsloß. Dort gab es Frösche, Kaulquappen und alte Stiefel die Menge. Die besorgten Mütter unterließen nie, den Jungen warnend zuzurufen: „Fallt nicht in den Landgraben!“ Nicht etwa, weil dort Lebensgefahr gedroht hätte, nein ausschließlich, weil ein solcher Fall den lieben Sprößling für die Sonntagspartie absolut unmöglich gemacht haben würde. Schlamm konnte man nämlich die Masse, die dieses Gewässer mit sich führte, schon nicht mehr nennen. Und weiter ging der Zug. An dem „weiten“ Kirchhof vorbei, am Saume des Birkenwäldchens entlang bis dahin, wo jetzt das Weiße Schloß steht. Dort war der Birkenwald zu Ende, und es kam eine baumlose Stelle, über die hinweg man das jenseitige Ufer der Elbe sah, wo auf dem früher Findlater'schen Weinberge die Luftschlösser des Prinzen Albrecht von Preußen in die Höhe wuchsen. Dann kam der Tannenwald, der jetzige Waldpark. Natürlich war auch zur rechten Seite des Weges Wald, der bei dem Forsthaufe, gegenüber dem heutigen Weißen Schlosse, anfang und sich bis nach dem Dorfe Striesen, bis nach Tolkewitz und weiter erstreckte; das alles hieß das Blasewitzer Lännicht. Vom Forsthaufe nach der Stadt zu waren nur Felder, durch die sich die Landstraße zog, und über den Feldern, in der Richtung nach Striesen zu, sah man die kleine Anhöhe des Windmühlenberges, ein niedriges, dichtes Tannengestrüpp, von dem sich die Kinder unheimliche Dinge von Räubern usw. zuflüfterten.

1 Reifrock.

2 An der heutigen Gerokstraße.

Endlich langte die Karawane in Blasewitz an, und es verstand sich von selbst, daß bei dem Bäcker Gerischer Kaffee getrunken wurde. Gerischer, der an seinem Hause die Inschrift hatte anbringen lassen: „I, Poż Bliż, hier ist ja der Bäcker von Blasewitz!“ war ein Original, es gab bei ihm guten Kaffee und außergewöhnlich große Stücke Kuchen, eine besondere Anziehung für die Damen und Kinder, außerdem aber gab es, und zwar gratis, sprudelnden gesunden Humor und derben Wit, worüber sich die Herren weidlich amüsierten. So vergingen einige Stunden, die Herren hatten, mit aller Vorsicht, etwas wenigens politisiert, und die Damen hatten wacker gestrickt, denn ohne Strickstrumpf ging damals eine ehrfame Bürgersfrau nicht aus dem Hause. Da stach einen der würdigen Väter der Hafer, und er warf die Frage auf, wie es wohl wäre, wenn man im Gasthose eine Partie Billard spielte. Die Frage wurde, ihrer einschneidenden Bedeutung entsprechend, ernstlich erörtert und schließlich, da auch die guten Frauchen ihren wagemutigen Gatten sanft lächelnd zugestimmt hatten, zum Beschluß erhoben. Man brach auf und gelangte bald nach dem Gasthose, demselben, der heute noch, wenn auch etwas verändert, steht. Es standen dort Bauernhöfe, denn Blasewitz war ein Dorf, ein richtiges Dorf. Im Gasthose aber stand ein riesiges Billard, natürlich das einzige im Orte, auf dem mit riesigen Bällen ein ehrwürdiges Spiel gespielt wurde, bei dem der Wit der war, den Ball des Gegners in einen der großen Säcke, die sich an allen vier Ecken des Turnierfeldes befanden, durch das vor jedem Sacke angebrachte Loch hineinzuspielen. Der Ernst, mit dem dies versucht wurde, brachte uns Kindern einen gewaltigen Begriff von den damit verbundenen Schwierigkeiten bei, und, die Wahrheit zu gestehen, gelang es auch höchst selten. Am meisten imponierte es uns aber, daß die Kämpfer sich beim Zählen nicht der deutschen, sondern der französischen Sprache bedienten, wir konnten ja noch nicht beurteilen, daß es keine einwandfreie Aussprache sei, wenn die Herren sehr gravitatisch: Eng, dee, droah³ usw. zählten. Allmählich fing es an zu dämmern, und über dem Billard wurde eine Öllampe angezündet, deren Hauptbestimmung es augenscheinlich war, bemerklieh zu machen, wie finster es in der Stube sei. Um diesen Punkt noch besser zu beleuchten, wurde auf jeden Tisch ein Insektlicht in schwerem Drahtleuchter gestellt und eine Lichtpußschere daneben gelegt. Der Fidiibusbecher fehlte natürlich auch nicht. Inzwischen hatte das Turnei auf dem weiten Blachfelde des Billards sein Ende gefunden, und die ermüdeten Streiter legten ihre langen Lanzen weg. Sie kamen an den Tisch, an dem die Familie saß, und es wurde nun beraten, ob man einmal ganz gehörig über den Strang hauen und außer dem Hause soupierten solle. Auch dieser kühne Vorschlag ging

durch, es war ja Sonntag, und bald kamen mächtige Portionen von Brot, Butter und Ziegenkäse auf den Tisch, die Portion 15 Pfennige! Das war etwas für die Kinder, und es begann ein freudiges Schmausen. Auch getrunken wurde dazu. Für jede Familie kam ein turmhohes, eigentümlich geschwungenes Glasgefäß mit riesigem Henkel, eine Kanne haltend und mit einem grünlackierten Blechdeckel versehen, auf den Tisch. Es enthielt ein dunkles einfaches Bier, an dem sich Mutter und Kinder abwechselnd labten. Die Herren aber tranken ihr „Debbchen Lager“ und einer oder der andere vielleicht noch eins. Nun aber war es des Schwelgens genug, und man machte sich auf den Heimweg, der in derselben Ordnung wie der Auszug vor sich ging. Freilich ganz so geordnet war der Zug jetzt nicht mehr, denn die Kinder waren im Laufe des Nachmittags doch ein wenig verwildert, zudem war es draußen schon reichlich dunkel. So geschah es denn auch wohl einmal, daß einer von ihnen einen etwas derberen Puff abkriegte und sich klagend an seine gute Mutter wandte, die ihm ihr Mitgefühl auch nicht versagte; an die Strenge der Väter zu appellieren, wurde indessen nicht versucht, denn diese waren in gemüthlicher Stimmung und nahmen es nicht tragisch, wenn sich ihre hoffnungsvollen Söhnchen etwas balgten.

Friedlich und befriedigt nahmen dann die Familien an ihren verschiedenen Haustüren voneinander Abschied und freuten sich schon auf die für nächsten Sonntag vereinbarte Partie nach Grassis Billa und dem „Kanapee“ im Plauenschen Grunde. Alle aber sagten: „Heute war es doch recht gemüthlich.“ —

Ein andermal ging es durch die Heide über den Wolfshügel nach dem Weißen Hirsch. Dort sah es natürlich ganz anders aus als jetzt, es stand da nur der alte Gasthof mit dem steinernen Bilde des Hirsches und um den Gasthof herum eine kleine Gruppe von Bauernhäusern. In dem altrenommierten Gasthose war man vortrefflich aufgehoben, und der gegenüberliegende Garten bot einen prächtigen, eigentümlich stimmungsvollen Aufenthalt. Die ehrwürdigen Lusthäuser und Laubengängen griechischen Tempeln, und hölzerne dorische Säulen trugen die Dächer. Unter so klassischem Gebälk ließen sich unsere Familien nieder und „erhuben die Hände zum lecker bereiteten Mahle“. Da geschah etwas Drolliges. Unweit von uns, an einem einzelnen Tische, saß ein feiner, tief brünetter Herr, augenscheinlich ein Südländer. Dieser wandte sich in nicht ganz geläufigem Deutsch an die bejahrte Hebe mit der Frage, was es zu essen gäbe. Prompt sagte sie auf gut sächsisch: „Rotlett.“ „Rottle, waas is daase?“ fragte der Fremdling bescheiden. „Mit Schot'n un Mähr'n!“ ergänzte die Maid ihre erste Mitteilung. „Gooдемähre, waas is daase?“ „Oder Bohngemiese“, war die Antwort. „Bohnenmiese, waas is daase?“ Es war keine Verständigung zu erzielen, der Südländer verstand kein Sächsisch und das alte Mägd-

lein kein Ausländisch. Da entschloß sich einer von unseren Herren zu vermitteln, mit einigen hochdeutschen und italienischen Worten war die Sache in dem Topfe, wo's kocht, und der dunkeläugige Herr bekam seine „Bohnenmiese“ oder „Soodemähre“, das weiß ich nicht mehr.

Nach einigen Stunden machte sich unsere Gesellschaft wieder auf den Weg und wandelte auf der Höhe weiter, über das freie Feld der Plattleite zu. Es ging nun hinunter ins Dorf, und Bormanns Weinberg und Weinschank, die Winkelschenke genannt (jetzt Ratskeller und Burgberg), zur Seite liegen lassend, über den Bach, hinter der schönen, einfachen, von Bähr, dem Meister der Frauenkirche, erbauten Kirche hinauf in die Weinberge. Der Weg war nicht ganz unbeschwerlich, indessen, wenn man so zwischen den hohen Weinbergsmauern dahinging oder die sonnenbeschienenen schmalen steinernen Treppen in den Bergen hinaufkletterte, hatte das einen ganz wunderbaren Reiz, und es gehörte gar nicht allzuviel Phantasie dazu, sich direkt nach Italien, an den Rhein oder sonst wohin in ein ganz echtes Weinland versetzt zu fühlen. Und in der Tat befand man sich auch in einem solchen, denn von Bilsnitz bis Meißten und darüber hinaus reichte sich am rechten Elbufer Weinberg an Weinberg, und die Winzerei war die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Damals wuchsen die Reben bis hinauf auf die Höhe der Berge, wo der Wald anfangt, und nur Winzerhäuser und hier und da ein prunkloses, aber harmonisch der Landschaft sich anschließendes, herrschaftliches Sommerwohnhaus ragten daraus hervor, mit ihren gelblich getünchten Wänden und roten Ziegeldächern einen freundlichen Kontrast bildend gegen das Grün der Weinstöcke und der hohen Linden und uralten Walnußbäume, die sich um die Häuser gruppierten.

Unser Ziel war heute „Sperlings Weinberg“, einer der am höchsten gelegenen. Dasselbst angekommen, fanden wir schon viel fröhliche Gesellschaft beisammen, trotzdem aber bekamen auch wir noch in einer dichten Weinlaube einen entzückenden Platz, wo uns die reifenden Trauben fast in den Mund hingen und vor unseren Augen das weite, lachende Elbtal mit dem glänzenden Strome, in dem sich der blaue Himmel widerspiegelte, ausgebreitet lag. „Na, was trinken wir denn nun?“ fragte, sich die Hände reibend, der Herr Kalkulator. „Blanken“, „Schieler“ oder „Roten“? Der Preis der Flasche schwankte zwischen 50 und 60 Pfennigen, vom Faß kostete die Kanne Wein — drei Neugroschen.

Unsere Gesellschaft gab sich nun rückhaltlos dem Genuße hin. Und lustig ging es auch ringsumher in den Weinbergen und Weinschenken zu, bei Ehlichs in Wachwitz, in der Presse, auf Baudischs und Bormanns Weinberg, beim Böttcher Unger usw., aus allen Lauben hörte man die Gläser klingen und die helle Fröhlichkeit hervorschallen. Dabei kamen Roheiten nicht vor, alles hatte einen friedlich-gemüthlichen, ein

wenig biedermeierhaft-spießbürgerlichen, aber liebenswürdigen und harmlosen Charakter. Etwas harmlos Lustiges und Redseliges kennzeichnete auch die gesamte Bevölkerung der Weindörfer, woran der Wein gewiß seinen Anteil hatte. Besonders waren die Frauen, die einen lebhaften Handel mit Obst und Butter nach der Stadt betrieben, daselbst wegen ihrer unverzagten Beredsamkeit und drolligen Ausdrucksweise wohlbekannt. Ich weiß noch, wie wir einmal über eine alte Bauersfrau gelacht haben, als sie uns begeistert von der großen Leutseligkeit der Königin Marie, der Gemahlin Friedrich Augusts II., erzählte und ihre Lobrede mit den Worten schloß: „Die red't Sie mit jeden, und wenn's der Ärmste is, den Kindern gibt se de Hand und is Sie so gemietlich und macht sich se ‚gemeene‘, das gloob'n Sie gar nich!“ —

Bei Rotweinauslese, Butterbrot und herrlichem Obst, wie es in den Weinbergen wuchs, war unseren Familien der Nachmittag in der angenehmsten Weise vergangen. Der Heimweg wurde angetreten. Auf halbem Weg ins Dorf hinunter begegneten uns einige Herren, deren einer, eine hohe, schlanke, leicht vorgebeugte Gestalt, das geistvolle, freundliche Gesicht von langem, schon ergrautem Haar umwallt, von vielen der Begegnenden achtungsvoll gegrüßt wurde. Es war der berühmte Maler Ludwig Richter mit einigen Freunden und Schülern, die ihren Abendschoppen in der alten Erbschenke, seit 1851 Gasthof Demnitz, getrunken hatten und nun wieder hinauf nach Kozschs Weinberg gingen, woselbst oder in dessen Nähe die meisten von ihnen während des Sommers wohnten. Neben Richter trippelte, eifrig auf ihn losredend, ein kleines Männchen einher, das, gerade als sie an uns vorbeikamen, sagte: „Nee, fisse sein se, bloß ä bissel kleene, daderfor wer'n heier de Mispeln scheene.“ Dies war der alte originelle Münzgraveur Krüger, der zweifellos von den Erzeugnissen seines Weinberges, besonders von seinen Pflaumen sprach.

Am Elbufer angelangt, setzte uns ein Kahn nach Blasewitz über, und dort bestieg die ganze Gesellschaft, müde von den Freuden des Tages, den vor dem Gasthose haltenden Omnibus. Diesen ließ der brave Lohnkutscher Thamm zwischen Dresden und Blasewitz verkehren, gewiß mehr zu seinem Privatvergnügen als aus schnöder Gewinnsucht, denn mit Ausnahme des Sonntags fuhr das Vehikel meistens leer. Es war ein mit dem heitersten Kanarienvogelgelb angestrichener, endlos langer, kahnartig geformter Kasten, den ein Paar ehrwürdige Pferdegreise mit der Geschwindigkeit von zwei im Durchgehen begriffenen Schnecken dahinzogen. An der Ecke der jetzigen Pillniker Straße und des Elbberges endete die Reise, und alles wandte sich den heimischen Penaten zu. „Gute Nacht allerseits“, „'fehle mich Ihnen“, „gute Nacht“, „schamster Diener“, klang es durcheinander, dann trennte man sich.

Eine Reise in der „gelben Kutsche“ vor 100 Jahren.

Nicht minder merkwürdig wurde dem vierjährigen Knaben eine Lustreise, die meine Eltern mit mir nach Dürrenberg bei Leipzig unternahmen. Eine Lustreise konnte man eigentlich sie nicht nennen. Eher eine Marterreise, weil die Reisenden auf dem damaligen sächsischen Postwagen wirklich gemartert wurden. Eine Reise von Dresden nach Leipzig, die man jetzt im Dampfwagen binnen $3\frac{1}{4}$ Stunden zurücklegt, war zu jener Zeit ein sehr großes, mit Gefahren verknüpftes Unternehmen, daß manche Reisende vorher ihr Testament machten und von den Ihrigen auf Nimmerwiedersehen Abschied nahmen.

Darum ist mir's heute noch unbegreiflich, wie meine sonst ängstlich um mich besorgte Mutter jene Reise in meiner Begleitung unternehmen konnte. Mein älterer Bruder hatte dieselbe früher schon mitgemacht, und da sie ihm nichts geschadet, so mochte meine Mutter von mir ein Gleiches hoffen. Der damalige ordinäre Postwagen, die gelbe Kutsche genannt, war in seiner Art ein Ungeheuer, ein Nilpferd oder Elefant unter den Kutschen, mit einem gelben Tuche überdeckt, wovon der Name herrührte. Türen oder Wagenschläge suchte man vergeblich an diesem Ungeheuer. Statt derselben gab es an jeder Seite eine Öffnung, die so breit war, daß zwei Menschen nebeneinander sitzen konnten, was auch unterwegs der Fall war. Diese unglücklichen Passagiere, die geringes Fahrgeld entrichteten, saßen mit dem Obertheile ihres Körpers im Wagen, und zwar auf dessen Fußboden, während ihre Beine außerhalb desselben hingen und mit den Füßen auf dem Wagentritt ruhten. Um die untere Halbschied des Körpers einigermaßen gegen Staub, Regen oder Kälte zu schützen, wurde eine starre Lederdecke vorgehängt, die aber jenen Unbilden noch genug Zugänge verstattete. So oft einer oder der andere Reisende aussteigen wollte, mußten diese armen Reiseamphibien jedesmal ihre Sitze verlassen und geduldig außen warten, bis die Abgestiegenen wiederkehrten, worauf sie den arg beschmutzten Postwagenboden abermals einnehmen durften. Die Erfindung von Druck- oder Sprungfedern kannte die gelbe Kutsche nicht. Sie war nichts weiter als ein Kasten, auf vier Wagenrädern befestigt. Dafür wurden ihre Insassen zu Sprungfedern, die bei jedem Stoße hoch in die Höhe schnellten. An solchen Stößen fehlte es durchaus nicht, indem die Landstraßen damals nichts weniger als Kunststraßen waren. Die gelbe Kutsche wurde von sechs Pferden im ruhigen Schritt fortbewegt und besaß an dem hinteren Ende ihres wenigstens sechs Ellen langen Kutschkastens noch eine wohl ebensoweit reichende Gabel, auf welcher alle Arten von Kisten und Kästen gepackt waren. Wenn dieser Noahskasten mit seinem

gewichtigen Auswuchse umstürzte, was etliche Male geschehen ist, so ging es ohne Tote, Schwerverletzte, ja selbst wahnsinnig Gewordene nicht ab. Da, wie gesagt, die Pferde nur in ruhigem Schritt vorwärts gingen und die gelbe Kutsche bei jedem Hause, das einen Arm mit einem Bierkrüge oder ähnlichem Einkneipezeichen ausstreckte, anhielt und verweilte, so brachte man zwei Tage und eine Nacht oder zwei Nächte und einen vollen Tag auf der Reise von Dresden nach Leipzig zu.

Mein Sitz war in dem Hintergrunde des postlichen Nilpferdes, und noch erinnere ich mich der oft wiederkehrenden grausamen Stöße, die meinen kleinen Körper bald auf diese, bald auf die andere Seite warfen oder emporschnellten. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und gern hätte ich sie verschlafen, wenn das wegen der Stöße möglich gewesen wäre. Die übrigen Passagiere aber waren meistens noch guten Mutes und vertrieben sich die Langeweile durch Erzählen, Schwänke, Späße, Essen und — Schnapsen. Ein ältlicher, schlaffüchtiger Passagier — ich glaube, es war ein Jude —, der in der einen Wagenöffnung saß, diente besonders zur Zielscheibe des Foppens. Man schob ihm, während er schlafrunken nickte, den Hut nach vorn, so daß derselbe wiederholt über Bord flog und den darob wild fluchenden Postillon zum Anhalten des Noachastens nötigte. Man stemmte kleine Holzstäbchen in seinen Nacken, damit diese den Hut samt der Perücke von ihrer Stelle verrückten, man schob ihm Haarbeutel verschiedener Art unter den Rocktragen und praktizierte ihm Dinge in die Taschen, die dem Israeliten ein Greuel sind usw. Die furchtsamen Frauen und Jungfrauen im Wagen erschreckte man in der Nacht durch Erzählungen von Raubansällen, von Gespenstern, von umgestürzten Postwagen und deren sehr schrecklichen Folgen. Ja, als uns in der Nacht eine Kutsche mit zwei hellbrennenden Laternen entgegen kam, schrie man, daß solche Irrlichter seien und wir in der nächsten Minute schon in einem tiefen Sumpfe stecken bleiben würden. In einem Gasthause, wo wir mitten in der Nacht anhielten, wurde mir ein bisher unbekanntes Getränk — Glühwein — angeboten, vor dessen Genuß jedoch meine Lippen sich schüttelten.

Daß man in der Stadt Wurzen das bittere Braumbier und in Borsdorf den berühmten Sandkuchen nicht ungekostet ließ, versteht sich von selbst. Es war finster, da wir nach Leipzig kamen. Wir fuhren durch hohe Häuserreihen mit erleuchteten Fenstern, bestiegen einen Mietwagen und legten ohne Aufenthalt den Rest unserer Reise nach Dürrenberg zurück, das ich fest schlafend erreichte.





Die erste Eisenbahn in Sachsen.

Im Gasthause „Zur Weintraube“ unweit Dresdens ging es lebhaft zu. Schon seit Mittag war die geräumige Schenkstube mit Städtern und Landleuten aus der Umgebung dicht besetzt, und mehrere dralle Mädchen liefen geschäftig hin und her, die leeren Schoppen aufs neue mit dem blinkenden Meißner Landwein zu füllen, indes die Gäste der Unterhaltung pfl egten oder, wie an einigen Tischen in der Ecke, mit erhitzten Gesichtern bei den Karten saßen. Im Hintergrunde der Stube hatten sich Händler, die zur Messe nach Leipzig wollten, einen Platz gesucht; ihre Waren lehnten in großen Ballen an den Wänden oder befanden sich in diebes- und wettersicheren Kisten auf den zahlreichen Wagen, die draußen vor dem Gasthause standen. Über den Häu pttern der Gäste lagerte eine graue, schwere Rauchwolke und zerriß in dicke Schwaden, wenn hin und wieder die niedrige Stubentür geöffnet ward. Noch immer pilgerten neue Scharen die Leipziger Straße hinaus, dem bekannten und beliebten Wirtshause zu, vor dessen Eingang behaglich schmunzelnd der behäbige Wirt lehnte.

Auf der Straße war ein starkgebauter Lastwagen aufgefah ren, hoch mit Fässern, Kisten und Körben aller Art beschwert, über die sich eine wetterfeste, graue Plane spannte. Der Fuhrmann im blauen Linnenfittel, angetan mit derben eisenbeschlagenen Schmierstiefeln und einem dicken Wollschale um den Hals, sog aus seiner kurzen Pfeife mächtige Dampfwolken; er war eben dabei, die wohlgenährten Braunen von der noch halbgefüllten Krippe wegzuziehen und wieder einzuschirren. Der Wirt warf einen Blick zum Himmel, aus dessen dunklem Gewölk leise Schneeflocken herniederschwebten, dann sagte er: „Werdet heute wohl

noch einen bösen Weg kriegen, Gevatter.“ Mißmütig blickte der Angespochene auf und entgegnete: „Wird ja sowieso bald unsere letzte Fuhr gewesen sein, denn wenn erst das Teufelszeug da drüben — damit deutete er mit der Peitsche zur Linken, von wo ein neuer eiserner Schienenstrang herüberglänzte — im Gange ist, dann ade Pferd und Wagen!“ „Wird so schlimm nicht werden, Gevatter!“ tröstete gutmütig lächelnd der Wirt, doch der Fuhrmann fuhr grimmig fort: „Nacht nur nicht zu früh, mein Lieber, bald werdet Ihr's vielleicht am eigenen Leibe spüren und Bier und Schnaps selber trinken können!“ Noch einen Blick tat er unter den Wagen, wo zwischen den Hinterrädern die Büchse mit der Wagenschmiere, Hemmkette und Radehacke hingen, und befestigte die große Hornlaterne, dann schwang er die Peitsche, und langsam und schwerfällig setzte sich das Fuhrwerk in Bewegung, umkreist von des Lenkers munterem Spitze. Laut kläffend fuhr dieser jetzt auf einen hageren Menschen in langem Raftan und schwarzer Pelzmütze zu, der hinter einem Baume geduldig auf die Abfahrt des Wagens gewartet hatte. Zitternd vor Frost und mit demütig gesenktem Blicke trat er nun hervor und bat mit klagender Stimme: „Beste Herr Fuhrmann, gönnt mir Armen ein Plätzchen auf Euerm Wagen. Der Weg nach Leipzig ist so weit, und meine Füß' sind krank. Der Gott meiner Väter soll es Euch segnen tausendfach.“ Zornig aber antwortete der Blaukittel: „Nichts da, schmieriger Jud! Leutbetrüger und Gauner!“ Ein Zucken lief durch die armselige Gestalt des Alten, doch flehentlicher wiederholte er seine Bitte. Als aber jener drohend die Peitsche schwang, duckte er sich ängstlich zur Seite, ein paar Tränen tropften in seinen grauen Bart, und mühselig schlich er wehmütig seinen Weg weiter.

Nur wenige Minuten waren vergangen. Da klang von der Straße her laut mahnend ein Horn, und einige Augenblicke später brauste, von leichtfüßigen Pferden gezogen, eine Extrapost heran. Dienstfertig und neugierig eilte der Wirt herbei, den Schlag der Kutsche zu öffnen. „Ei, ei, der Herr Rat!“ grüßte er, artig sein Käppchen lüftend, „welch eine Ehre für mich! Und auch die gnädigste Frau Rätin mit Demoiselle Tochter! Belieben die gnädigsten Herrschaften gefälligst auszustiegen?“ „Nur für einen Augenblick,“ unterbrach der Rat den Wortschwall des redseligen Wirts, „'s ist ungemütlich kühl heut', wollen nur etwas Warmes genießen und dann weiter nach Oberau.“ „Dann wollen die Herrschaften gewiß den großen Tunnel dort besehen?“ fragte der Wirt, unaufhörlich dienernd, indem er den Damen beim Aussteigen behilflich war, was aber wegen der unförmlich aufgebauschten Kleider einige Schwierigkeit verursachte. Unterdessen war auch der blaubeschürzte Hausknecht herzugeeilt und warf den dampfenden Pferden die wärmenden Decken über, während der Rat in hohen Watermördern seinen grauen Zylinder aufstülpte und den Seinen ins Gastzimmer vorausschritt, wo

der Wirt in aller Eile seinen vornehmen Gästen einen Platz schaffte. Bald saßen die Herrschaften beim heißen Punsch, während man sich am Nebentische laut und aufgereggt über die neue Bahn unterhielt. „Und ich sag's eich,“ schrie eben einer, mit der Faust heftig auf die Tischplatte schlagend, „die wern alle verrickt, die dermit fahrn, missen verrickt wern. Die Leite kriegen alle 's Delirium, hat schon e berihmter Professor in der Stadt gesagt, und der werd's doch wissen!“ „Nee,“ meinte ein anderer, ein behäbiger Bauer, indem er umständlich mit dem Fidibus die frischgestopfte Pfeife in Brand setzte, „die Leite missen ersticken. Habt 'r schon was gehört von Luftdruck? Nee? Seht 'r, die Sache is so: wenn nu so e Zug dahinsauft, schmeißt 'r die Luft zurück, un die Leite in Zug missen ersticken!“ „Und nu erscht die, die de an der Bahn wohnen!“ fiel ein dritter ein, „ich gloobe, denen stirz'n de Heißeln ein, wenn so e Ding vorbeigerattert kimmt. Und kee Mensch werd mehr zun Fenster nausgucken kenn', die Leite wern ja blind und ganz konfus in Koppe.“ „Da sollte man doch längs der Strecke einen hohen Bretterzaun errichten,“ meinte ernsthaft tuend der Herr Rat, indes er sich das Lachen verbeißen mußte, „damit die guten Leute gar nicht in die Gefahr kommen können.“ „Härn Se, da kenn' Se recht ham,“ meinte der Borige wieder, „das is Sie kee schlechter Gedanke. Aber wer soll's bezahlen?“ „Die auf der Eisenbahn werden Geld verdienen wie Heu,“ sagte der Rat, den diese Unterhaltung sehr belustigte, „da können sie nur gleich die armen Advokaten mit unterstützen, denn wer wird nun noch sein Testament machen, wenn man von Leipzig nach Dresden in drei Stunden fahren kann?“ „Entschuld'gen Se, mei guter Herr,“ mengte sich ein anderer ins Gespräch, „sin Sie vielleicht eener von diese Herrn? Da kennt 'ch Sie gleich emal um en Rat fragen. Ich bin Sie nämlich e Windmüller, un wenn nu de neie Bahn kimmt, so werd mer dorch den Zug der ganze Wind genomm', kann 'ch da die Gesellschaft nich verklag'n? Un überhaupt, was de Bauern sin, de wern doch nu ooch viel wen'ger ernten, em wegen der Bahne, un da geht's doch ooch über mei Geschäft.“ „Die Menschen sind doch wirklich zu dumm!“ sagte der Rat leise zu seinen Angehörigen, „die glauben wahrhaftig, das Ding stehe mit dem Teufel im Bunde. Schon vor längerer Zeit klagte mir ein bekannter Geometer, daß er beim Abstecken der Bahnlinie wiederholt die Hilfe der Behörden in Anspruch nehmen mußte, weil ihn die Bauern von Neudorf und Pieschen tätzlich bedrohten. — Doch wir müssen aufbrechen, wenn wir rechtzeitig in Oberau sein wollen.“ Damit erhob sich die Familie, bald rollte der Reisewagen wieder auf der Chaussee hin, und aus der Ferne tönte wie klagend das Horn des Postillons: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen.“

Im Gasthose aber saßen die Männer weiter einträchtig beieinander, schimpften weidlich auf den Teufelspuß und waren auch nicht zu be-

lehren, als man ihnen von andern Tischen aus die segensreichen Folgen der neuen Erfindung klarmachen wollte. „Nee, mei guter Herr,“ sagte der Windmüller, „ich bleib hibsich derheme, un wenn 'ch werklich mal fort muß, dann fahr'ch mit unsrer guten gelben Rutsche. — Un was das Loch dorch de Erde is, wie Sie sagten: die sin hin, die da nein fahrn.“ Viele der Gäste stießen sich heimlich an, andere lachten laut über den merkwürdigen Alten. Ein großer starker Mann aber in hohen Stulpstiefeln und blauem Frack, es war der Posthalter aus dem nahen Meißen, stimmte jenem lebhaft zu und fand stürmischen Beifall, als er erklärte, er wolle auch nicht eines seiner fünfzig Pferde verkaufen, denn wenn erst die Sache ein bißchen veraltet wäre, würde die Gesellschaft Bankrott machen und alles wieder die Post benützen müssen, wie denn auch die Meißner Bürgerschaft sehr löblich gehandelt habe, die Bahn möglichst weit weg von der Stadt zu wünschen, damit die Fuhrleute, Wagenbauer, Schmiede u. a. nicht zu großen Abbruch in ihrem Verdienste fänden.

Plötzlich stürzte jemand aufgeregt ins Zimmer. „Sie kommen! Sie kommen!“ rief er atemlos, und spornstreichs rannte alles hinaus vors Haus. Im selben Augenblicke brauste drüben eine lange Schlange heran, an deren Kopfe zwei kohlschwarze Ungeheuer Feuer und Rauch spien. Das war dem Windmüller zu arg. Entsetzt eilte er mit dem Rufe: „Fäsenzmar!“ davon, gefolgt von noch einigen Hasensfüßen. Die andern aber wagten sich mutig heran und betrachteten staunend die prustenden und zischenden Lokomotiven „Stephenson“ und „Elefant“, deren ungeheure Leiber mit bunten Fähnchen und grünen Girlanden geschmückt waren. Von ihren hohen Bremsfüßen kletterten schwerfällig die Schaffner herab, denn sie steckten in dicken Pelzen und ihre Füße in warmen Filzstiefeln. Musik ertönte, Böller frachten, Hüte wurden geschwenkt, und weiße Tücher wehten. Neugierig musterte die zusammengeströmte Menge die lange Wagenreihe, und viele wunderten sich über die Massen, wie die schwarzen Ungeheuer am Anfange des Zuges eine solche Last ziehen könnten. Ein kluges Bäuerlein freilich mußte gleich Bescheid, denn es meinte pfeffig, in der Lokomotive sei ein Pferd verborgen. In den Wagen waren vier lange Bänke aufgestellt, darauf saßen in meist recht drangvoller Enge die Reisenden, größtenteils Leipziger. Sie waren nicht wenig ausgefroren, denn wenn auch die Wagen der zweiten Klasse eine feste Bedachung hatten, so konnten die Seiten nur durch Leinwandvorhänge geschlossen werden, und Wind und Rauch fanden noch Eingang genug. Ja, die Wagen der dritten Klasse waren sogar ganz unbedeckt und deren Insassen daher vielfachen Belästigungen durch Wetter, Staub und Funken ausgefetzt.¹ Trotzdem herrschte überall die vergnügteste

¹ Den Eisenbahnreisenden wurden darum in den Zeitungen Halbmasken von Gaze und Eisenbahnbrillen zum Schutz gegen Asche und Staub angeboten. Nach nicht allzulanger Zeit ersetzte man indessen allgemein diese offenen Wagen durch geschlossene.

Stimmung, und ein lustiger Leipziger Studiosus, dessen lange Pseife vorwiegend zum Wagen heraushing, erklärte, er sei nur mitgefahren, um auch in Dresden einmal seinen Abendschoppen trinken zu können. Allgemein lobte man die unerhörte Geschwindigkeit des Dampfwagens, gegen den selbst die Extrapost die reine Schnecke sei.² Man erzählte von dem glänzenden Empfange unterwegs, von den Schulkindern, die mit ihren Lehrern an der Strecke gestanden hatten, am meisten aber rühmte man die Durchfahrt durch den Oberauer Tunnel. Darin wären die Bergleute, die daran gearbeitet hatten, mit Lämpchen zu beiden Seiten aufgestellt gewesen und hätten mit frohem Glückauf den ersten Zug begrüßt. Man belachte die Furcht, die namentlich viele Frauen dabei gezeigt hatten und von denen einige noch immer leise zitterten.

So war eine Stunde im Fluge vergangen und ein zweiter Zug von Leipzig inzwischen eingetroffen. Die Schaffner mahnten zum Einsteigen und kletterten wieder auf ihre Sitze. Unschlüssig lehnten zwei Bauern — sie hatten vorhin mit im Gasthause gegessen — an einem Schuppen, nichts war ihnen entgangen. Jetzt stieß der eine den andern an und meinte zaghaft: „Was meinst, Gottlieb, soll man's mal probieren?“ „In Gottes Namen“, sagte der, beide traten an einen Beamten heran, zogen den Beutel, in dem Dreier und Pfennige in Gesellschaft einiger guter Groschen kimperten, und erklärten mitfahren zu wollen. Der sah sie lachend an und entgegnete: „Lut mir leid, heut' ist jeder Platz besetzt, aber kommt morgen wieder!“ Da schrillte ein kurzer Pfiff, so daß viele der Umstehenden erschrocken zusammenfuhren, zornig stießen die Lokomotiven schwarze Rauchwolken aus, die Kolbenstangen bewegten sich, und langsam, dann immer schneller werdend, setzte sich der Zug unter dem lauten Jubel der Menge in Bewegung. Gar bald flogen Häuser, Bäume, Menschen und was sonst am Wege stand, pfeilgeschwind an den Augen der im Zuge Sitzenden vorüber. Am Chausseeübergange bei Trachau, fast eine Stunde vor der Stadt, harrte eine Reihe von Equipagen der Züge, und die beiden Seiten der Bahn hielten Tausende von Menschen besetzt, die trotz des eingetretenen heftigen Schneegestöbers sich nicht abhalten ließen, ihrer Freude durch Hut- und Tüchererschwenken und laute Rufe des Staunens und der Bewunderung Ausdruck zu geben.

Auf der Landstraße aber schritten zwei Handwerksburschen fürbaß. Das Felleisen saß auf dem Rücken und der wachstuchüberzogene Hut gar fest auf dem rechten Ohre, während der Tabaksbeutel vor der Brust baumelte. „Wer da mitfahren könnte!“ seufzte neidisch der eine, wehmütig auf die abgerissenen Kleider und Schuhe herabblickend, aus denen

² Diese verkehrte in etwa elf Stunden zwischen Dresden und Leipzig und wurde anfangs wegen ihrer unglaublichen Schnelligkeit viel bewundert, ja von manchen eben deswegen als ganz gesundheitschädlich verdammt.

die Strümpfe vorwitzig hervorlugten. „Haft recht, Bruderherz!“ versetzte sein Kamerad, den gewundenen Knotenstock weit ausstreckend, und rascher ging es der nahen Stadt zu. Beim Dorfe Pieschen kamen sie an das Ufer der Elbe. Drunten auf dem Leinpfade schleppten etwa vierzig kräftige Männer an zwei Seilen einen großen Elbkahn stromaufwärts, über ihre Schultern ließen breite Gurte nach der Hüfte; der Führer, ihr König, stimmte eben das Bomätscherlied an, und in langgezogenen Tönen klang es nach:

„Hüo hopp, bis an 'n Knopp,
Daß man siehet, wie er ziehet.
Hüo hopp!“

Die ersten Dampfschiffe.

Das war ein Ereignis für Dresden, als die ersten Dampfschiffe auf unserer Elbe fuhren, hatte doch der bei weitem größte Teil der Bevölkerung überhaupt noch kein Dampfschiff gesehen und kaum einen Begriff von der treibenden Kraft des Dampfes. Freilich hatten die ersten Dampfschiffe mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen: die Maschinen waren nicht praktisch genug konstruiert, die Schiffe zu schwer für niederen Wasserstand, und das Strombett war zu ungleichmäßig (die Baggermaschinen sind erst späteren Ursprungs). Als nun aber die regelmäßigen Fahrten auf der Oberelbe eingerichtet wurden, kam zunächst Pillnitz sehr in Aufnahme. Nicht bloß Sonntags, sondern auch an den Wochentagen wurden Partien dahin unternommen, doch zogen die meisten es vor, hinaus zu Fuße zu gehen und nur heimwärts auf dem Dampfboote zu fahren, was pro Person sechs Groschen (75 Pfennige) kostete. In der ersten Zeit gab es auf jedem Dampfboote auch einen Böller, der an gewissen Fahrstellen gelöst wurde.

Als 1842 die große Trockenheit den Wasserstand der Elbe so weit herunterbrachte, wie er seit vielen Jahrzehnten nicht gewesen war, da stand es schlimm um die Dampfschiffe, aber auch manchmal für die Sonntagsausflügler, die per Dampfboot rechtzeitig heimzukommen gedachten. Es blieb zuweilen das Dampfschiff mitten in der Fahrt sitzen, und nun war guter Rat teuer, nicht bloß wegen des ans Ufer-, sondern auch wegen des Nachhausekommens. Ja, wenn der unfreiwillige Halt bei „Antons“ war, wo es eine sehr gefährliche, weil seichte Stelle gab, da war der Trost leicht; aber wenn es z. B. in der Nähe von Pirna war und schon spät abend, da gab es nur die Hilfe der pirnaischen Wurstwagen, die Montags frühzeitig nach Dresden fuhren.

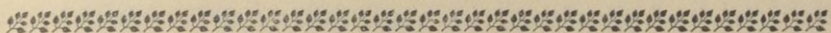


Dresdner Originale.

Peter Groll.

Wer Peter Groll war, wußte jedes Kind. Daß dieser Mann aber weder Peter hieß, noch auch Groll und nur die Kinder ihm seiner grossen Gemütsart wegen diesen Namen angelästert hatten, das wußten nur wenige. Früher war er Schirrmeister bei der Post gewesen, jetzt aber privatisierte er aus mir unbekanntem Gründen, wahrscheinlich seiner Grobheit wegen. Peter Groll war ein kleiner Mensch mit übergroßem Kopf und kurzen Säbelbeinen. Dazu trug er ein Paar Kanonenstiefel mit Sporen, einen ungeheueren Stürmer und einen sauerkrautfarbenen Frack, der bis an die Fersen reichte. Die Frackschöße, in denen seine Fäuste steckten, standen weit ab vom Leibe, weil sie vollgefropft mit Steinen waren. Nicht daß er Mineralog gewesen wäre, er war nur bewaffnet und hatte dies der Kinder wegen nötig, die ihm, wie Krähen einem Käuzchen, in hellen Haufen folgten, unablässig „Peter Groll!“ schreiend. Plötzlich drehte er sich dann um, fuhr mit allen Fäusten aus den Taschen, und die Kartätschen sausten unter die zerstiebende Brut, die ihm im nächsten Augenblicke wieder schreiend folgte. Er brauchte daher sehr viele Steine. Man hätte denken sollen, daß solche Lebensart unangenehm gewesen wäre, doch mußte Groll es anders ansehen, denn wenn er zufällig einmal ungeschoren blieb, schien ihm doch etwas zu fehlen. Mein Bruder war einmal Zeuge, daß er in den Taschen rasselnd stehen blieb, sich rund umsah und wie Goliath gegen die Philister ausrief: „Will denn keener kummen? Wo sein denn heite alle Luderersch?“

Der Hofrat von Zejschwitz pflegte es gern zu erzählen, wie auch er die Bekanntschaft jenes Mannes gemacht hatte. Von einem Ausflug in die Oberlausitz, wo er begütert war, heimkehrend, lag Zejschwitz am heißen Nachmittage schlummernd in der Wagenecke, während der Postillon an einer Waldschenke, der Schenthübel geheißten, die Pferde verschmausen ließ. Da ward der Schlag aufgerissen, und ein Unbekannter schwang sich ein. Zejschwitz rieb sich die Augen. Er habe nicht das Vergnügen, sagte er, den Herrn zu kennen und müsse bitten, ihm seinen Wagen allein zu überlassen. Jener aber legte seine Frackschöße auf den Knien zusammen und erwiderte: „Ich will Se was sagen, heren Se, das kennen Se sich überlegen: Das dahier is Postgescherre, und meine Person is Scherrmeister bei der Post gewest. So wäre ich wohl och noch dermit fahren kennen, so gut wie Ener, heren Se.“ „Lieber Schwager!“ redete Zejschwitz jetzt den herantretenden Postillon an, „vielleicht kannst du den Herrn Schirrmeister hier überreden, daß er sich lieber auf den



Bock verfügt.“ Aber der Schwager hatte seinen Mann schon bei den Stiefeln. „Luder!“ schrie Peter Groll. Doch damit lag er auch schon unten, und dahin rollte der Wagen, von einem Steinhagel verfolgt.

So entfinne ich mich auch, daß mein Bruder bei Gelegenheit einer Fahrt nach Loschwitz sehr entzückt aufschrie: „Schnell, Mutter! Da geht Peter Groll!“ Die Mutter, die von diesem wohl gehört, ihn aber nie gesehen hatte, bog sich aus dem Wagen und fuhr sogleich entsezt zurück. Ihr Blick war in nächster Nähe einer blutroten, weit ausgestreckten Zunge begegnet — von der Größe einer Rindszunge, wie sie behauptete —, die sich ihr aus dem weiten Rachen eines firschröten Nußknackergeflüchtes entgegenschwang. Das kleine Erlebnis war ihr trotz ihres gerechten Schreckens so lächerlich gewesen, daß sie sich in späteren Jahren daran zu erheitern pflegte.

Die alte Marliſe und Buchhändler Helmert.

Nicht minder berühmte Figuren waren die alte Marliſe und der Buchhändler Helmert. Erstere, die mit Meerschweinchen, Kaninchen und Kanarienvögeln auf offenem Markte hökerte, lag ebenfalls in ewiger Fehde mit der Jugend und überdem mit jeder Art von Straßenhunden, die eine unwiderstehliche Neigung zeigten, ihre Hinterbeine an den Meerschweinbauern aufzuheben. Die Kinder dagegen machten unablässig Versuche, ohne Geld zu kaufen, bloß um sich an dem entseztlichen Schelten der Alten zu ergötzen und bei dieser Gelegenheit manchen erquicklichen Hieb davonzutragen, dergleichen das erboste Weib, ohne sich zu erheben, mit seiner langen Angelrute austeilte, einerlei wo es hinkam, über Köpfe und Bäuche.

Helmert dagegen war der große Liebling aller Kinder. Die Tradition berichtete, daß er vorzeiten eine eigene Verlagsbuchhandlung besessen habe; da er aber vermöge seiner großen Gutmütigkeit den Vorteil seiner Kunden mehr als seinen eigenen im Auge hatte, so war er nachgerade so heruntergekommen, daß sein ganzes Vermögen sich endlich auf den Haufen alter Bücher beschränkte, mit denen er zu meiner Zeit am Neumarkt an einem offenen Tische marktete. Als ich auf meinem Wege nach der Hahnſchen Schule das erste Mal an ihm vorüber kam, wich ich ihm seines Aussehens halber aus. Ein schwarzes Tuch, turbanartig um den kleinen greisen Kopf gewunden, die übrige Mumie aber mit einem langen, feuerroten und talarartigen Schlafrock bekleidet, glich er einem Hegenmeister, der durch ein Wunder dem Brandpfahle entsprungen ist. Da ich ihn indessen bei öfterem Vorübergehen in freundlichstem Verkehr mit Kindern fand, faßte ich Zutrauen. Ich kaufte einiges bei ihm und ward Zeuge, wie er armen Knaben, die blaß und hungrig ausfahen, die abgenutzten Schulbücher, um die sie handelten, ganz unentgeltlich überließ.

Fürst Putjatin.

Meine Dresdner Zeitgenossen werden sich erinnern, daß ihnen zuweilen bei Regenwetter ein wandelndes Schilderhaus oder ein Pavillon von schwarzem Taffet begegnet ist. Das war der Fürst. Sich bei Exposition des ganzen übrigen Körpers nur allein den Kopf zu schützen, hielt er nicht für zuträglich und erfand daher diese Veranstaltung, die, mit kleinen Glasfenstern versehen, die ganze Gestalt bis an die Knöchel bedeckte. Bei schönem Wetter war etwas mehr zu sehen. Der Fürst trug eine blonde, wohlfrierte Lockenperücke, stets eine bunte Kravatte, aus der zwei enorme Watermörder mit langen Spitzen die sehr ansehnliche Nase schier bedrohten. Das Kostüm war auffallend veraltet, immer trug er zwei Uhrketten, wovon an einer die Uhr, an der andern eine silberne Bonbonniere, als Portemonnaie dienend, befestigt war. Rechts von der Brust herab hing an einem silbernen Haken der kolossale Regenschirm, links aber eine elegante Hundepeitsche und eine große Flöte oder Schalmei. Vor ihm her bewegte sich ein Paar Möpse, die taub zu sein schienen, denn sie kehrten sich ebensowenig an die starken Signale, die der Fürst ihnen von Zeit zu Zeit auf seiner Schalmei gab, als er sich an ihren Ungehorsam. Er begnügte sich, ihnen seinen Willen kundzutun, es ihnen überlassend, ob sie sich fügen wollten oder nicht. Putjatin war überhaupt ein großer Liebhaber von Hunden, er pflegte deren eine bedeutende Anzahl auf das liebevollste, ja verrichtete oft selbst die intimsten Dienstleistungen eines Kinder Mädchens bei ihnen und sagte häufig: „Hunde sind gute Menschen und Menschen schlechte Hunde!“ Dennoch fürchtete er stets den Biß irgendeines vermeintlich tollgewordenen seiner Lieblinge, weshalb er in der heißen Jahreszeit blecherne Stiefel zu tragen pflegte. Wenn aber etwas von einem tollen Hunde verlautete, dann dünkte den Fürsten der alleinige Schutz der blechernen Schienen nicht mehr genügend. Er beorderte sofort zwei Diener zu seiner persönlichen Bewachung. Der eine hatte den Auftrag, den Schritten des Fürsten allenthalben zu folgen, während der andere die Avantgarde bildete. Jeder führte eine lange rotangestrichene, zweizinkige Gabel, um mit dieser einen etwaigen Hundeanfall erfolgreich abwehren zu können.

Übrigens war es nur wenigen bekannt, daß man unter dem langen überrocke des Fürsten vergebens nach Beinleidern gesucht haben würde. Putjatin nannte besagtes Kleidungsstück die unlautere Ursache vielfacher Unlust. Es wäre ihm nicht unwahrscheinlich, sagte er, daß sowohl Römer, als auch Bergschotten ihre bekannte Mannhaftigkeit nur der Sanskulotterie¹ zu danken hätten, und Rückfichten, die man sich selber schulde, seien Grund, sie abzulegen. Auch ging Se. Durchlaucht hierin

¹ Hofenlosigkeit.

allen mit gutem Beispiel voran, indem er sich begnügte, beide Beine von oben bis unten gleich Wickelkindern zu umwinden. Diese Art von Toilette, die er sich herbeiließ, eines Abends bei Schönbergs vorzuweisen, glich einem geschienten Knochenbruche und flößte uns Kindern Entsetzen ein.

Man mag aus alledem entnehmen, daß es dem Fürsten nicht an Ideen fehlte, er triefte vielmehr von Erfindung. Wenn er zur Winterszeit nach Hofe fuhr, so sah man Dampf aus seinem Wagen gehen, weil er ihn heizbar gemacht hatte. Diese Equipage war die größte Sonderbarkeit, die man sich denken kann: ein langer, blauangestrichener Kasten mit einem Windöfchen darin, das durch eine kleine Esse nach oben seinen Abzug hatte; dieser Kasten stand aber nicht auf gewöhnlichen Wagensehern, sondern schwebte förmlich auf einer rotledernen, blasebalgartigen Vorrichtung. Putjatin behauptete, daß, abgesehen von der angenehmen Art des Fahrens, auch bei der Sommerhize eine erfrischende Kühlung vom Boden aus dadurch erzielt würde. Diese Kühlung war freilich so energisch, daß er sich genötigt sah, den Hut zu halten. Im Winter aber bei Schneebahn zeigte sich der Fürst in einem vierspännigen, hoch auf Rufen stehenden und rings mit Glaswänden verschlossenen Schlitten.

Bei alledem war unser Fürst ein wohlthätiger, großmütiger Herr, der unfäglich viel Gutes getan hat; das beweist auch folgender Vorfall. Zu den Eigentümlichkeiten des Dresdner Weihnachtsmarktes gehörten bekanntlich auch Verkaufsbuden, in denen komische Witzfiguren feilgeboten wurden. Ein hartbedrängter Schneider benutzte nun diesen Umstand zu einer gewinnversprechenden Spekulation. Er fertigte, auf Putjatins Volkstümlichkeit rechnend, eine Anzahl Puppen an, die dem Fürsten möglichst ähnlich waren, und stellte sie zum Verkauf. Das Geschäft ließ sich in der That gut an und gestaltete sich zu einem glänzenden, als Putjatin den gesamten Vorrat aufkaufen ließ und unter seine Freunde und Bekannten verteilte. Das Herz mochte aber doch dem armen Nadelhelden etwas ängstlich pochen, als er hierauf zum Fürsten beschieden wurde. Als er aber jenem seine traurigen Verhältnisse ausführlich schilderte, da regte sich das gute Herz des letzteren, und er beschloß, dem augenscheinlich geschickten Meister gründlich zu helfen. Er bestellte einen vollständigen Anzug, und in das zur Zufriedenheit ausgefallene Probestück gekleidet, empfahl er allen seinen Bekannten dessen Verfertiger. Der hilfsbedürftige Mann bekam Kunden über Kunden, und bald hatte alle Not ein Ende.

Regelmäßig besuchte unser alter Herr die Vorstellungen der italienischen Oper und spendete reichen Beifall; nur ein Mitglied derselben, unser erster Tenorist Rubini, ein sonst vortrefflicher Künstler, der aber leider das Tremolieren² stark anzuwenden pflegte, war ihm ein Dorn im

² Zittern der Stimme.

Aug. Sobald Rubini zu tremolieren begann, froch der Fürst regelmäßig unter die Bank seines Parkettstuhles und kam erst wieder hervor, wenn jener mit Singen fertig war.

Originell jedenfalls war auch die Art und Weise, wie er den aus der Gefangenschaft heimkehrenden König Friedrich August am 7. Juni 1815 begrüßte. Der königliche Zug, von Pirna kommend, passierte auch Zschachwitz.³ Singende Schulkinder hielten den Wagen der Majestät unmittelbar unter einer Ehrenpforte auf, in deren Wölbung eine gewaltige Blumentrone schwebte. In dieser wiegte sich wie in einer Schaufel höchstselbst der alte Fürst und begrüßte von oben herab den heimkehrenden Monarchen mit einer französischen Anrede, ihn zu gleicher Zeit reichlich mit Rosen bestreuend. Der Blumenhagel aber war so stark, daß der König gar nicht aufgeblickt und nichts erwidert haben soll. Erst beim Weiterfahren äußerte er gegen den neben ihm sitzenden Cavalier, der Fürst scheine ihm etwas mentecapt⁴ zu sein.

³ Dort besaß Putjatin eine höchst merkwürdig eingerichtete Sommerwohnung.

⁴ D. i. geistesbenommen, nicht recht gescheit.



Einige Dresdner Sagen.

Der graue Sünder.

In einem Gartengrundstück der gr. Oberseergasse (früher Kälbersteig genannt) lag einst ein Häuschen, an das sich nachstehende Volksfage knüpft.

In uralten Zeiten, als Dresden noch sehr klein war, ging dort eine Straße nach dem Seetore. Da wanderte einst ein Mann mit drei Söhnen in die Stadt ein, der angeblich vor den Greuelthaten der Hussiten geflohen war. Derselbe wandte sich mit der Bitte an den Markgrafen von Meißen, ihm zu gestatten, sich auf dem diesem Fürsten gehörigen Lande am sumpfigen See anzubauen und gegen einen Zins ein Gasthaus anzulegen, wo die, welche des Nachts nach der Stadt kämen und nicht mehr ins Tor eingelassen würden, Einkehr finden könnten. Das ward ihm gestattet, und so ward das Haus zu einer vielbesuchten Herberge. Inzwischen erlernten die Söhne des Gastwirts das Fleischerhandwerk und zogen in die Fremde.

Da kommt eines Abends bei einem greulichen Unwetter ein fremder Fleischer noch in die Herberge, bittet um Aufnahme und zählt, während der Wirt auf der Ofenbank eingenickt scheint, seine Barschaft. Hierauf geht er zu Bett. Kaum eingeschlafen, erhebt sich im Hause ein kleines Geräusch, als wenn jemand in die Stube des Fremden käme, derselbe erwacht bei einem heftigen Donnerschlage, und siehe, da steht der Wirt, vom Blitz beleuchtet, mit geschwungener Art vor ihm, um ihm den Kopf zu spalten. Furchtbar erschreckt, springt jener aus dem Bette, entreißt dem Alten die Art und schlägt denselben damit nieder, eilt die Treppe hinab, riegelt das Tor auf und läuft nach dem Seetore, um Hilfe rufend. Man läßt ihn ein, und nachdem er erzählt, was ihm widerfahren, geht ein Teil der Torwächter mit ihm nach dem Mordhause, findet den Besitzer verwundet, aber auch seine eben von der Wanderschaft zurückgekehrten drei Söhne. Nachdem man alle in Ketten gelegt, gestehen diese, daß schon, als sie noch zu Hause gewesen, es in ihres Vaters Hause und Garten gespuht habe. Man untersucht das Gartenhäuschen und findet in den Dielen eine Falltür eingeschnitten und als man sie öffnet, unter derselben in einem Loche mehrere Leichen. Nun half kein Leugnen. Der graue Sünder gestand, er habe die oft des Nachts bei ihm Einkehrenden, wenn er Geld bei ihnen vermutet, erschlagen und an jener Stelle die Körper so lange versteckt, bis er sie im Garten vergraben konnte; dasselbe habe er auch an jenem Abende mit dem Fleischer beabsichtigt. Man machte nicht viel Umstände mit ihm, er ward gehängt

und sein Körper aufs Rad gelegt, seine unschuldigen Söhne aber aus der Stadt verwiesen. Das Haus jedoch, das später zur Stadt gezogen ward, behielt von dem Mörder den Namen „Grauer Sünder“.

Das Weiberregiment.¹

Nikol Proles war der reichste Gewandschneider zu Neudresden.² Er handelte im großen und verschnitt daneben alljährlich im Einzelverkaufe eine Menge Ballen Tuch, Seidenzeug und allerhand Gewebe, das er von nah und fern, zu Wasser und auf der Achse bezog. In seiner Niederlage war die Ware aufgespeichert vom Fußboden bis zur Decke hinauf, daß nichts mehr Platz darin zu haben schien. Auch besaß er am Laßberge einen schönen Weinberg. Dazu lebte er in vollstem Familienglücke. Sein Weib hatte eine ordentliche Summe Geldes als Aussteuer mitgebracht, sie war sitzsam, fromm und wirtschaftlich und hatte ihn zum Vater zweier Söhne und dreier Töchter gemacht, die alle in Gesundheit, Zucht und Ehre heranwuchsen.

Da plötzlich änderte sich sein häusliches Glück. Sein braves Weib starb im Frühjahr 1444 und machte ihn in seinem 57. Jahre zum tiefbetrübten Witwer, der nun mit seinen zwei jüngsten Töchtern ein einjames Leben führen mußte, da seine Söhne sich bereits selbständig gemacht hatten und seine älteste Tochter eines begüterten Bürgers der Stadt und vornehmen Ratsfreundes Egehälfte geworden war. Die Töchter bemühten sich, den Vater nach Kräften zu erheitern und ihm den Verlust seines geliebten Weibes so wenig als möglich fühlbar zu machen. Abends, wenn er seinen Kram und seine Niederlage geschlossen hatte, holten sie ihre Freundinnen aus der Nachbarschaft herbei und sangen ihm insgesamt am Spinnrocken die schönsten Weisen vor. Vorzüglich beschäftigte sich Veronika, des Brückenmeisters Paul Koppel schöne siebzehnjährige Tochter, mit dem immer mehr wieder auflebenden Witwer. Seine Kinder hielten das für kindliche Gutmütigkeit und Anhänglichkeit an ihren Vater und überhäuften deshalb Veronika mit mehr Güte und Liebe denn zuvor, um ihre Dankbarkeit zu beweisen. Vater Proles aber war noch kein Greis, und Jungfer Veronika sah täglich mehr ein, daß es ein gar nicht übles Los sei, eine Gewandschneiderin zu sein und Kisten und Kästen voll zu haben. Nach sechs Monaten legte Nikol Proles

¹ Zur Entstehung der Sage hat ein in Stein ausgehauenes Bildnis Anlaß gegeben, das vormals an einem Hause, welches quer vor der Moritzstraße stand, zu sehen war und einen auf Händen und Füßen kriechenden Mann vorstellte, auf dem ein junges Frauenzimmer saß, das ihn durch einen in den Mund gelegten Saum nach ihrem Willen regierte und mit der dabei gebrauchten Karbatsche zum Gehorsam zwang.

² Jetztige Altstadt.

die Trauer um sein Weib ab und einen Kleiderstaat gleich einem Junggesellen an, und Jungfer Veronika kam immer öfter in das Haus des Proles und gar zierlich und begehrenswert angetan. Noch ehe das Jahr 1444 abgelaufen und die Adventzeit gekommen war, wurde der Witwer mit Veronika in der Kirche zum heiligen Kreuz zum Staunen der Kirchgänger aufgeboten und bald darauf daselbst priesterlich getraut. Wohl war die junge Stiefmutter den Kindern ein gewaltiger Anstoß, doch sie versprach ihnen alles Liebe und Gute und gelobte, den Vater, den die Kinder zärtlich liebten, gut und liebevoll zu behandeln, und so söhnten sie sich nach und nach mit den neuen Verhältnissen nach Möglichkeit aus.

Die Güte und Liebe der jungen, nur achtzehnjährigen Frau Gewandschneiderin dauerte aber nicht lange. Bald veränderte Veronika ihr Wesen gänzlich. Sie ruhte nicht eher, bis die beiden Töchter das Haus verließen und keins der Kinder mehr betreten durfte, weil sie, wie sie dem schwachen Egeherrn einredete, nur ihr Ehglück neidisch ansahen und stören wollten. Als sie fort waren, führte die junge Frau ein glänzendes Leben, richtete ihr Frauengemach köstlich ein, und die Kinder wollten, wenn sie dem Vater einmal begegneten und er wie schmerzlich ihnen die Hand drückte, es nicht glauben, daß es ihm sehr gut gehe, wie er doch versicherte. Doch das befriedigte die junge Frau noch lange nicht. Der Mann mußte ihr eine Wohnung für den Sommer im Weinberge auf dem Tagberge im welschen Stil bauen, da hauste sie prächtiger noch als in ihrem Frauengemache am Altmarkte. Doch auch diese Freude dauerte nicht lange. „Mann,“ sprach sie zu ihrem Gatten, „schaffe mir Zerstreung! Habe ich einen so alten Mann genommen, um mein Leben bei ihm zu vertrauern?“ „Und was begehrt du denn noch, daß ich tue, mein Kind?“ fragte über die Maßen erstaunt der Gewandschneider. „Verkaufe dein Haus, deinen Weinberg und deinen Kram und laß uns dann ein vergnügtes Leben führen, daß man weiß, daß man lebt und jung ist.“

Schwach genug, tat Nikol Proles ganz nach ihrer Rede. Im Jahre 1445 verkaufte er alles und auch seinen Weinberg an den Meister Franz Kurz, der Arzneikunst Doktor. Darauf führten sie ein fahrendes Leben, zogen hin, wo es Kurzweil und Lustbarkeit gab, von Turnier zu Turnier, nach Messen und Märkten, nach den berühmtesten Orten, wo die Kurzweil zu Hause sein sollte, und Nikol Proles' schönes Vermögen schmolz gar gewaltig zusammen.

Dem schönen, jungen Weibe ward überall geschmeichelt über die Gebühr. Sie ward dadurch voll Hoffart und Eitelkeit, und wenn sie die vielen schönen Ritter und schmucken Junker sah, da schämte sie sich, daß sie einen so alten Mann hatte, der auch nur ein Gewandschneider war. Nun wurde sie auch noch launisch und immer launischer. Nikol Proles konnte ihr nichts mehr recht machen. Sie quälte ihn tagtäglich um Geld

zu Fuß und Geschmeide, und weil sie manchmal Stunden hatte, wo sie nicht wußte, was sie angeben sollte, kam sie auf einen wunderlichen Gedanken und ein gar seltenes Spiel. Sie ließ bei einem Riemer Sattel und Zaum für ihren Eheherrn machen, er mußte das anlegen und, auf allen vieren kriechend, die im höchsten Fuße einer Edeldame stolz auf ihm reitende, ihn mit der Peitsche antreibende Gebieterin im Gemache umhertragen. Das tat sie so öffentlich, daß die Leute es sehen konnten und sehen sollten, die von der Straße hereinsahen. Sie meinte damit den Gewandschneider zu strafen, der ihr einen Zelter³ versagt und gemeint hatte, daß das Reiten nur ein adliges, den Edelfrauen allein zukommendes und gestattetes Vergnügen sei.

Da erbosteten sich die Bürger, die des Nikol Freunde geblieben waren, gingen hinein und sprachen: „Schämst du dich nicht, du Aushund von einem Weibe, also mit deinem Herrn und Gebieter zu verfahren? Weißt du nicht, daß geschrieben steht, der Mann soll des Weibes Herr, aber nicht sein Zelter zur Kurzweil sein?“ Da lachte die Reiterin: „Ich will das Wort ändern, so geschrieben steht. Es muß heißen: der Mann soll des Weibes Narr sein.“ Darob entsetzten sich die Männer und besonders ob Veronikas Gottlosigkeit, daß sie frechen Spott mit Gottes Wort treibe. Sie gingen hin und sagten es dem Stadtschreiber, und der redete wieder mit dem Bürgermeister, Stadtrichter und den Schöffen. Die beriethen sich, und als sie miteinander geredet hatten, beschloffen sie einstimmig, solches Weibsbild sei närrischen Sinnes. Und sie ordneten den Büttel ab samt den Scharwächtern, die mußten sie greifen und binden gleich einer Tollen und in das Siechhaus bringen. Dort hat sie noch lange gelebt und den Leuten hinter den eisernen Gittern hervor zugerufen: „Befreit mich, gute Leute! Ich bin nicht toll.“ Es hat darauf aber niemand geachtet, und so ist sie im Siechhause endlich gestorben.

Dem Nikol Proles war nur noch so viel geblieben, daß er sich ein Haus und einen Garten vor der Frauenspforte kaufen konnte. Dort lebte er ruhig bis an das Ende seiner Tage und ließ es sich nicht nehmen, der Mit- und Nachwelt zur Lehre und Warnung sich in seiner Erniedrigung abbilden und das Bild über der Thür seines Hauses anbringen zu lassen.

Die wiedererstandene Goldschmiedsrau.

Auf der Frauengasse zu Neu-Dresden wohnte ein wohlhabender Goldschmied. Sein Haus war nahe dem Frauentore, und in ihm waltete neben dem Meister in Silber und Gold eine junge, sanfte Hausfrau, die Mutter geliebter Kinder. Die Frau verblühte aber eines Tages plötzlichen Todes und ward nach kurzer Zeit in einer Gruft des alten Frauen-

³ Reitpferd.

firchhofs beigelegt. Die Verzweiflung des Gatten war grenzenlos. All sein Hab und Gut hatte keinen Wert mehr für ihn. Er beschloß, der Toten ihren reichen Schmuck mit in den Sarg zu geben. Nur den Trauring zog er von ihrem Finger, steckte ihn zu dem seinigen, tat an seine Stelle aber einen kostbaren Demantring von seiner Hand. Er war so prächtig, daß alle Welt, die umstand, sich darob wunderte, als der Sarg vor der Einsenkung noch einmal geöffnet ward und die Leidtragenden von der geliebten Toten den letzten tränenvollen Abschied nahmen. Noch im Tode sah sie sanft und gütig aus, ein mildes Lächeln schien um ihren Mund zu spielen, und kein leichenhaftes Aussehen erschreckte die, so den letzten Gruß der Liebe ihr nachriefen. Es wollte sie bedünken, als wenn sie nur schlief.

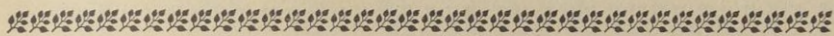
Im Hause war währenddem das Leichenessen hergerichtet worden; in der Küche dampften Braten und Brühen, auf Schüsseln von Zinn war des Kuchens die Fülle aufgesetzt, und silberne Becher und Schenkannen standen auf den Tafeln, mit feinem Linnen überdeckt. Nach und nach füllten sich die engen Räume mit der Sippchaft und Freundschaft, die zum Trauermahle geladen war. Sie hatten manchen Trostspruch für den Witwer. Er hörte stumm ihre Reden an, blickte starr auf seine Umgebung und konnte noch nicht den lindernden Trost der Träne finden. Die Sitte zwang ihn, an der Trauermahlzeit teilzunehmen. Die Becher kreisten und wurden geleert, die Schüsseln und Teller behielten ihre Schwere und ihren reichen Inhalt auch nicht, und bald war es in den Stuben so lebendig, als ob eine Verlobung oder Hochzeit gefeiert würde. Die Basen dachten dem Witwer schon eine neue Ehehälfte zu, manches Mühmchen oder Jüngferchen aus der Nachbarschaft senkte den Blick verschämt auf den Teller und stellte sich aufgebracht, weil sie merkte, daß die scherzenden Stichelreden ihr gälten, aber im Innersten dachte sie: „Ein Witwer ist besser als gar keiner. Und er ist ein Goldschmied und darf wie ein Edelherr den Degen tragen.“ So verlängerte sich die Trauermahlzeit bis Mitternacht. Der Witwer war genötigt gewesen, den zutrinkenden Freunden Bescheid zu tun. Die härteste, drückendste Rinde seines Herzens hatte sich gelöst, er hatte wieder Worte und Tränen. Er stand auf vom Stuhle, hob den Becher, in den eine große Träne aus seiner Wimper fiel, und sagte: „Ich danke euch, Freunde und Nachbarn, für eure Liebe und Worte.“ Da fielen seine Blicke auf den großen Stuhl am niedrigen Fenster, wo sie täglich gegessen hatte, die Kinder zu ihren Füßen gelagert. Die verwaissten Kleinen waren an der gewohnten Stelle eingeschlafen. Ihre Köpfschen hatten sie auf den Schemel gelegt, auf dem der kleine Fuß des geliebten Weibes geruht hatte. Ihr Bild stand klar und lebend vor seinen Augen. Tränenvollen Blickes, aber fest sagte er: „Sie lebt, obwohl sie gestorben ist. Stoßt an auf die Tote, die doch lebt!“ Die Becher wurden gefüllt, alle stießen an. Des Witwers Becher gab

einen so schönen hellen Klang, als wenn die Englein im Himmel ihre Trompetchen bliesen.

Noch war der Klang der Becher nicht ganz verhallt, und Mütter und Töchter, Gevatterinnen und alles durcheinander wisperten noch dieses und jenes sich zu, als es 12 Uhr schlug. Die Glocke zum heiligen Kreuz klang hohl und schaurig, denn es war eine stürmische Nacht, und bald schlug der Regen gegen die kleinen runden Scheiben der Fenster, bald blinkte wieder ein mattes Mondlicht durch das grünlich gefärbte Glas. Der Schall der Mitternachtsstunde, der hohle Klang der Glocken verschlechte den schon leichter gewordenen Ton wieder, es trat eine augenblickliche tiefe Stille ein. Sie ward von einigen Schlägen an die Haustür unterbrochen. Alle schauerten zusammen. Nur der Witwer rief ruhig der Mägde einer zu, die an der Tür stand, um auf die Befehle der Gäste zu harren: „Kenata, gehe hinunter und öffne die Haustür! Es wird einer meiner ehrenwerten Gäste sich einen Lehrburschen oder eine Jungmagd mit der Laterne zum Heimleuchten bestellt haben. Laß den Klopfer heraufkommen, daß er einen Trunk nehme auf den nächtlichen Gang.“ Aber alle Gäste schüttelten den Kopf. Keiner entsann sich einer solchen Bestellung.

Die Magd nahm einen schweren Armluchter vom Tische und stieg die hölzernen Stiegen hinab. Man hörte sie das große Schloß der Haustür knarrend öffnen. Dann stieß sie einen gellenden Schrei aus. Noch einige Minuten, und sie trat wieder in das Zimmer, leichenblaß und verstört. Sie warf sich matt auf den nächsten Sessel und stöhnte: „Der Geist der Frau steht vor der Tür!“ Der Witwer bebte zusammen. Dann sprach er gefaßt: „Katharina, du warst mir lieb und hold im Leben, du wirst mir es auch als verklärter Geist sein.“ Furchtlos schritt er nach der Tür zu. Außen hörte man Schritte auf der Stiege. Alle überließ es eiskalt. Die Tür öffnete sich. Über die Schwelle trat die Meisterin, im Haare die Totenkrone, mit dem Sterbehemd angetan und eine Leuchte in der Hand. „Räthe!“ schrie außer sich der Witwer und brach schluchzend am Halse des sich sanft niederbeugenden Weibes zusammen.

Am andern Morgen war es schon im Zwielicht lebhaft auf der Frauengasse. Die Menschen standen auch unter dem Frauentore und auf der Schustergasse. Man hörte verworrene Reden. Sie sahen nach des Goldschmieds Hause hinauf und sprachen: „Ja, so ist es. Die Goldschmiedsfrau ist wieder lebendig geworden. Der Totengräber ist hinunter in die Gruft gestiegen, um sie zu berauben. Als er alles andere schon hatte, gelüftete es ihn auch nach dem prächtigen Demantringe. Aber der war fest, und als er der Toten den Finger abschneiden wollte, wurde sie lebendig. Der Totengräber erschrak des Todes, ließ Leiter und Leuchte stehen und floh. Die Auserstandene hat die Leuchte genommen und ist heimgekehrt zu Mann und Kindern.“



„Jetzt bringen sie ihn!“ riefen sie im Tore. „Der hochedle Rat will ein furchtbares Beispiel geben. Sie haben die ganze Nacht auf den Totengräber gefahndet. Er soll alsbald gehängt werden wegen seiner großen Missethat.“ Die Häfcher führten den Totengräber, der erdfahl ausah, durch das Tor und die Schustergasse nach der Büttelei. Er schrie dazu: „Herr Gott, was wollen sie denn? Ich bin ja unschuldig. Ich mache noch Anspruch auf eine Belohnung wegen Lebensrettung!“ Das half ihm aber nichts. Er wäre gehängt worden am Galgen, wenn nicht eines Morgens der Käfig leer und der Vogel ausgeflogen gewesen wäre. Denn die Dresdner hängen, wie die Nürnberger, keinen, den sie nicht haben.

Im Hause des Goldschmieds aber war eitel Freude.

Das Narrenhaus und der Tod.

Unter der überaus glanzvollen Regierung der polnischen Könige und Kurfürsten von Sachsen, August II. und August III., fing das bis dahin unscheinbare Dresden an, sich immer mehr zu vergrößern und zu verschönern. August II. hatte die Höfe von Madrid und Paris gesehen; Spaniens Würde und französische Feinheit und Eleganz sollten auch an seinem Hofe herrschen. August III. wollte dagegen seinem glanzliebenden Vater darin nicht nachstehen. So entstanden in der Hauptstadt und der Umgegend neue Paläste und Bauten aller Art, oder alte wurden vergrößert und verschönert. Auch die Dresdner Elbbrücke erhielt zu jener Zeit die letzte Umgestaltung.

Hart an derselben stand ein großes, schönes Haus. Es war kein Wunder, daß es stattlicher ausah als die andern Häuser. Sein Besitzer war ein geschickter Bildhauer, der sich nach der Sitte alter Zeit nach seinem Geburtsorte Balthasar von Köln nannte.

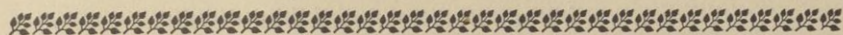
Meister Balthasar war ein stiller Mann. Früh stand er in seiner Werkstatt zu ebener Erde unter seinen Gesellen, besah ihre Arbeit und half mit kunstferahrener eigener Hand und Meißel ihrer Arbeit nach. War es dann Abend, so zog er sein Arbeitskleid aus, kleidete sich sauber und setzte sich mit Weib und Kind vor die Tür des Hauses, die nach der Elbseite zu lag, und genoß mit ihnen das Abendbrot. Dabei ließ er, sinnend über neue Arbeit und Ideen zu ihr grübelnd, die Blicke über den Elbstrom und nach der Altstadt hinüber schweifen.

Nicht so still ging es im ersten Stock und in den Ställen zu ebener Erde zu. In diesen standen schöne Wagen und mutige Pferde, in jenem wohnte ihr Besitzer, Joseph Fröhlich aus Bayreuth, der beiden Könige angesehenster Hofnarr. Fröhlich hatte sich nach und nach große Reichtümer erworben, und obwohl er immer in Saus und Braus lebte, das Seinige doch zu Rate gehalten. Er ward reich beschenkt, nicht nur

von seinen Fürsten, sondern auch von den fremden Potentaten,¹ wenn sie den prächtigen und gastfreien Hof seines Herrn besuchten.

Der stille Balthasar ärgerte sich alltäglich über das tolle Treiben seines Mietsmannes über sich. Wenn Joseph Fröhlich in seinem Bajazohute und der Narrenkleidung, reichlich mit Schellen besetzt, das hölzerne Schwert an der Seite, nach Hofe fuhr oder ritt, Kutscher und Bediente immer sonderbarere und lächerlichere Kleidung hatten und jung und alt dahinter herzog und Spottverse sang, ärgerte er sich in tiefster Seele. „Das muß anders werden!“ dachte er bei sich und ging am andern Morgen gleich ans Werk. Es war ein Sonntag. Balthasars Arbeit ruhte, und er ging in seinem Feierkleide umher, auf Worte sinnend, wie er seinem verschmizten Mietsmanne so schonend als möglich den Kauf aussagen wollte. „Der gerade Weg ist der beste“, sagte er endlich für sich und stand bald an Fröhlichs Tür und klopfte an. Fröhlich rief mit seiner komischen Stimme, die durch den bayrischen Dialekt, den er aus Klugheit nicht ablegte, weil er wußte, wie sehr er ihn in seinen Wizen unterstützte: „Herein!“ Balthasar trat in das Zimmer seines Mietsmannes, der in einem weiten, rot und gelb gewürfelten Schlafrocke auf dem Lotterbett lag, die Hände über seinen überaus dicken Bauch haltend. „Grüß Euch Gott, Nachbar!“ rief er dem Hauswirt entgegen, der auf dem Wege zur Kirche war und sein Gesangbuch auf einen Stuhl neben Fröhlichs Lotterbett legte. „Ihr wollt gewiß ein paar Fläschchen Malvasier mit mir austechen oder ein Spielchen machen!“ Balthasar deutete erschrocken auf das Gesangbuch und sagte ernst: „Behüte mich Gott! Es ist Sonntag.“ Fröhlich wollte Einwendungen machen, aber Balthasar unterbrach ihn ernst: „Herr lustiger Rat! Kurz und gerade heraus: mein Haus soll ferner nicht mehr ein Narrenhaus sein. Sucht Euch für St. Johannis ein anderes Quartier. Das ist mein Begehrt.“ Damit wollte er wieder gehen. Fröhlich faßte ihn aber beim Arme, erhob sich langsam vom Lotterbett und zog ihn zu sich auf dasselbe nieder. Er legte seinen Arm über Balthasars Schultern und sagte ernst: „Balthasar von Köln! Soll uns das trennen? Sieh dich um! Ist nicht die ganze Welt ein Narrenhaus?“ Balthasar brummte verlegen: „Ich aber will keinen Narren in meinem Hause.“ Fröhlich lachte: „Mann, ich heiße Narr, und die mich so schelten, sind es. Du und deinesgleichen werden es mit ihrer Klugheit nie weit bringen. Sei vernünftig, Balthasar! Wir wollen Freunde bleiben.“ „Nein!“ fuhr ungewöhnlich heftig Balthasar auf. „Laß mich bleiben!“ bat dringend Fröhlich. „Es gibt Stunden, wo der Mensch ein Narr ist. Warum sollte es nicht auch welche geben, wo ein Narr ein Mensch ist. Siehe, Balthasar, wenn ich heimkehre vom Hofe und vornehm und ge-

¹ Machthaber, Herrscher.

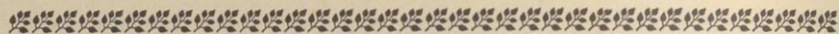


ring und alt und jung über den Narren gelacht und ihn verspottet haben, dann fühle ich gerne mein Mütchen im stillen und für mich. Ich öffne, wenn es dunkel wird, das Fenster und schaue hinüber nach meines gnädigsten Herrn Schlosse, nach des allmächtigen Ministers, des stolzen Brühl, Garten und Palast und auf das sich immer mehr mindernde Leben auf der Brücke und sage, befriedigt an meine Brust schlagend: „Der Narr ist der einzige Glückliche unter allen, die noch wachen und schon schlafen. Er allein darf die Wahrheit sagen.“ Balthasar sprang auf: „Herr lustiger Rat! Ich will zur Kirche gehen und dort eine Predigt hören. Verschont Ihr mich damit.“ Dann ging er fort. Fröhlich sah ihm schweigend und an das Fenster tretend nach. „Armer Narr, mit deiner Weisheit! Du sollst Joseph, dem Narren, seine einzige Freude, seinen Triumph, den er allabendlich in dunkler Nacht hinaus über die sich so flug dünkende Welt feiert, doch nicht rauben.“ Dabei legte er den Schlafrock ab, zog sein schönstes Narrenkleid an, deren er schon von König August II. 99 Stück erhalten hatte, und ritt auf einem eselähnlichen Grauschimmel nach Hofe.

Im ersten Stocke des königlichen Schlosses zu Dresden war es schon lebendig, obwohl es nach höfischer Sitte und denen der Etikette noch ziemlich früh am Tage war. Es war ein Märztag des Jahres 1763, und der Kurfürst König August III. nach Abschluß des Friedens von Hubertusburg, der den siebenjährigen Krieg und viele Schmach beendet hatte, am Abend vorher erst von Warschau nach Dresden zurückgekehrt. Die Antichambre² war mit Herren des Hofes gefüllt, die dem zurückgekehrten Könige ihre Devotion zu bezeigen kamen. Es ging still zu, und eine gedrückte, ängstliche Stimmung herrschte durch den ziemlich weiten Raum. Der König konnte, wie die Sachen standen, nicht heiter zurückgekehrt sein. Die Krone Polens war für seine Nachkommen verloren. Alle Opfer, die gebracht worden waren, hatten es nicht möglich machen können, das Haus Sachsen auf dem polnischen Thron zu befestigen. Das Herz des stolzen Königs mußte gebrochen sein. Gerüchte, die durch den Saal sich schüchtern zugestüstert wurden, ließen selbst für das Leben des Königs alles fürchten, er sollte kränkelnd heimgekommen sein. Noch war niemand zum Könige befohlen worden, und niemand hätte es gewagt, um eine Audienz zu bitten, denn noch fehlte der, vor dessen Erscheinen ein solcher Wunsch Frevel gewesen wäre: Heinrich, Graf von Brühl, Augusts III. allmächtiger Günstling und Premierminister.

Der Hofmarschall trippelte ängstlich hin und her und spähte, ob noch keine Spur des Allgewaltigen zu sehen sei. Endlich bogen Läufer um die Ecke der Sporergasse. Der Minister erschien mit dem fürstlichen

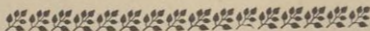
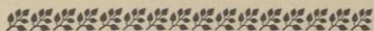
² Vorzimmer.



Glanze, mit dem er stets aufzutreten gewohnt war. Der Wagen rollte durch das Thor des Schlosses, und von den Bedienten, deren hinten drauf so viel standen, als der Wagentritt zu fassen vermochte, demüthig herausgehoben, verfügte sich der Minister über die große Schloßstreppe nach der Antichambre. Er war vom Kopfe bis zu den Füßen zierlich und prächtig gekleidet. Aber seine Züge waren düster, obwohl er sich Mühe gab, die ernstesten Falten seiner Stirn vor den auf allen Seiten in den Staub sinkenden Hofbedienten zu verbergen. Man hätte glauben sollen, die ernste politische Lage seines Monarchen und des Vaterlandes stimme ihn so düster; dem war nicht so. Es war ihm beim Frühstück ein Zeitungsblatt in die Hand gekommen, das ein heißendes Bonmot^s Friedrichs II. von Preußen über ihn enthielt. Der König hatte gesagt, Brühl sei der größte Mann seines Jahrhunderts. Er habe nämlich die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel und Pantoffel. Er gehöre zu den schön frisierten und parfümierten Köpfen, die Cäsar nicht gefürchtet habe.

Wie auf der Treppe und vor der Antichambre, so sank auch hier die glänzende Versammlung in sich zusammen. Stolz und kaum den Kopf neigend, grüßte der Allgewaltige. Seine Augen flogen über die Versammelten. Als sie auf dem Chef der Polizei hafteten, erhob er die Hand zu einem gnädigen Winke, auf den der Gerufene herbeistürzte. Sie traten in ein Fenster und sprachen lange heimlich. Alle waren gespannt und rieten hin und her. Es mußte etwas Unerhörtes geschehen oder im Werke sein, wovon noch niemand eine Ahnung hatte. Der Polizeichef verneigte sich endlich tief und flog davon. Später erst erfuhr man, daß es nur der sofortigen Unterdrückung des preußischen Blattes gegolten hatte, das den Minister bei seiner verletzbarsten Seite, bei seiner unbegrenzten Eitelkeit, angegriffen hatte.

Die Türsteher wollten schon die Thür öffnen, um den nicht erst zu meldenden Günstling in das Kabinett des Königs zu lassen, als sich auf der Schloßgasse aus dem Schloßthore hervor ein Jubeln und Lachen entwickelte. Der Minister kehrte um, trat wieder an das Fenster und schaute nach der Ursache. Ein Lächeln überslog heute zum ersten Male seine Züge, als er den dahinreitenden Joseph Fröhlich erblickte, dem der Troß der Straßenjugend folgte. Die Rangen schnitten dem Hofnarren Gesichter und empfangen dafür von seinem niedrigen Grauschimmel herab Schläge mit seiner mächtigen Britsche. Der Minister blieb stehen, bis Fröhlich am Schloßthor abgestiegen war und sein Pferd einem Diener übergeben hatte. Dann besann er sich ein wenig und trat einige Schritte nach der Eingangstür zu, durch die Fröhlich, den Schellengeltingel schon angekündigt, eintrat. Diesem wollte er heute den Vortritt gönnen, um



seinen königlichen Herrn dann vielleicht in besserer Laune für seine Vorträge zu finden, die gewöhnlich ungeheure Summen beanspruchten. Der stolze Mann zog sein Gesicht in eine vornehm-freundliche Miene zusammen, trat zum Staunen der Versammlung dem Narren einen Schritt entgegen und redete ihn an: „Willkommen, Joseph! Wir haben uns lange nicht gesehen. Es ist dir doch gut gegangen, Joseph?“ Fröhlich achtete wenig auf des Premierministers Freundlichkeit, rieb, sich schüttelnd und seine Schellen klingen lassend, die Hände und sprach: „Ei, du Oberlandhergenmeister in Kriegs- und Friedenssachen! Laß mich einmal deine Haare sehen.“ Dabei fuhr er dem zurückprallenden Grafen zum Staunen der Versammelten, die sich den Mund zuhielten, um nicht zu lachen, in seine schönfrisierte Perücke. Nachdem er ein paar Griffe hindurch getan hatte, rief er lachend: „Deine Haare sind falsch wie deine Worte!“ und schickte sich an, nach dem Kabinett des Königs zu gehen. Der Graf zog ein verlegen lächelndes Gesicht und meinte: „Ei, ei! Dero sind ja heute recht spaßhaft.“ „Ich bin ein Narr“, sprach Fröhlich und stürmte, die Peitsche auf den Schenkel aufschlagend, in das Kabinett des Königs hinein.

In einem Lehnstuhl von Gold und mit Purpursamt beschlagen, saß König August vor einem Tische, auf dem einige Schriften lagen, die er gelesen zu haben schien. Eine hielt er noch in der Hand und starrte in sie hinein. Seine Haltung war schlaff und der Körper, wie es schien, kraftlos in sich zusammengesunken. Matt weilte das stiere Auge auf der Schrift. Er ward durch des Narren lautes Auftreten nicht aus seinem wachen Traume aufgestört. Joseph hielt plötzlich inne mit seinem spaßhaften und lauten Auftreten, als seine Blicke auf den König fielen und er die so plötzlich verfallene Gestalt des Herrn sah. Die Erscheinung rührte ihn tief. Er hatte für den Augenblick keine Gedanken und Wiße. Er wollte ihn nicht stören und anreden und ließ nur wieder das Spiel seiner Schellen erklingen, indem er aufsprang und sich schüttelte. Wie aus einem Traum erwachte August, blickte auf, sah den begünstigten Narren und zwang sich zu einer freundlichen Rede: „Komm her, Joseph! Du bist früh aufgestanden. Du bist der erste, der nach mir fragt. Selbst Brühl ist noch nicht erschienen.“ Er hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort: „Narren reden die Wahrheit. Meinst du, Joseph, daß ich krank bin, wie die Ärzte sagen?“ Fröhlich bezwang seine wehmütige Überraschung und sagte: „August ist gesund, nur der König siecht. Ich will dich heilen, König. Laß dir eine Geschichte erzählen.“ Der Narr setzte sich zu des Königs Füßen nieder. „Es war einmal ein Vater, der hatte einen Sohn, der machte ihm Freude, und die beiden lebten lange einträchtig unter einem Dache. Da ward dem Manne später noch ein zweiter Sohn geboren, der war von Haus aus ein Wildfang, machte dem guten Vater von Anfang

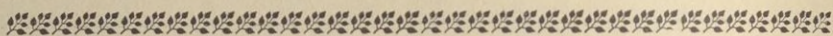
an viel Not und kostete ihm viel Geld. Desungeachtet liebte er den wilden, teuren Sohn über die Maßen. Da ward dieser plötzlich schwer krank, daß jedermann sagte, er werde ihn verlieren. Darüber wollte sich der Vater zu Tode grämen. Er dachte nicht an den älteren liebenden, besseren Sohn, und sein Herz brach fast bei dem Gedanken des Verlustes, der ihm bevorstand.“ — „Halt ein!“ rief der König, sprang hastig vom Sessel auf, trat ans Fenster und überschaute gedankenlos den Schloßplatz. Der Narr folgte ihm. Unter ihnen keuchte ein Mann mit einer schweren Last auf dem Rücken daher. Von der Seite kam ein anderer, stieß an den Lastträger an, und dieser verlor seine Bürde. Er blieb eine Weile stehen und schluchte, dann nahm er seine Last von neuem auf und lud sie wieder auf seinen Rücken. Fröhlich riß schnell die Narrenmütze vom Kopfe und warf sie mit der Peitsche auf die Erde. „Hier, König, nimm das hin! Ich bin kein Narr mehr.“ „Was ficht dich an?“ staunte der König. „Laß den Lastträger kommen und nimm ihn zum Narren an. Das ist der größte Narr, der eine Last, deren er ledig werden kann, mutwillig wieder aufnimmt.“ „Joseph!“ rief der König und richtete sich wie neugestärkt auf, „du hast wahrlich recht. Ich will mich fortan nicht mehr grämen. Fahre hin, Polen! Ich will, erleichtert und befreit, ein treuer Vater dem älteren, guten Sohne leben.“ Er reichte zufrieden dem Narren die Hand zum Kusse. Joseph nahm sie und küßte sie. Dann sprach er: „König, ich habe eine Bitte.“ Der König erhob den Finger, scherzhaft drohend: „Nur keine kostspielige. Meine Kassen sind leer geworden.“ Der Narr lachte: „Ich will kein Geld, ich brauche nur ein Stückchen Erde.“ „Erde?“ fragte der König, „die brauchen die Menschen erst, wenn sie tot sind.“ „Nein,“ sagte der Narr, „ich habe sie nötig, um zu leben.“ Fröhlich erzählte seinem Herrn von seines Hauswirts Kündigung. „Ich möchte aber gern,“ fuhr er fort, „eine Stelle behalten, wo ich zu dir herüberschauen kann und über die Menschen und Gegend hinweg. Unter mir liegt die schöne, grüne Wiese. Davon schenke mir das kleine Stückchen zwischen der Brücke und des Nachbars Garten. Darauf will ich mir ein Haus bauen und hernach noch viel lustiger sein als jetzt.“ „Nichts weiter!“ lachte der König. „Nimm sie hin, die Stelle, und baue dir ein Narrenhaus. Wenn ich wieder bei Gelde bin, will ich dir zuschießen zu den Baukosten. Laß dir heute noch von Brühl die Schenkung ausfertigen. Und nun geh und laß mir den Minister kommen.“

Joseph sprang vor Freuden deckenhoch und hätte vor der Tür in der Antichambre den lauschenden Minister fast umgerannt. Er nahm ihn beim Rocke, schrie: „Abgelöst!“ und schob den verblüfften Grafen in das Kabinett des Königs hinein.

Als die Elbschiffahrt wieder begann, fuhren an dem Ufer von Balthasars von Köln Hause große Steinschiffe vor und entluden sich ihres Inhalts, Wagen brachten Ziegelsteine, Bruchsteine, Balken und Bretter her-

bei und luden das alles neben der Brücke ab. Nicht lange dauerte es, so wurde der Platz mit einer Vermachung umgeben, und Arbeitsleute fingen an den Grund zu graben. Das ward dem Balthasar doch zu toll. Er traute erst seinen Augen nicht und glaubte, er täusche sich in seinem Unmüthe. Als er aber die Bauleute entrüstet gefragt hatte: „Was macht ihr hier?“ und diese ihm geantwortet: „Sr. Königlichen Majestät von Polen und Kurfürstlichen Durchlaucht von Sachsen lustiger Rat bauen sich ein Haus allhier“, da wollte er bersten vor Ingrimm. Er lief zu dem Herrn Stadtschreiber und legte Protest ein, weil man ihm die Aussicht verbaue. Der Herr Stadtschreiber zuckte bedauernd die Achseln: „Lieber Meister, Ihr tut mir leid, aber hier ist Seiner Majestät Schenkungsbrief über den Platz. Da könnt Ihr nichts machen als Euch fügen.“ Trostlos schlich Balthasar von dannen. Seine schönste Freude, den Abend vor seinem Hause zu genießen, war ihm verbittert; des Narren Haus mußte ihm völlig die Aussicht verdecken. Mehrere Tage ging er ganz niedergeschlagen umher. Endlich sagte er bei sich: „Warte, du sollst aber auch keine Freude dabei haben!“ und nach einiger Zeit ward vor Balthasars Werkstatt ein großer Block von feinem Sandstein abgeladen und hereingeschafft. Balthasar arbeitete fleißig mit den Gesellen, aber so geheim, daß niemand das Stück sehen durfte, was sie in Arbeit hatten. Ob sie damit schnell vorrückten, konnte man nicht beurteilen. Die Arbeiter an Fröhlichs Hause aber spüteten sich unaussprechlich. Zu St. Johannis wurde es gehoben, und noch vor Michaelis konnte der Hausherr seine Wohnung im Narrenhause beziehen. Täglich kränkte sich Balthasar, und wenn Fröhlich zum Fenster herausfah, war es ihm ein Dorn im Auge. Vorzüglich aber ärgerte es ihn, wenn er noch zum Fenster herausrief: „Schönen guten Morgen, Herr Nachbar!“ Er dachte aber bei sich: „Was sollst du dich ärgern! Er wird bald nicht mehr herübersehen“ und eilte mit seinen Gesellen sehr mit der geheimen Arbeit. Sie schritt schnell vorwärts. Eines Abends spät ließ er sie durch seine Gesellen und Arbeitsleute herauschaffen, es wurde an der Ecke seines Hauses ein Gerüst erbaut, die Arbeit in Klöben hinaufgewunden.

Als Fröhlich am nächsten Morgen zum Fenster herausfah, zerbrach er sich den Kopf, was sein ehemaliger Hauswirt da drüben vorhabe, denn man konnte nichts erkennen, weil alles oben mit einer Leinwand umzogen war. Hinter dieser arbeiteten Meister und Gesellen. Alle Welt war neugierig, was da zum Vorschein kommen werde. Fröhlich forschte der Ursache nicht sehr nach. Er hatte andere Gedanken. Seine Frau war eines Kindes genesen, und er sann, wen er wohl zu Gevattern bitten könne, um ein tüchtiges Eingebinde zu bekommen. Da stieg ihm ein Gedanke auf. Er setzte sich hin, schrieb einen ganzen Tag Gevatterbriefe und ritt am nächsten Morgen auf seinem Grauschimmel mit einem Korbe davon voll nach Hofe.



Des Königs Zustand hatte sich nicht gebessert. Er war nicht bettlägerig, aber Geist und Körper verloren täglich mehr ihre Kräfte, und die Ärzte fürchteten eine schnelle Katastrophe. Josephs Wiß konnte ihn nicht mehr erheitern, teilnahmslos ruhte er im goldnen Lehnstuhle, nur selten flackerte die Flamme seines Geistes noch einmal lebhaft auf. So ruhte er auch an dem Tage, als Fröhlich seinen Gevatterzug nach Hofe beschloß. Auf einmal erweckte ihn endloser Jubel auf dem Schloßplatze. Joseph kam über die Brücke dahergezogen mit seinem Korbe voller Gevatterbriefe. Die Straßenjugend, die den Zweck seines Ritts kannte, sang jubelnd im Volksdialekt hinterher:

„Es reit' der Narr nach Hofe,
Er ladet ein zur Toofe!“

Und nach Kindtaufstücken schreiend, geleiteten sie ihn bis zum Schloßhofe.

In der Antichambre war es heute ebensovoll wie damals. Die Stimmung war nur gedrückter. Man sah und fürchtete des Monarchen Zustand, und Brühls Günstlinge sahen im Geiste schon dessen Sturz und damit zugleich den ihrigen. Verlegen empfing der Minister den Narren. Joseph packte seine Briefe aus und sprach zu den Herren von Hofe, einem jeden einen Gevatterbrief reichend:

„Mein Weib ist eines Kinds genesen,
Ich hab zum Paten Euch erlesen,
Zu morgen mittag lad' ich ein,
Da wird bei Fröhlichs Kindtauf' sein.“

Nur einen Brief hielt er noch zurück und ging mit diesem nach dem Kabinett des Königs. „Er bittet auch den König zum Gevatter!“ klang es leise und entsetzt durch die Räume der Antichambre. „Wie wird der jetzt so ernste König dies aufnehmen?“ Sie hatten umsonst Sorgen gehabt. Der König freute sich des Scherzes und sagte: „Brühl wird meine Stelle vertreten.“ Dann blickte er nach der Neustadt zu. „Dein Haus,“ warf er ein, „ist fertig. Bald,“ setzte er hinzu, „wird auch für mich ein neues fertig sein. Seid vergnügt beim Kindtaufsschmause,“ sprach er dann gefaßt, „mein Eingebinde soll dir morgen werden.“ Damit entließ er Fröhlich, rief nach Brühl und kündigte ihm die für morgen bevorstehende Ehre an, für die dieser mit einer ehrerbietigen, aber bitterfüßen Miene zu danken sich bemühte.

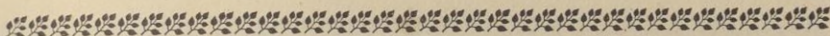
Bei der Kindtaufe ist es hoch hergegangen, und Fröhlich erhielt ein Eingebinde, daß die Kosten seines Hausbaues vielfältig bezahlt wurden. Während sie im Narrenhause bis fast zum Morgen schmausten, zechten und schwelgten, war Balthasar von Köln mit seinen Leuten nicht untätig gewesen. Sie vollendeten die Arbeit, und ehe noch der Tag anbrach,

waren Gerüst und Wand verschwunden, und Balthasar ging schlafen. Vorher ballte er noch die Faust nach des Narren Haus und murmelte: „Nun wird dir das Herübersehen schon vergehen.“

Auch Fröhlich wollte sich schlafen legen, als die letzten Gäste das Kindtaufshaus verlassen hatten. Er war aber zu aufgereggt vor Freude und Wein, daß er nach kurzer Ruhe wieder aufstand, seinen Schlafrock anzog und seiner Gewohnheit nach zum Fenster hinaus nach seiner alten Wohnung sah. Entsetzt wich er zurück. Ihn grinste gegenüber der Tod⁴ an und zeigte ihm die Hippe und das abgelaufene Stundenglas! Seine Sinne schwanden. Als ihn später Weib und Kinder vermißten und suchten, fanden sie eine Leiche im Fenster in der Richtung nach dem entsetzlichen Bilde zu liegen. Drei Tage darauf wurde Fröhlich mit großem Glanze beerdigt, und Balthasar von Köln machte ihm einen großen Leichenstein, der sehr bewundert wurde.

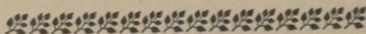
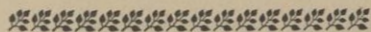
⁴ Diese Statue ist aber sicher schon früher angebracht worden, denn sie trug die Jahreszahl 1685 und sollte an den großen Brand Altendresdens in diesem Jahre erinnern.





B.

Dresden in Kriegszeiten

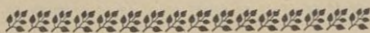
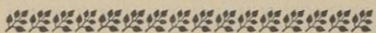




1. Dresden im siebenjährigen Kriege.

Die Abbrennung der Vorstädte 1758.

Die Österreicher unter Daun näherten sich nun der Festung, um sie zu erobern. Ihr Verteidiger, der preussische General Schmettau, ließ deshalb die Vorstädte abbrennen. Ein Augenzeuge, der spätere Pastor Heinrich Schreyer, damals ein Kind, beschreibt seine Erlebnisse darüber so. „Meinen Vater traf gerade in dieser Nacht die Schloßwache. Unwissend wie jedermann von allem, was geschehen sollte, ging er ruhig abends um 6 Uhr fort, nachdem er, wie gewöhnlich, mich zu Bette gehen lassen und eingeschlossen hatte. Früh 3 Uhr wurde durch einen Kanonenschuß das Signal zum Anzünden gegeben, nach welchem jeder Kommandierte die Brennmaterialien in Flammen setzte und sich eilig in die Festung zurückzog, worauf alle Tore geschlossen wurden. Binnen einer Viertelstunde gingen fast alle Häuser um den Wall herum in Feuer auf. Ich erwachte zwar von dem Schusse, aber dergleichen nicht ungewohnt, schlief ich wieder ein, wurde jedoch bald darauf durch Getös und Menschenstimmen im Hofe wieder geweckt. Auch



dieses irrete mich nicht, da ich dergleichen jeden Morgen gewöhnt war, bemerkte aber doch bald, daß dieses Lärmen früher, stärker und ungewöhnlicher war als sonst. Daher stund ich auf, hauchte mir eine Öffnung in die hartgefrorenen Fensterscheiben und erschrak nicht wenig, als ich zwar wegen der Lage meiner Fenster nicht das Feuer selbst, aber doch überall einen hochroten Himmel erblickte. Zugleich sahe ich, daß jedermann bemühet war, Hausgeräte durch den Hof in den anstoßenden Garten zu schaffen. In großer Angst kleidete ich mich eiligst an, wollte im Hofe mir Nachricht und Beistand holen, war aber unvermögend, das verrostete Schloß der Stubentür aufzuziehen. Ebenso wenig war ich imstande, einen mit Zuckerpapier verklebten und fest eingefrorenen Fensterflügel zu öffnen.

Man denke sich unter diesen Umständen die peinliche Lage und die Empfindungen eines Knaben von 6¼ Jahren, einsam, eingeschlossen, selbst von den Hausleuten vergessen und verlassen, die in selbstsüchtiger Betäubung unter den Räumenden meinen Vater und mich nicht vermißten oder nach uns fragten. Abwechselnd trieb mich bald der Frost mitsamt den Kleidern ins Bette, bald die Angst auf den Stuhl ans Fenster. Ich sahe nur immer nach den Dächern der umliegenden Häuser, wenn sie auch zu brennen anfangen würden, um dann ein Fenster einzustoßen und um Hilfe zu rufen. Diese von meinem damaligen Kindesalter kaum zu erwartende Fassung und Besonnenheit hatte ich offenbar schon damals, wie in der Folge, dem guten Beispiele meines Vaters zu verdanken, dessen ruhiges, gesetztes Wesen bei bedenklichen Vorfällen ich zu bemerken zuweilen Gelegenheit gehabt hatte.

Mit anbrechendem Morgen wurde die Röte am Himmel blässer und das Rumoren im Hofe stiller. Beruhigter erwartete ich nun sehnlich um 6 Uhr die gewöhnliche Ankunft meines Vaters, aber er kam nicht und konnte nicht kommen. Stunden zählen konnte ich nicht, denn ich hatte und hörte keine Uhr. Höher als vorher die Angst wegen des Feuers stieg ißt meine Angst um den Vater. Ich kleidete mich völlig an, wollte fort und ihn aussuchen, da ich von Sperrung der Tore nichts wußte; wollte, da das Türschloß immer noch hartnäckig mir widerstand, die Türe aufsprengen, aber ebenfalls vergebens. Vom Weinen, Hin- und Hertreiben in der Stube und Lauschen nach jedem Laut ganz erschöpft, froch ich endlich vor Frost ins Bette und schlief ein.“

Dresdens Leidenstage 1760 während der Beschießung durch Friedrich den Großen.

Es war der Sonnabend, als der 19. Tag dieses Monats (Juli). Der Feind hatte sein schweres Geschütz und das zur Belagerung nötige Feuergeräte erhalten, das er nun mit Ernst zu gebrauchen anfang. Mit

Bomben und feurigen Kugeln waren wir bisher verschont geblieben. Diese Verschonung hörte auf, indem wir bei dem Anbruch des Sonnabends mit einer erschrecklichen Bombardierung heimgesucht wurden, welche die Dächer und Fenster zerschmetterte, die Häuser zertrümmerte, die Einwohner aus einem Winkel in den andern jagte und zuerst das Amtshaus in Brand brachte. Viele Dokumente und Akten gingen dabei zu Grunde. Gegen 1 Uhr nachmittags fiel eine Bombe in unsern glänzenden Kreuzturm und entzündete ihn. Niemand konnte wegen seiner Höhe und augenscheinlichen Gefahr dieses aufgehende Feuer löschen, das, da es nur in einem Nebentürmchen aufging, sich auch von selbst nicht würde gedämpft haben, wenn nicht eine gleich darauf folgende Bombe den ganzen Turm angezündet hätte. Die Flamme nahm überhand und ergriff die darangebaute schöne und wegen ihres Altertums so berühmte Kreuzkirche. Nie habe ich mehr weinende Stimmen gehört, als da dieser alte Tempel im Feuer stand und binnen drei Stunden nicht mehr da war. Die Pfarr- und Kreuzgasse, die Pirnaische und Moritzstraße waren beinahe zu einer Zeit mit ihm ein Opfer des Feuers. So gut auch die Anstalten zum Löschen des Feuers gemacht wurden, so viel Mühe man sich deswegen gab, so unmöglich war es, eine Flamme zu dämpfen, die sich mit einem Mal in verschiedenen Gassen ausgebreitet hatte. Das Einwerfen der Bomben und die Furcht vor den Kugeln dauerte noch immer fort und verdoppelte unsere Angst. Wir lagen in einem tausendfachen Schrecken, und ein jeder dachte nur auf die Erhaltung seines Lebens, dessen Ende ihm nahe zu sein schien. Die wehklagenden Bewohner wußten nicht, wohin sie sich retten sollten. In den Häusern war Gefahr, zerschmettert zu werden, vom Rauche zu ersticken, zu verbrennen; auf den Gassen drohte der Tod durch Kugeln, zerplatzende Bomben, einstürzende Dächer, Giebel und Mauern.

Mitten in solcher Angst flüchtete ich mich um 12 Uhr des Nachts mit einem meiner Freunde nach Neustadt. Viele Tausende von den Einwohnern unserer brennenden Stadt gingen mit dahin, denn die Preußen hatten auf dieser Seite die Belagerung aufgehoben. Ich ging zu unserem Freunde, dem Herrn W., blieb aber nicht bei ihm, sondern schlief in dieser Nacht mit meinem geflüchteten Freunde bei Herrn R. R. In der Neustadt strömte nun alles zusammen, die Menschen lagen bis unter die Dächer, jedes Kämmerchen, jeder Winkel war mit zitternden Männern, Frauen und Kindern gefüllt.

Die Angst weckte uns von neuem, und wir hatten nur zwei Stunden ängstlich geschlummert. Der Morgen kam und mit ihm neuer Schrecken. Man sagte uns, daß wir auch in Neustadt keine Freistatt für unser Leben haben würden. Was wollen wir nun tun? fragte einer den andern. In dem einen Augenblick entschlossen wir uns zu bleiben, im andern zu

fliehen. Das Schwarze Thor¹ war geöffnet, und ein jeder wurde ausgelassen. Die Wege nach Bauzen, Stolpen und Pirna waren sicher, weil die angekommene Daunsche Armee sie vor allen feindlichen Streifereien freigemacht hatte. Gegen 11 Uhr vormittags entschlossen wir uns endlich, eine Stadt zu verlassen, die noch mitten in Flammen stand.

Es begann eine allgemeine Flucht in die Weinberge und die nahegelegenen Orte. Die Straßen wimmelten von Menschen; Greise und Matronen, von Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen und selbst kaum fort konnten; Jünglinge dagegen verdoppelten ihre Schritte, um einer Gefahr zu entgehen, die Tod und Verderben drohte. Erwachsene weinten, Kinder schrien, viele der Flüchtlinge beteten laut, einer tröstete den andern, aber der Anblick der rauchenden Stadt, der nagende Hunger und die Aussicht auf künftiges Elend machten diesen Trost sehr unwirksam. Da es an Pferden fehlte, schleppten viele an Wohlstand und Überfluß gewöhnte Leute ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sah Frauen von zarter Leibesbeschaffenheit wie die Lasttiere bepackt; die Schwächlichen und Kranken wurden auf Schubkarren gefahren. Dabei wurden die Flüchtlinge, als sie ins Freie gelassen wurden, von dem wachhabenden österreichischen Offizier mit dem Zuruf „Lutherische Hunde!“ begrüßt. Die Weinberge, das ganze obere rechte Elbufer waren mit Unglücklichen gefüllt, die dem bittersten Mangel preisgegeben waren. Dieser traurige Auszug dauerte nicht nur diesen, sondern auch den darauffolgenden Tag unaufhörlich fort.

Unser erstes Nachtlager war auf dem nächsten Dorfe, wo wir schon viele Hunderte von Flüchtigen antrafen. Alle umliegenden Weinberge und Dörfer waren voll von Menschen, die ihre Häuser, ihr Gut und Vermögen der wütenden Flamme überlassen hatten. Die Nacht brach ein, und viele waren zufrieden, daß die Erde ihr Lager und der Himmel ihre Decke war. Die Flammen stiegen in dieser Nacht noch immer furchtbaren Himmel und erhellten das Dunkel durch ihren feurigen Schein. Es schien, als ob sich das Feuer vergrößert und weiter ausgebreitet hätte. Dem Ansehen nach stand die ganze Stadt in Flammen.

Den darauffolgenden Tag, als den 21. dieses, war ich begierig, das Schicksal der Stadt näher zu erfahren. Ich ging dahin und befohl mich der Vorsicht des Allmächtigen. Furchtsam trat ich in die Gassen der Stadt. Wie öde, wie zerstört, wie einsam und verlassen fand ich sie! Auf den sonst volkreichsten Straßen sah ich weiter niemanden als einen Soldaten oder einen zurückgelassenen Hausmann oder Wächter an der Thür stehen. Ich wollte die verbrannten Gassen der Stadt durchgehen,

¹ An der Hauptstraße.

allein Furcht und Wehmut hielten mich zurück. Ich besuchte dagegen einige zurückgebliebene Freunde, die von ihren Häusern und Vermögen nicht hatten gehen wollen. Von diesen erfuhr ich die erschrecklichen Verwüstungen und die in der vergangenen Nacht erfolgte Einäscherung unserer Wiltschen Vorstadt und der St. Annenkirche. Dieses war das neue aufgehende Feuer gewesen, das wir in der letzten Nacht gesehen hatten. In der folgenden Nacht blieb ich in Dresden, ich schlief aber nicht zu Hause, sondern bei einem meiner Freunde. Der Zeiger wies auf halb zwölf, als ich mich niederlegte. Ich glaubte, daß die Nacht eine ruhige sein würde, weil man von außen keinen Schuß mehr hörte. Kaum aber war ich eingeschlummert, so weckte man mich schon wieder. Ein ungewöhnliches Donnern der Kanonen und des kleinen Gewehrs erschreckte von neuem alle Einwohner der Stadt. Wie ein stürmisches Hagelwetter in der Luft daher rauscht, so furchtbar war dieses Getöse, das zwei Stunden hindurch unaufhörlich fort dauerte. Ich meinte, daß ein Hauptsturm auf das Wiltsche Thor gewagt würde; ich hatte mich aber geirrt, indem ich gleich darauf erfuhr, daß die Besatzung ausgefallen wäre, einige Hunderte zu Gefangenen gemacht und dabei 15 Batteriestücke, der Aussage nach, vernagelt hätte. Nach diesem Sturm war die übrige Nacht hindurch alles ruhig und stille.

Am Morgen wagte ich mich noch einmal in die zerstörten Gassen. Die besten Straßen und beinahe die schönsten Häuser lagen in Asche. War nicht die Moritzstraße eine wahre Zierde unserer Stadt? Diese ist gänzlich niedergebrannt, und man sieht nur noch Mauern stehen, die alle Augenblicke mit Einsturz drohen. Wie prächtig war die Pirnaische Gasse! Auch diese hat mit der ersten ein gleiches Schicksal. Die Kreuz- und Rammische Gasse sind gleichfalls ein Opfer des Feuers gewesen. Auf den übrigen Straßen und Plätzen der Stadt sind nur hin und wieder einige Häuser im Feuer aufgegangen. In dem sogenannten Loche² stehet fast kein Haus mehr.

Ich werde nicht zu viel sagen, wenn man die Anzahl der abgebrannten und beschädigten Häuser auf 400 setzet. Wie viele Menschen sind bei diesem Unglück um ihr Leben und um ihre Gliedmaßen gekommen! In dem sogenannten Schießgraben ist eine ganze Familie von sechs Personen verschüttet worden, und auf der Pirnaischen Gasse haben ebenso viele Menschen in einem Hause ein gleiches Schicksal gehabt.

Das Verhalten der österreichischen Besatzung.

Das Bombardieren dauerte nun Tag und Nacht, bald stärker, bald schwächer fort, und ein Feuer nach dem andern sahen wir in der Stadt, zum Teil auch in der Vorstadt aufgehen, unter denen das uns so nahe

² Die Gegend der heutigen König-Johann-Straße.

gegenüberstehende, (am 15. Juli) an drei Orten auf einmal brennende ansehnliche Waisenhaus nebst der Kirche den wehmütigsten Eindruck auf uns alle machte. Preußische Freipartie, die sich bis in die Vorstädte wagte, und kaiserliche Kroaten, die außer der Festung lagen, trafen häufig aufeinander, beschossen sich als Feinde vor unsern Augen herum, ohne daß ein einziger davon gefallen wäre, und brachen hernach freundschaftlich in die Häuser, wo sie es vermochten, um zu plündern, ohnerachtet den letztern dieses strenge untersagt war. Grad' unsern Fenstern gegenüber lag ein Kroatenkapitän, vor dessen Türe mehrmals täglich sogar von Weibern und Kindern herbeigeschleppte Verbrecher dieser Art auf stets bereitliegende Schütten Stroh geworfen wurden, tüchtige Stockprügel ad posteriora¹ erhielten und doch wieder plünderten. Die schlimmsten unter ihnen waren das Marketendergesindel und ihre Weiber. Ein Kerl von ihnen erhielt tags vor unserm Exil sogar dreimal diese Strafe; daß er der nämliche war, erkannten wir an seinem ausgezeichnet gellenden Rufe: „O Jäsens Mari!“ Den gräßlichsten Lärm verführten bei solchen Exekutionen die Weiber, die auf dem Pflaster sich wälzend um Gnade schrien und, wenn sie es zu arg machten, durch Buckelhiebe fortgestöbert wurden.

Dieses Kroatengesindel und sein Anhang war die furchtsamste Rasse und unnütze Bagage, die die kaiserliche Armee mit sich herumschleppte. Bei jedem Schusse aus dem Lager, der sie doch nicht treffen konnte, bückten sie sich tief. Fünf solcher Kerls kamen einst durch unser Hausgärtchen, dessen Zaun bereits die Freipartie zum Verbrennen gestohlen hatte, und sprengten die Hofthüre. Ihre Augen flogen zwar überall herum, doch wagten sie nicht etwas anzurühren, da mehrere Hausleute sich im Hofe befanden. Der alten Wirtin, die sie mit Schimpfreden empfing, gaben sie zu verstehen, ihnen die Hausthüre zu öffnen. Indem sie es that, ergriff der eine ihre auf der Wäschemangel liegende Sackmütze. Sie bemerkte es, zog den Kerl von der Gasse wieder ins Haus zurück, und da er die Mütze hinwarf, ließ sie ihn kreischend nicht eher fort, als bis er sie aufgehoben und wieder an den vorigen Ort gelegt hatte. An eben diesem Tage hatte unser nächster Nachbar, ein Kaufmann, auch einen Plünderer erwischt, den er zum Hause hinaus und gerade in die vorbeifließende Raibach warf, ja gar mit dem Fuße in den Schlamm niederdrückte. Verschiedene seines Gesichtes sahen es mit an und schlichen fort. Den tollsten Spektakel bei solchen Mauseereien machten die Weiber, die über die Beute fast allemal in Schlägerei gerieten. Das erste bei solchen Rupturen² war das Abreißen der Hauben und das Zausen bei den Haaren, bis sie hinstürzten und unter Zetergeschrei auf dem Pflaster so lange sich herumwälzten, bis sie es satt hatten. Gemeiniglich kam

1 Auf das Hinterteil.

2 Räubereien.

ein dritter Spizbube hinzu, der den Raub wegstibigte. Ihr komisches Staunen über die verlorene Mühe zwang uns doch bei aller Angst ein unwillkürliches Lachen ab.

Friedrich d. Gr. muß die Belagerung aufheben.

Die Österreicher wünschten sehnlich, die Belagerung bald geendigt zu sehen und machten daher in Verbindung mit den Reichstruppen einen Versuch, das königliche Heer, das die Belagerungsschar deckte, zu überfallen. Das Hauptquartier war in einem Borwerke nahe bei dem schwachbesetzten und bloß durch Vorposten bedeckten Dorfe Gruna in einiger Entfernung von dem Lager und schien eine feindliche Unternehmung zu begünstigen. Man schmeichelte sich, den König gefangen zu nehmen und überhaupt die Szene von Hochkirch zu erneuern. Mit anbrechendem Tage sollte es geschehen. Der Entwurf mißlang aber, so rasch man auch dabei verfuhr. Die leichten Truppen der Österreicher drangen vor, die preußischen Feldmachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit, sein Pferd zu besteigen und das Dorf zu verlassen. Dies Dorf war die Grenze der anrückenden Krieger, denn mit einer Geschwindigkeit, die allen Glauben übersteigt, stand das preußische Heer in Waffen da. In drei Minuten sah man bei so vielen Tausenden den seltsamen Übergang von der größten Ruhe zur größten Tätigkeit. Es lag alles, Fußvolt, Reiterei und Geschütz, in ihren Zelten im tiefen Schlaf, über die ganze Linie war Totenstille verbreitet, und auf einmal stand alles in Schlachordnung. Die Sonne zeigte eben die ersten Strahlen am Horizonte und verkündigte einen schönen Sommertag, als das gräßliche Geschrei: „Zum Gewehr! zum Gewehr!“ von vielen tausend Stimmen wiederholt durch das ganze Lager tönte. Die Soldaten stürzten halb angezogen aus ihren Zelten, stellten sich in Reihe und Glied, und so rückte das ganze Treffen in geschlossener Linie dem Feinde entgegen, der sich nun eifertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünschte.

Der Versuch des Überfalls erzeugte eine Veränderung in der Stellung des königlichen Heeres. Das preußische Lager wurde von dem sogenannten Großen Garten entfernt, und nun die linke Flanke der neuen Stellung zu sichern, machte man aus dem Garten einen Verhaß. Die hohen, majestätischen Bäume, die, ehrwürdig durch ihr Alter und unschätzbar wegen ihrer Seltenheit, in schönster Ordnung gestellt, die herrlichsten Laubgänge bildeten, wurden jetzt umgehauen und überhaupt der ganze, zur Ergötzlichkeit der Einwohner immer offenstehende Garten, der eine Zierde Deutschlands und eines mächtigen Monarchen würdig, durch Größe, Kunst und Pracht so sehr sich auszeichnete, in wenigen Stunden zur schrecklichen Einöde verwandelt. Die marmornen Bildsäulen, die

den Garten schmückten, hatten die Sachsen vor der Belagerung weggeräumt und die Sammlung der königlichen Antiken, diesseit der Alpen eine der vortrefflichsten, in demselben Garten vergraben, den man zerstörte. Die Preußen hatten hiervon keine Spur, und so wurden jene Denkmäler der Kunst für Sachsen erhalten.

Die Belagerung wurde seit dieser veränderten Stellung nur schwach fortgesetzt. Alle Hoffnung auf die Eroberung Dresdens war geschwunden. Zu den vielen andern Hindernissen kam noch der Verlust eines beträchtlichen preußischen Transports von Schießvorrat und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommenden Schiffe sämtlich den Österreichern in die Hände fielen; auch fingen die Lebensmittel an, den Preußen zu fehlen, denn die Feinde waren Meister der Elbe und machten alle Zufuhr höchst unsicher.

Eben als Friedrich im Begriff war, die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glaß an. Die Belagerten verkündigten sie durch Freudenfeuer und schossen rings um die Stadt mit Kugeln Viktoria. Der König erfuhr diese unglückliche Zeitung von dem bei einem Ausfall gefangenen österreichischen General Nugent. Seine Bestürzung war anfangs überaus groß, denn das Unglück kam ihm wegen der großen Festigkeit des Ortes ganz unerwartet, doch faßte er sich bald wieder und sagte: „Mag es doch sein! Wenn Friede wird, werden sie ihn uns wohl wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht alles verlieren.“ Der tätige Laudon wollte die erlangten Vorteile aufs beste nutzen und belagerte Breslau. Die Nachricht beschleunigte den Aufbruch des Königs. Es war am 30. Juli in einer sehr regnerischen, stürmischen Nacht, als die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Kanonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden, es wurde immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Der König verließ nun sein Lager und zog mit seinem Heere nach Meissen.

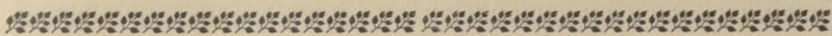




2. Dresden in der Napoleonischen Zeit.

Herbsttage 1806 in Dresden.

Die uns bisher fremd gebliebene Politik trat uns näher, als Preußen im Jahre 1806 im Verein mit Sachsen gegen die Franzosen ins Feld rückte und ein großer Teil des preußischen Kriegsheeres durch Dresden seinen Weg nahm. Böllig neu war uns Knaben der Anblick der vielen fremden Kriegerscharen, sowie der eigentümliche Klang der Hörner, unter dem die preußischen Füsilier zu dem Bauzner Tore in Dresden hereinschritten. An einem Sonntagvormittage befand ich mich, wie immer, mit den Kostgängern meines Vaters in der Kirche zu Neustadt-Dresden. Eben predigte der greise Pastor Kell, als der muntere Schall vorbeimarschierender Preußen einen Teil der Kirchengänger, unter ihnen den Kantor mit seinen Chorschülern, sowie den Organisten, aus dem Gotteshause lockte. Über dem Schauen vergaßen Kantor, Chorschüler und Organist ihrer Obliegenheit bei dem Absingen des sogenannten Kanzelliedes. Der Prediger, die Abwesenheit der Pflichtvergessenen nicht gewahrend, gab nach dem Eingange seiner Predigt und dem Vorlesen des Textes die Nummer des abzufingenden Liedes an, von dem er die zwei ersten Strophen hersagte. Allein vergebens schwieg und wartete er hierauf, daß in gewöhnlicher Weise der Kantor nebst seinen Chorschülern den Gesang beginnen sollte. Der betroffene Prediger richtete sein Auge nach dem Chor der Kirche hin — ach, es war leer! wie gekehrt von seinen Insassen, selbst der Bälgetreter dem untreu gewordenen Organisten nachgefolgt. Es schwieg die Orgel, der Prediger, die andächtige Gemeinde, auf die nun der Prediger bittend und auffordernd herniederblickte. So verstrichen einige peinliche Minuten. Da erhob endlich ein ehrlicher Landmann aus dem nächsten Dorfe seine Stimme und sang.



Ermutigt durch dieses Beispiel, fiel nun die ganze Gemeinde singend ein, und der Schall hiervon rief die höchst erschrockenen Pflichtvergessenen eiligst, wiewohl zu spät, in das Gotteshaus zurück.

Die preußischen Krieger, und namentlich deren Offiziere, waren von großem Selbstvertrauen, ja mit wirklichem Übermuth erfüllt. Noch immer dünkten sie sich des großen Friedrichs unüberwindliche Streiter zu sein und glaubten, die Franzosen von Kossbach vor sich zu haben. Dieser unheilvolle Dünkel ging so weit, daß bei einem Festgelage, das die Offiziere des preußischen Husarenregiments Schimmelpfennig auf Reifewitz (einem öffentlichen Vergnügungsorte in Dresdens Nähe) veranstalteten, das Stübchen (damals der unterste und als unehrlich betrachtete Soldat eines Regiments) die Rolle des Kaisers Napoleon spielten und als solcher Spießruten laufen mußte.

Wenige Wochen später war das Schicksal der Preußen und Sachsen bereits entschieden.

Napoleon zum ersten Male in Dresden im Juli 1807.

Um 5 Uhr nachmittags sahen wir die Raketen steigen, sogleich tönte der Donner der Kanonen von den Wällen. Alle Glocken wurden in Bewegung gesetzt. Der große Zug kam an. Ein sächsischer Feldjäger als Kurier kam etwas voraus, dann zwölf kaiserlich französische Kuriere in verschiedenen Abteilungen, zwölf königlich sächsische Leibschützen mit diesen, und gleich darauf der Kaiser und der König in einem achtspännigen Reifewagen, hinter diesem wieder ein achtspänniger Wagen mit dem Oberstallmeister Caulincourt. Endlich ein großer Troß von Wagen, die alle zum Gefolge des Kaisers gehörten. Sowie die hohen Personen am Tore erschienen, schloß sich die Kavallerie an den Zug an, und die Musik ertönte. Ein fast unbeschränktes Vivatrufen der Zuschauer erfüllte die Luft. Der Zug ging ziemlich langsam durch die Neustädter Allee.¹ Die meisten der Zuschauer konnten den großen Monarchen sehen. Er war klein von Gestalt und von gelblicher Gesichtsfarbe; er trug, wie immer, eine hellgrüne Uniform mit hellroten Aufschlägen ohne jede Verzierung, ebenso einen kleinen, schmucklosen Hut mit der Kokarde. Er faßte alles scharf und schnell ins Auge und nickte beständig dem Volke zu, als es Vivat rief.

Als nun der Kaiser im königlichen Schlosse aus dem Wagen stieg, wurde er von den Prinzen des königlichen Hauses und beim Eintritt in die Zimmer von Ihrer Majestät der Königin empfangen, die ihm so-

¹ Hauptstraße.

dann die königliche Familie präsentierte. Als ihm der Prinz Friedrich August vorgestellt wurde, zog er ihn an sich, küßte ihn und sagte: „Sie sind bestimmt, einst den Thron Ihres würdigen Onkels zu besteigen. Bemühen Sie sich, Prinz, die Kunst zu regieren sich in ihrem ganzen Umfange zu eignen zu machen. Eine der notwendigsten Wissenschaften eines Fürsten ist jetzt die Kriegskunst.“ Dann wurden ihm die Minister und mehrere Militärs von Range präsentiert, mit welcher letzteren er einige Worte sprach. Hierauf ging er Arm in Arm mit dem Könige auf die für ihn eingerichteten Zimmer.

Am folgenden Tage war große Gala. Der Kaiser ritt mit seinem Gefolge, begleitet von einem Teil der Gardedukorps, sehr früh aus, besah sich die Festungswerke und das Kadettenhaus, ließ sich die Kadetten vorstellen und sprach sehr herablassend und gnädig mit ihnen, dann durchritt er die meisten Straßen. Dabei wählte er sich den Weg selbst und kam oft durch die engsten und unbedeutendsten Gassen, besah alles und fragte nach den auffallendsten Gegenständen. Überall wurde er mit lebhaften Vivats begrüßt.

Abends war die ganze Stadt sehr prachtvoll erleuchtet. Das Vorzüglichste unter allem, was zu dieser Feier erbaut worden, war die große Ehrenpforte an der Brücke auf dem viereckigen Platze, dem Schloß gegenüber, ein majestätisch Gebäude, dessen Umfang wohl 200 Schritte einnahm. Alle Herrschaften und selbst die ärmsten Einwohner hatten illuminiert. Überall war Pracht, alles war herrlich und entzückend. Eins der merkwürdigsten Objekte von dieser überaus mannigfaltigen und schönen Illumination, welche die Stadt zierten, war ein buntpfarbig hell erleuchteter Ballon mitten über dem Jüdensteich.² Er schwebte frei und hoch in der Luft. Man bewunderte, wie diese feurige Luftmaschine, ohne einen festen Ruhepunkt zu haben, gerade über dem Wasser sich erhalten könne. Die Nacht war hier dem Geheimnisse günstig, sie verbarg die feinen Stricke, an denen der Ballon von beiden Seiten dies- und jenseit des Teiches oben an den Häusern befestigt war. An der Mauer, zwischen der Scheffel- und Webergasse, war in einem Parterre mit transparenter Schrift zu lesen auf einer Seite „Vivat hoch und abermals hoch der große Kaiser und König Napoleon!“ auf der andern Seite „Beglücker der Sachsen, oft denk ich zurück an unser Unglück.“ Im zweiten Fenster: „Anno 1806 war's nicht gut, uns Sachsen fiel der Mut. Nun wird sich's bessern und alles werden gut.“ Die Ratschaisenträger hatten ihre Arkaden mit bunten Lampen erleuchtet, und an einem Fenster ihrer Wohnung stand folgende Inschrift:

„Diesem großen Kaiser wünschen wir viel Glück zur Reise.
Tut es ihm bei uns behagen, wollen wir nach Paris ihn tragen.“

² Heute liegt auf seiner Stelle der Georgplatz.

An der Schneiderherberge auf der Webergasse stand:

„Dieses Lämpchen scheint gar klein,
Denn in unsern Mauern ist
Heut ein Licht von größerm Schein.“

Im vierten Stocke eines andern Hauses hatte ein Braugehilfe zwei nebeneinanderstehende Tonnen artig illuminiert. Die erstere war alt und oben schon von Reifen entblößt, die andere neu und schön. Die Unterschrift lautete:

„O wei, o wei! Das alte Fäßchen ist entzwei.
Nun, laßt den lieben Gott nur walten, das neue wird schon besser
halten.“

Damit wollte er auf die alten und neuen Verhältnisse im Vaterlande anspielen. Allerdings las man auch in der Neustadt folgende Inschrift: „Die Gedanken sind zollfrei.“ Darunter sah man drei gemalte Scheiben. — Ein kleines Transparent vor einem Fenster stellte einen Bäcker vor, mit dem Schieber vor einem Backofen stehend; etwas undeutlich stand darunter: „Wer nicht will gut französisch sein, den steck' ich hier in den Ofen rein.“ Ein Nachtwächter hatte im dunkeln Zimmer seine Laterne angezündet aufgehangen; auf den Scheiben war ein rotes N sichtlich und die Unterschrift auf schwarzem Grunde:

„Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen: Warum steckt ihr viel Lichter an?
Bewahret nur dies große Licht, daß euch hinfort kein Schaden geschieht.
Lobt den Herrn!“

Die Illumination wurde schon gegen 10 Uhr durch einen heftigen Gewitterregen gestört, der fast alle Leute in die Häuser trieb.

Am 22. Juli reiste unser hoher Gast wieder von hier ab. Eine allgemeine Traurigkeit verbreitete sich überall. Es waren große Anstalten zu seiner Reise getroffen worden. Die königlichen Leibgrenadiere in Parade, sowie die andern Regimenter mit Fahnen und Musik bildeten zwei große Reihen vom Schlosse aus über die Brücke nach Neustadt durch die Große und Kleine Meißner Gasse bis an das Weiße Tor.³ Der Donner der Kanonen und die schöne Musik von den Regimentern ertönten. Unter Borritt einer Abtheilung Garde in glänzender Paradeuniform fuhr der Kaiser in seinem achtspännigen Reisewagen durch das Schloßtor. Auf dem Kutscherbocke saß sein treuer Mameluck Rustan mit Dolch und Pistolen im Gürtel. Mehrere Wagen und einige Kuriers mit Lorbeerzweigen und dreifarbigem flatternden Schleifen auf den Hüten folgten ihm im schnellsten Fluge. Unser König begleitete seinen hohen Gast bis Meißner, von wo der Kaiser nach Leipzig weiterreiste.

³ Das Weiße Tor, früher auch Meißner Tor genannt, lag am heutigen Kaiser-Wilhelm-Platze.

Ums Leben gewürfelt.

Eine militärische Exekution zu Dresden am 29. Juli 1808.

Eben verhallten die letzten Schläge der Turmuhren, die die sechste Morgenstunde eines heitern rechten Julitages angezeigt hatten. Da öffneten sich die schweren, eisenbeschlagenen Tore einer Kasematte der Salomonisbastei¹ in der Altstadt, und heraus traten wankenden Schritts und mit schreckensbleichen Zügen drei Soldaten, jedoch ohne jede Waffe. Sie gingen zwischen zwei Geistlichen im Ornate, dem würdigen Garnisonsprediger Magister Jacobi und dem hochachtbaren Festungsbauptprediger Dresdens, Magister Hasche, der leise und eindringlich auf sie einsprach. Sofort wurden sie von einem Kommando des hiesigen Infanterieregiments „Prinz Friedrich August“ und einer Abteilung Reiter in die Mitte genommen, und langsam und feierlich, unter dem Rühren der gedämpften Trommeln, ging der ernste Zug hinein in den lachenden Sommermorgen, durch das Pirnaische Tor und die Ziegelgasse, durch grünende Wiesen und reisende Felder, dem Dorfe Blasewitz zu. Die drei waren dem Tode verfallen, und draußen auf dem großen Exerzierplatze beim Lännicht sollte heute die grausige Exekution stattfinden.

Die Gefangenen hatten gegen die militärischen Gesetze schwer gefehlt, und das war so gekommen. Im Februar des vergangenen Jahres waren sächsische Truppen auf dem Marsche nach dem Großherzogtum Warschau gewesen.² Da brach unterwegs eine sehr gefährliche Meuterei aus, weil sich unter den Soldaten allerhand Gerüchte verbreitet hatten, demnach sie, wie einst die Kurhessen,³ an die Engländer verkauft und nach Amerika gebracht werden sollten. Sie weigerten sich weiterzumarschieren, ja einige der Verblendeten forderten ihre Kameraden zur offenen Widerseßlichkeit gegen die Borgeseßten auf. Johann Gottfried Wiske, Musketier im Regiment „Prinz Anton“ und schon 18 Jahre im Dienste, war einer der ersten Auführer, er warf sein Gewehr fort, weigerte sich den Vormarsch fortzusetzen, ja vergaß sich so weit, einen Fahnenträger niederzuschlagen, ihm die Bataillonsfahne zu entreißen und nebst andern Empörern fortzutragen. Der zweite der Gefangenen,

1 Bis 1824 diente sie den Festungsbaugesangenen als Unterkunft. Heute steht auf diesem Platze das neue Rathaus.

2 Ein Geschenk Napoleons I. an den König Friedrich August den Gerechten im Jahre 1807.

3 Kurhessische Fürsten hatten, um ihrem Luxus frönen und ihre Schulden decken zu können, einen beträchtlichen Teil ihrer Armee an England verkauft, das im Kampfe mit den nordamerikanischen Kolonien lag.

namens Frihsche, war Grenadier beim Bataillon „von Süßmilch“ gewesen und hatte ebenfalls schon lange Dienstjahre hinter sich. Er war von seiner Truppe in die Grenadierkompagnien des Infanterieregiments „Prinz Clemens“ gelaufen, die er durch aufreizende Reden am Weitermarsche zu hindern versuchte, und als ihn ein Offizier vor seinem Beginnen warnte, war er diesem auf die respektloseste Weise entgegengetreten. Hänßschel, der dritte der Rädelsführer, diente seit 9 Jahren als Musketier im Regiment Cerrini. Auch er hatte sich in hervorragender Weise bei den Ausschreitungen betätigt, sich nicht nur dem Weitermarsche widersetzt, sondern auch den zurückmarschierenden Aufwieglern die Fahne vorgetragen und sich geweigert, sie wieder herauszugeben.

Allein bald war die Empörung niedergeworfen worden, man hatte die Rädelsführer nach Dresden gebracht und sie vor ein Kriegsgericht gestellt. Wie dessen Spruch ausfallen mußte, stand fest: es erkannte für alle drei auf den Tod durch Pulver und Blei. König Friedrich August der Gerechte, dem dies Urteil zur Unterzeichnung vorgelegt worden war, hatte es bestätigt, jedoch mit der Abmilderung, daß nur einer der Delinquenten den Tod erleiden sollte, und zwar derjenige, der auf der Richtstätte mit einem Würfel den niedrigsten Wurf tun würde. Am 26. Juli hatte man den Unglücklichen, die ihre Verbrechen aufrichtig bereuten, das Erkenntnis bekanntgegeben und ihnen mitgeteilt, daß die Vollstreckung am 29. erfolgen werde, und von der Zeit an waren die Verurtheilten durch die vorgedachten Geistlichen zum Tode vorbereitet worden. Auch hatte man den beiden ersten, die Weib und Kind besaßen, von den Ihrigen Abschied zu nehmen verstattet, und so hatte sich denn am 28. die Frau Wiszke mit ihren zwei Kindern im Gefängnis eingefunden, während die Familie Frihsches, da sie in Thüringen wohnte, wohl der weiten Reise halber nicht erschienen war. Das Weinen und Jammern der untröstlichen Frau Wiszke, das laute Klagen der armen Kinder schnitten jedem ins Herz, dazu litten die Verurtheilten in der furchtbaren Ungewißheit, ob sie das Los treffen werde oder nicht, hundertfache Todesqualen. Nur Hänßschel allein blieb ruhig und gefaßt, fand Worte des Trostes und der Aufmunterung für seine Kameraden und wiederholte öfters: „Habt nur keine Angst, ich weiß es, das Los trifft mich, und ihr bleibt am Leben.“ —

Unterdessen war der ernste Zug auf dem weiten Exerzierplatze angekommen, den eine ungeheure Menschenmenge besetzt hielt, denn trotz der frühen Morgenstunde waren die Dresdner und die Bewohner der Umgegend in Scharen hierher geeilt, um der traurigen Exekution beizuwohnen. Das hierzu kommandierte Infanterieregiment „Prinz Friedrich August“ bildete einen Kreis, in den die dem Tode Geweihten geführt wurden. Nun verlas der Auditeur nochmals das Erkenntnis

des Kriegsgerichts und die Entscheidung des Königs. Hierauf setzte man zwei Trommeln aufeinander und brachte einen hölzernen Becher mit einem Würfel herbei. Mit wankenden Knien und aschfahlem Antlitz trat Bische herzu und ergriff mit heftig zitternder Hand den Becher, dann gingen seine Augen wie suchend über die Menschenmenge, nun wandten sie sich gen Himmel wie zum Gebet, jetzt schüttelte er den Becher und stürzte ihn um. Dumpf dröhnte das Trommelfell, als der Würfel darüber rollte, der Atem stockte, totenstill war es in der Menge, als der Auditeur mit leise zitternder Stimme zählte: „Drei.“ Bische faltete die Hände, trat beiseite und blickte unverwandt nach dem Himmel. Nun wurde Fritzsche herbeigeführt. Auch in seinem bleichen Gesicht spiegelte sich die schreckliche Seelenangst wider, seine Knie wankten heftig, und seine Lippen bebten, als er mit unsicher tastender Hand den über Sein und Nichtsein entscheidenden Becher faßte, ihn wie zögernd mehrere Male schüttelte und dann endlich umkehrte. Starr folgten seine Augen dem springenden Würfel, wieder herrschte lautlose, herzbeklemmende Stille in der weiten Runde, dann hörte man die klare Stimme des Kriegsrates: „Vier.“ Hoch aufatmend trat der dem Leben wiedergeschenkte Fritzsche zurück, sogleich straffte sich sein Körper, indes Bische merklich zusammensaukte. In den Reihen der Zuschauer zeigte sich lebhafteste Bewegung, doch sofort herrschte die tiefste Stille, als der letzte der Verurteilten herzutrat. Mit fester Hand ergriff Hänkschel den Becher und stülpte ihn ohne alles Schütteln um. Leise, mit fast zitternder Stimme zählte der Auditeur: „Zwei.“ Da löste sich der schwere Bann, der drückend wie ein Alp auf den Tausenden gelegen hatte, und wie von einer furchtbaren Last befreit, atmete nun auch Bische auf, während es fast wie ein stillbefriedigtes Lächeln über die Züge Hänkschels glitt. Bisches Frau aber, die mit ihren Kindern in Todesangst diesem peinvollen Schauspiel gefolgt war, sank laut aufschluchzend zu Boden und dankte ihrem Gotte für den neugeschenkten Gatten und Vater; da stahl sich wohl in manches Auge ein stille Träne. Kein Auge aber blieb tränenleer, als Hänkschel, der augenblicklich zum Sterben bereit war, vom Geistlichen die Absolution und den letzten Segen empfing, und selbst manche harte Kriegerfaust fuhr verstohlen ins tränenfeuchte Antlitz. Befast schritt Hänkschel dann dem Todeshügel zu, kniete nieder und ermahnte seine Kameraden mit lauter Stimme, sich durch sein Beispiel warnen zu lassen. Nachdem ihm die Augen verbunden worden waren, betete er und rief mit herzlicher Inbrunst: „Welt, gute Nacht! Nun ist's vollbracht.“ Im selben Augenblick krachten die Musketen. Die Kameraden hatten gut gezielt: mitten ins Herz getroffen, sank Hänkschel nieder. Sein Leichnam wurde an der Stelle, wo ihn die todbringenden Kugeln getroffen, in die Erde verscharrt, und niemand weiß bis auf den heutigen Tag, wo er begraben liegt. Bische und Fritzsche aber,

durch das für sie so glückliche Los gleichsam in ein neues Leben hineingeführt, wurden noch am gleichen Tage auf dem hiesigen Festungsbau als Gefangene in Eisen geschmiedet⁴ und genossen zur Milderung ihrer traurigen Lage das große Glück, daß Dresdens mitleidige und edel-denkende Einwohner ihren Familien durch die Hand des Garnisonpredigers sehr beträchtliche Geschenke überreichen ließen.

⁴ Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnte man solche Bangefangene in den Straßen Dresdens sehen, wenn sie zur Arbeit geführt wurden. Einige trugen ein eisernes Halsband, von dem aus an einem eisernen Bügel, der hornartig über den Kopf ragte, eine tönende Schelle hing; alle hatten eiserne Ringe an einem Fuß und einem Handgelenk, die mit Ketten verbunden waren. Einige mußten einen schweren Holzfloß tragen, der mit Ketten an den Fußschellen befestigt war. Es waren schwere Verbrecher, die zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt waren. Anderen war auf der einen Hand Galgen und Rad eingebrannt.

Die Österreicher in Dresden 1809.

Es war ein schöner Juniabend des Jahres 1809. Wir hatten unter Anleitung des Lehrers einen Steindamm in den Strom hinausgebaut, auf dessen Spitze von zusammengetragenen Reisern ein Feuer angezündet wurde. Das flammte hoch auf, und wir hatten unsere Freude daran, bis wir durch einen vom anderen Ufer heranrudern den Schiffer mit harten Worten angeherrscht und weggewiesen wurden.

Zwar hatten wir Knaben, der Kraft unseres Mentors¹ vertrauend, vorgeschlagen, den Wüterich mit einem Steinhagel zu begrüßen; Senff² aber meinte, der Mann sei ohne Zweifel in seinem Recht, wo nicht, so pflege bei Streitigkeiten der Klügere nachzugeben. Wir zogen uns also zurück, noch ehe jener das Land erreichte, aber von Schmähungen verfolgt, die nicht zu schmeichelhaft klangen und mich besonders in Senffs Seele kränkten, denn man vernahm da Worte wie: „Großer Bengel“ und „Dummheiten machen“ und „Komm nur wieder, du Tausendschoßschwerenöter, daß ich dir ans Schafsleder lange!“

Wir taten indessen, als ob wir taubstumm wären, schritten eilig weiter und waren bald dem Bereiche jenes Störenfrieds entronnen, freilich nur, um einem andern Feind ins Garn zu gehen. Wir fanden nämlich, als wir die Stadt erreichten, zu unserer größten Überraschung das Tor gesperrt. Zwei fremdartige Reiter, ein kohlschwarzer und ein strohgelber, hielten da mit blanker Waffe und wiesen jedermann zurück. Die Stadt war offenbar in irgendeine Hand gefallen, ob in Freundes oder Feindes Hand, war vorläufig einerlei und erwies sich so auch später. Genug, wir waren ausgesperrt, und Senff mochte sich abermals

¹ Erzieher. ² Der Hauslehrer der Kinder.

in einiger Verlegenheit befinden. Für uns Kinder hatte jedoch dies Abenteuer auch seine schmeichelhaften Seiten, denn immerhin war's doch ein tüchtiges Erlebnis, so mitten in den Krieg geraten und ordentlich eriliert³ zu sein.

Was nun werden sollte, wohin wir uns zu wenden hätten, und auf welche Weise wir die Nacht verbringen würden, vielleicht in einer Dorfschenke oder bloß im Walde unter Kieferbüschen, das waren interessante Fragen, die wir untereinander diskutierten, während Senff seine Beredsamkeit fruchtlos erschöpfte, um die Passage freizukriegen, bis dies endlich uns und andern durch die Dazwischenkunft eines höheren Offiziers gelang und wir ohne weitere Fährlichkeiten nach Hause kamen.

Der Krieg von 1809 mochte der populärste sein, den Osterreich jemals führte. Zwar hatte der hartbedrängte Kaiserstaat die Waffen fast des ganzen Welttheiles wider sich, die Sympathien aber für sich, und namentlich in Deutschland begrüßte man die anfänglichen Fortschritte der österreichischen oder der „kaiserlichen“ Kriegsheere mit hoher Freude. So war es auch in dem politisch mit Napoleon verbündeten Sachsen. Auch hier freute man sich der Fortschritte des Feindes und schenkte der ge rechten Sache, für die es kämpfte, die wärmste Theilnahme.

Als daher jetzt der österreichische General am Ende, ganz unerwartet von Böhmen ausbrechend, das unbewachte Dresden überrumpelt hatte und besetzt hielt, erwies man diesen ungebetenen Gästen von seiten des Publikums die ungeheucheltste Feindesliebe. Ganz besonders intereffierte der edle, seiner Erbländer beraubte Herzog von Braunschweig, der sich mit seinem Freikorps den Kaiserlichen angeschlossen hatte. Ihn und seine schwarzen Husaren umleuchtete ganz vorzugsweise der Nimbus patriotischer Opferfreudigkeit, und es fehlte auch in Dresden nicht an begeisterten jungen Leuten, die sich unter seine Fahne stellten.

Auf dem freien Platze zwischen Wiesentor und Jägerhofe wurde die Dresdener Mannschaft eingeritten, unter der ich zu meiner Freude bald ein paar wohlbekannte Gesichter entdeckte, die sogenannten andern Jungens, die ich sehr lange nicht gesehen hatte und die bereits vollständig eingekleidet, mit dem silbernen Totenkopf am Hute, auf feurigen Rossen einherbrausten. Da sie mich bemerkten, hob mich der eine auf sein Pferd und verschaffte mir dadurch das stolze Bewußtsein, mit den berühmten Totenköpfen auch einen Ritt gemacht zu haben. Als er mich abgesetzt, wollte er sich zeigen und trieb sein Pferd durch Peitschenhiebe zu solchem Rasen an, daß es mit ihm stürzte und der arme Junge wie tot vom Platze getragen ward. Bald darauf verließ der Herzog Dresden, sich mit seiner Heldenschar nach Franken wendend, und ich habe von dem Schicksal jener beiden jungen Leute etwas Weiteres nie mehr gehört.

3 Ausgeschlossen.

Nun aber rückte österreichische Landwehr ein, schmutzloses und vier-
 schrötiges Volk in grauen Waffenröcken und grüne Zweige an den
 Mützen. Diese Leute exerzierten Tag für Tag vor unseren Fenstern,
 und ich trieb mich gern unter ihnen herum, indem ich mich besonders für
 einen einzelnen interessierte, der eigentlich gar nicht zu ihnen gehörte und
 seiner Kompagnie als ein recht unverdauter Bissen im Magen liegen
 mochte. Dieser Mensch war ein richtiger Franzose, der als Kriegs-
 gefangener den österreichischen Fahnen nur gezwungen folgte. Er saß
 gewöhnlich für sich allein auf einer der Bänke unter den Linden, trug
 den Arm in der Binde und sah entseflich elend aus. Als ich mich an
 ihn machte, ließ er mich das grobe, filzartige Tuch seines Waffenrockes
 fühlen und sagte: „Français fein — kaiserlik art i slett“, und da wir
 Zeugen von der Art und Weise wurden, mit der die österreichischen
 Unteroffiziere ihre Leute behandelten, bemerkte er: „Corporal français
 sie ist öflit, aber Autrichien viel große Stocf.“

In der That war es wohl anerkennenswert, mit welcher Geduld die
 damaligen Franzosen ihre Rekruten übten, was wir später im Jahre
 dreizehn, da in Dresden viele junge Mannschaft lag, oft zu beobachten
 Gelegenheit hatten, und an so anständige Behandlung gewöhnt, mochte
 jener arme Kerl sich allerdings in deutschen Händen nicht zum wohlsten
 fühlen. Ich erzählte meiner Mutter von ihm und ward durch sie in
 stand gesetzt, ihm zuweilen etwas Geld und Nahrung zuzustecken, wo-
 durch er so gerührt ward, daß er im Eifer seines Dankes den wenigen
 deutschen Worten, die er kannte, vollends den Hals brach.

Inzwischen machte der Waffenstillstand von Znaim diesem Umgang
 bald ein Ende, und mein armer Franzose räumte mit seiner öster-
 reichischen Gesellschaft das gastliche Dresden.

Eine Werbegeschichte aus früherer Zeit.

Es war an einem Abende des Jahres 1810, als ein junger, von Kraft
 und Gesundheit strotzender Mann langsamen Schrittes und gesenkten
 Hauptes durch die Straßen der Stadt Dresden wanderte. Unbewußt
 war er auf den Altmarkt gekommen, als ihm in der Nähe des Rathauses
 plötzlich ein Mann entgegentrat, den Kleidung und Feldmütze als einen
 Unteroffizier kennzeichneten. „Holla, Freund, wo hinaus?“ redete der
 Soldat den jungen Burschen an. „Nach Hause und ins Bett“, war die
 Antwort. „Dazu hat Er immer noch Zeit“, rief der Unteroffizier.
 „Donnerwetter, ich bin wildfremd in Dresden und suche schon seit einer
 halben Stunde den Elberg. Kennt Er dort eine Tabagie, die ‚Kur-
 fürstens‘ heißt? Wie wäre es, Mosje, wenn Er mich dorthin geleitete?
 Auf einen Biergrofchen soll es mir dafür nicht ankommen.“ „Es ist ein
 weiter Weg, doch will ich ihn dem Herrn beschreiben. Sehen Sie dort,

das ist die Lochgasse. Von da führt ein Gäßchen —.“ „Ach was, dummes Zeug, da mag sich der Teufel zurechtfinden“, sagte der Korporal. „Geb' Er mir seinen Arm, ich bin ein Fremdling in Dresden, und ich denke, es ist Christenpflicht, daß Er sich meiner in diesem menschenleeren Straßengewirre annimmt.“ „Sie sind wohl nach Dresden kommandiert?“ fragte Heinrich, indem er halb freiwillig, halb gezwungen dem Unteroffizier folgte. „Freilich, mein Bursch, sonst hätte mich selbst der helle Teufel nicht aus Leipzig weggebracht, trotzdem daß dort des Königs Regiment verdammt ist, wegen eines alten Rechts der Stadt, die eine Kompagnie Stadtmeisen hält, in den Vorstädten zu kampieren.“ „Stadtmeisen?“ wiederholte fragend der Schreiber. „So ist es, mein Sohn. Die Kerle tragen rote Hosen und blaue Jacken, daher ihr Name. Wer aber nicht wenigstens zwei Brüche oder sonstige Leibeschäden besitzt, ferner nicht Strümpfe stricken und Schafkopf spielen kann, wird bei den Meisen nicht angeworben. Aber es ist für den Soldaten trotzdem ein munteres Leben in Leipzig, wenn es auch mit den Studiosibus und Akademikern manchmal blutige Nasen abwirft.“ „Bleiben Sie längere Zeit in Dresden, Herr Korporal?“ „Nur für einige Tage. Ich habe schon wieder allen Respekt vor dem verdammten Rückmarsche auf der langweiligen Landstraße. Zwanzig Kerle für das ganze Regiment, es ist eine Schande, und dafür haben wir zehn Flügelleute an die Leibgarde abtreten müssen. Die Werbung geht gar zu miserabel. Kein Schuft will mehr die Ehre haben, des Königs Rock zu tragen, und so muß man das Volk jetzt auf allen Straßen zusammenlesen. Mich dauert nur Seine Majestät der König, der nicht einmal imstande ist, seine Regimenter vollzählig zu machen.“ „Das bedauere ich“, sagte Heinrich, weniger aus Überzeugung als aus Höflichkeit. „Er scheint mir ein Bursche zu sein, der Liebe und Ehrfurcht für den Kriegerstand hegt“, sagte der Korporal. „Da ist Er ein rechtschaffener Sachse. Hat Er etwa schon im Soldatenrock gesteckt?“ „Ich bin ein Lohnschreiber,“ antwortete der Jüngling, „auch etwas Zeichnen und Gravieren habe ich gelernt, aber davon wenig Lohn gehabt.“ „Sein eigenes Unglück. Hat er Weib und Kind?“ „Bin erst achtzehn Jahre alt und habe noch nicht ans Freien gedacht“, rief lachend der Schreiber. „Desto besser für Ihn. Ich will jedoch damit nicht gesagt haben, daß ein rechter Kerl sich nicht einen Schatz erkiesen dürfte, o nein, eine tüchtige, kernhafte Geliebte gehört nebst den Reinigungsutensilien zu den ersten Erfordernissen. Aber nur nicht heiraten, denn wenn das holdseligste Jüngferchen zur Frau gemacht wird, so steckt ihr auch gleich der Teufel im Leibe, und der beste Kerl wird durch sie zum Waschlappen. — Weiß Er was, Schreiber? Er muß eine Kanne Bier mit mir trinken.“ „Es ist zu spät“, antwortete Heinrich, als eben von den Türmen die zehnte Stunde durch die stille Nacht ertönte. „Ich pflege zeitig ins Bett zu gehen und zeitig wieder auf den Füßen zu sein,

denn Zeit ist Geld und Hunger ein schlimmer Gast. Hier sind wir an der Kampischen Gasse, und jedes Kind kann Ihnen den Weg nach dem Elbberge zeigen. Dort beim Zeughause vorbei, die Rampe hinauf —.“ „Nur gemacht, mein Bursche“, unterbrach der Korporal Heinrichs Weisungen, indem er freundschaftlich dessen Arm wieder unter den seinen schob, „Er ist so höflich gewesen, mir den Weg zu zeigen, und eine Liebe ist der anderen wert. Das ist also die Kampische Gasse und dort das Zeughaus. Freut mich. Marsch, mein Schreibersmann! Er kommt mit und leert mit einem braven Korporal, der bei Jena und Wagram gefochten hat, einige Kannen Bier. Ich denke doch, Er wird mir den Bescheid nicht verweigern?“ Der Korporal hielt den Arm des Schreibers fest wie mit einer Zange, und er mußte sich notwendig der stürmischen Bitte seines neuen Freundes fügen. Bald war der Elbberg erreicht, und beide traten in die altberühmte Bierwirtschaft, wo ihnen mächtige Dampfwolken entgegendrangen.

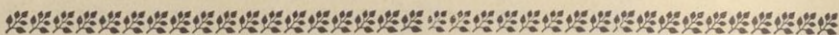
Die Gäste bestanden größtenteils aus Soldaten und Schiffern. Der Leipziger Korporal beeilte sich, seinen Gast einigen Kameraden vorzustellen, die den hübschen, stattlichen Burschen mit Wohlgefallen betrachteten. „Setze Er sich zu uns, Freund!“ rief ein alter Feldwebel, dessen Antlitz durch eine breite, blutrote Narbe geteilt war, indem er Heinrich ein gefülltes Glas hinreichte. Der Jüngling tat Bescheid, und es wurde hinüber und herüber angestoßen. Das starke Getränk verfehlte nicht bei Heinrich seine Wirkung zu äußern, während es auf die Soldaten nicht den geringsten Einfluß auszuüben schien. Er begann seine Schicksale zu erzählen und wie er als armer Schreiber bei allem Fleiß kaum imstande sei, das Leben zu fristen. „Schade um einen so hübschen und gescheiten Burschen, wie Er ist“, sagte der Leipziger Korporal. „Wenn Er des Königs Rock anzöge, könnte es ihm gar nicht fehlen, in einigen Monaten Furier oder wohl gar Regimentschreiber zu werden, und wer weiß, ob dann nicht auch bald ein Quartiermeister aus Ihm würde. Auf meine Empfehlung bei dem Herrn Obristen könnte Er rechnen. Es lebe Sr. Majestät des Königs tapfere Armee! Ein Schelm, wer nicht zur Stelle den Krug austrinkt bis zur Nagelprobe. Eins! Zwei! Drei!“ Sämtliche Unteroffiziere beeilten sich, der Aufforderung ihres Kameraden nachzukommen, nur Heinrich zögerte, obgleich seine Hand den Henkel des Bierkruges gefaßt hielt. „Donnerwetter! Weigert Er sich zu trinken?“ schrie der narbige Feldwebel, seine Feldmütze auf den Tisch werfend. „Will Er etwa den König beleidigen und dessen brave Unteroffiziere, die mehr Pulver gerochen haben als alle Schreiber der ganzen Christenheit zusammengenommen? Genugtuung, Bursche, oder ich stopfe Ihn lebendigen Leibes in diesen Bierkrug!“ „Nur nicht grob, Herr Feldwebel“, sagte gereizt der Jüngling. „So hoch wie ich den König ehre, schätze ich auch seine tapfere Armee —“

aber ich kann nicht mehr trinken, denn das Bier ist mir bereits nach dem Kopfe gestiegen.“ „Dann trinke Er wenigstens den halben Krug aus, so will's der Brauch“, sagte der Feldwebel. „Und nun dächte ich, wir sängen ein Lied“, rief der Leipziger Korporal, als Heinrich die halbleerte Zinnkanne wieder niedergesetzt hatte. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben so manicher Soldat“, das ist mein Leib- und Lieblingslied. Als wir bei Jena zum ersten Male unter General Bevilacqua ins Feuer marschierten, haben wir es unter dem französischen Kugelregen gesungen.“ „Sprich nicht von Jena, Kamerad“, knurrte ein alter Reiterkorporal. „Straf' mich Gott, mir wendet sich das Herz um, wenn ich dran denke, wie wir dort geopfert wurden. Wir hielten unter Cerrini und Holzendorff die Gehölze von Klosewitz und Zwägen besetzt und haben dort wie die Teufel gefochten, aber der Hohenlohe ließ uns im Stich, und später machte Büchel einen dummen Streich nach dem andern. Und als wir die unverschuldeten Prügel weg hatten und Bonaparte an die Gefangenen, unter denen auch ich mich befand, eine Rede hielt, da war alles zu Ende, und wir gingen wieder nach Hause.“ „Es war ein heißer Tag, der 14. Oktober“, rief der Benarhte, indem er den geleerten Krug zu neuer Füllung hinreichte und den Bierschaum aus dem zottigen Schnauzbarte strich. „Wir waren unter Beschwitz auf dem rechten Flügel vollständig abgeschnitten; da standen wir nun auf der Schnecke, einer steilen Höhe, und warteten, bis die Franzosen unter Angereau herankamen. Aber alle Donnerwetter, unsere Artillerie pfefferte, daß die Stücke umherflogen, und wir gaben Salve auf Salve. Endlich kam die französische Kavallerie, und als wir Karrees bilden wollten, fielen uns Reiter und Infanterie gleichzeitig im Rücken an, daß wir aus dem Leime gingen. Vermischt mit Husaren und Dragonern schlugen sich die Trümmer meines Regiments, es waren nur wenig Leute übriggeblieben, nach Wingendorf und von dort nach Erfurt durch, wo ich Zeit fand, den Denktettel eines französischen Husaren, den er mir über das Gesicht versetzte, verbinden zu lassen.“ „Siehst du, mein Bursch, das sind mannhafte Taten“, wendete sich der Leipziger Korporal an Heinrich. „Nur der Soldat ist der rechte Mann, denn Mut und Tapferkeit sind seine Haupteigenschaften, und keinen Herrn erkennt er über sich, als den König und seine Vorgesetzten.“ „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“, begann jetzt aus rauhen Kehlen der Chorgesang. Der Leipziger Unteroffizier schlug mit der Faust den Takt dazu, daß Krüge und Gläser zitterten.

„Ein prächtiges Lied, das einem auf die Seele fällt wie Milch und Honigtau“, rief der Korporal, nachdem er mit einem Triller den Gesang beschlossen hatte. „Hurra, austrinken!“ brüllte der Benarhte. „Schreiber, geht dir denn das Herz nicht auf bei solch schönem Liede? Trink aus, wie es einem reputierlichen Kerl zukommt! Kriegt du keine

Sehnsucht nach einem lustigen Soldatentode? Komm her, stoß an, bibo, bibsi, bibsum, bibsere, wie wir auf der Thomasschule zu Leipzig in Quinta saßen, das heißt nämlich: Wer das Glas nicht aussäuft, ist ein verdammter Halunke!“ Heinrich ergriff den Krug und leerte ihn bis zur Reige. Das lustige Treiben der Soldaten begann ihm zu behagen, und die immer freundschaftlichere und brüderlichere Behandlung der im Schlachtendonner bewährten Krieger schmeichelte ihm. Plötzlich legte der Leipziger vertraulich den Arm um seine Schulter und sagte: „Bruder Schreiber, Er wäre ganz der Kerl dazu, um als Soldat sein Glück zu machen. Zieh Er des Königs Rock an, und ich wette, in weniger als einem Jahr wird Er mir's danken.“ „Ich habe eine Muhme, der ich will's Gott, ein Versorger werden muß“, antwortete Heinrich. „Die alte Frau kann Er auch als Soldat unterstützen“, bemerkte der Korporal. „Ein einziger glücklicher Beutezug kann Ihn zum reichen Manne machen, und übrigens bleibt auch ein Kerl von seinen Manieren und Kenntnissen nicht lange Gemeiner. Es lebe der König und seine tapfere Armee! Alle aufgestanden bei solchem Trinkspruch! Bruder Schreiber, setze Er als guter Sachse und ehrbarer Kamerad meine Feldmütze auf, das ist eine Ehre, die Er zu würdigen wissen wird. Ein Hundsfott, wer nicht Bescheid tut!“ Heinrich drückte die dargereichte Feldmütze des Korporals auf sein dunkles Lockenhaar und trank den Krug aus. Es herrschte dabei eine Totenstille. Die geleerten Krüge und Kannen wurden auf den Tisch gestampft. „Gut gemacht, Rekrut! Das war wie ein vernünftiger Kerl gehandelt!“ rief laut lachend der Leipziger Korporal, dem betroffenen Jüngling die Feldmütze vom Kopfe reißend. „Mit Speck fängt man Mäuse! Hier, Freund, nimm diese drei Zwanziger auf Abschlag als Handgeld; du hast die Ehre, von diesem Augenblick an dem hochlöblichen Regiment von Bünau anzugehören.“

„Rekrut? Handgeld?“ stammelte plötzlich ernüchert Heinrich. „Es ist nicht anders, mein Sohn“, bestätigte der benarbte Feldwebel. „Du hast mit des Königs Kokarde und Feldzeichen auf dem Kopfe Seiner Majestät des Kriegsherrn Gesundheit getrunken und bist dadurch dem Militärgesetz verfallen. Jetzt hilft kein Gewinsel mehr, du bist Soldat von Gottes und Rechts wegen. Ich denke indessen, den Rock seines Königs und Landesvaters zu tragen, ist eine Ehre, die niemand bezweifeln wird. Herr Wirt, mache Er die Zeche!“ Heinrich stand da, seine Augen blitzten in Unmut. „Man hat mich betrogen“, sagte er „mein Wort drauf, ich werde nicht im Regiment von Bünau dienen, wo ich Sie, Korporal, den ich für einen falschen Schelm halte, täglich sehen mußte.“ Ein Faustschlag des Korporals in Heinrichs Antlitz war die Antwort, aber in demselben Augenblicke traf den Soldaten die Hand des Jünglings, daß er taumelnd zurückfiel.



„Recht so, mein Junge, halte dich, wir helfen dir!“ ertönte plötzlich aus dem Winkel des Zimmers eine donnernde Stimme. Und aus dem Tabaksqualm, der das ganze Zimmer in dichten Nebel hüllte, drangen die kernigen Gestalten einiger Schiffer heran. „Wer wagt es, des Königs Militärgesetzen zu widersprechen?“ rief der Feldwebel, die Hand an den Griff seines Degens legend. „Ihr seid Werber, weshalb habt ihr das dem Burschen nicht gesagt, sondern ihn durch Hinterlist ins Netz gelockt?“ entgegnete der Schiffer. „Will uns ein solcher Bomätscher Mores lehren?“ brüllte der Leipziger. „Zurück, Kerls, oder ihr sollt eure Gliedmaßen stückweise nach Hause tragen!“ „Wir fürchten uns nicht, haben auch im Soldatenrocke gesteckt“, entgegnete einer der Schiffer. „Ich bin der Joseph Weber und habe zwölf Jahre bei den Pontonieren gedient und meinen ehrlichen Abschied erhalten. Und der dort heißt Eichhorn, und hier steht Gelbhaar. Alles alte Pontoniere. Soll's darauf ankommen, oder wollen Sie den überlisteten Burschen laufen lassen?“ Die Soldaten waren aufgesprungen, der Korporal zog eine kurze Peine aus der Tasche und traf Anstalt, dem Rekruten die Hände zu binden. „Ihr wollt mich binden wie einen Verbrecher?“ rief glühend vor Zorn und Aufregung der Jüngling. „Ehe dies geschieht, lasse ich mich in Stücke hauen.“ „Reiß aus! Wir halten dir freien Rücken!“ raunte einer der Schiffer dem Rekruten zu, und dabei ergriff er ihn am Arme und zog ihn nach der Tür. Dies war das Signal zum Angriff. Die Unteroffiziere wollten ihre Beute nicht im Stiche lassen und stürzten wütend über die Schiffer her. Die übrigen Gäste nahmen für diese oder jene Partei. Die Soldaten, die blankgezogen hatten, behielten jedoch bald die Oberhand. Ihre Gegner, obgleich sie sich tapfer wehrten, wurden zur Türe hinaus und nach dem Elbuser hinabgedrängt und in dem Gewühle Heinrich mit fortgerissen. Der Lärm nahm immer größeren Umfang an. Hier und da öffneten sich Häuser und eilten deren Bewohner herbei. Die Schiffer erlitten eine völlige Niederlage und flüchteten nach ihren Rähnen.

„Hat sich dein Troß gelegt, mein Püppchen?“ wandte sich jetzt der Korporal höhrend an Heinrich. Der war bei dem Kampfe ganz teilnahmslos geblieben und hatte nicht einmal einen Fluchtversuch gewagt. „Sie haben ein Recht an meiner Person, nicht aber mich zu mißhandeln“, versetzte der Jüngling. „Hüten Sie sich, ich bin zum äußersten entschlossen!“ „Du hast nur zu gehorchen, Kerl!“ schäumte außer sich vor Wut der Werber. „Hände her! Du wirst gebunden, und morgen will ich weiter mit dir abrechnen.“ Einige Kameraden des Korporals waren hinzugetreten und hielten den Jüngling mit kräftiger Hand, während der Korporal wieder die Peine zum Vorschein brachte. Ratlos schaute Heinrich um sich, nirgends sah er Hilfe. Da fiel sein Blick auf einen dunklen Gegenstand, der sich unfern des Ufers auf dem Wasser

wiegte; es war das pirnaische Marktschiff. Und seine ganze ungeschwächte Jugendkraft zusammennehmend, versetzte er dem Korporal einen Tritt und hieb so wütend um sich, daß er den Händen der Werber ent schlüpfte. Sich frei fühlend, flog er mit Windeseile nach dem Ufer und stürzte sich in die über ihm zusammenschlagende Flut.

Die Unteroffiziere waren ihm nachgelaufen und sahen mit Schrecken des Jünglings verzweifelte Tat. Vergeblich forschten sie nach des Deserteurs auftauchender Gestalt — er blieb verschwunden. „Der ist zum Teufel! — Gott habe ihn selig!“ brummte der Benarbte. „Straf mich Gott, Korporal, dieser Vogel hätte dir bei deinem Obersten sicherlich eine besondere Gratifikation eingebracht. Schade um den hübschen Kerl! Aber auf diesen Schreck, dünkte ich, tränken wir noch einen tüchtigen Schnaps.“ Der Vorschlag fand Beifall, und die Unteroffiziere kehrten nach dem verlassenen Wirtshause zurück, fluchend und lachend, wie Jäger, die ein boshafter Zufall um ihre Beute gebracht hat.

Napoleons letzte Lache.

Napoleon I. befolgte den von seinem Neffen später ausgesprochenen Grundsatz, daß man, um sich auf Frankreichs Thron zu erhalten, aller drei Jahre Krieg führen müsse. Darum beschloß er im Jahre 1812 Rußland zu bekämpfen und veranstaltete in dieser Absicht einen Fürstentkongreß zu Dresden um die Pfingstzeit des gedachten Jahres.

Auf diesem Kongreß war es auch, wo Napoleon, vielleicht zum letzten Male in seinem Leben, so recht aus Herzensgrund gelacht hat, wovon eine höchst untergeordnete Person im Königschlosse die Ursache war. Da der Kongreß von fast allen deutschen Fürsten beschickt worden war, so gab es der hohen Gäste so viele im Königschlosse, daß die damals noch sehr zahlreiche Dienerschaft in demselben kaum ausreichte und daher Hofbeamte zu Diensten verwendet wurden, die man zu ganz anderen Obliegenheiten besoldete. So hatte z. B. der Hoftrompeter B., ein Riese, der einen breiten Rücken für drei und einen Dickbauch für fünf Männer besaß, das Amt eines Türstehers vor der Zimmerreihe Napoleons zugeteilt bekommen. Als nun derselbe eines Tages aus der Fürstenversammlung, in der er den Bann über Rußland ausgesprochen hatte, in seine Wohnung zurückkehrte, riß B. bei dem Geräusch der nahenden Sporenschritte des Kaisers die Flügeltüre weit auf und blieb dann in tiefster Unterwürfigkeit neben derselben stehen.

Des Hoftrompeters Verbeugung vor dem Welkenstürmer war so überaus tief, daß Napoleon von einem mit einer schwefelgelben Hoflivree bekleideten Menschenkörper weiter nichts vor sich erblickte, als eine horizontale, einem blühenden Rübsenfelde ähnelnde Fläche, auf deren vorderem Ende ein schwarzseidener Haarbeutel nur mühsam seine Lage

behauptete. Und an der einen Seite dieses gelben Elefantenrückens, und zwar zwischen demselben und dem dicht angeklebten Arme, erhob sich hoch ein großer, dicker Silberknopf mit einem gelbbraunen spanischen Rohre, ähnlich der vergoldeten Spitze eines Blitzableiters. Bei dem Anblick dieses kopflosen Ungeheuers wurzelten des Eroberers dröhnende Schritte fest. Seine Arme legten sich in der oft abgebildeten Weise in- und untereinander, und die Lüste erbebten unter einem donnernden, dreimal sich wiederholenden: „Ha! ha! ha!“ Hierauf verschwand der Kaiser in seinen Zimmern, und der dicke Hoftrumpeter, sich glücklich preisend, dem Mächtigsten der Erde ein Lachen entlockt zu haben, richtete sich wieder auf wie ein Segelschiff, dessen Masten der Sturm bis auf die Wogenspitzen niedergebeugt hat.

Der dicke Hoftrumpeter ruht längst in seinem Grabe, auf dessen Denkstein man füglich die Inschrift setzen könnte: „Hier ruht Napoleons letzte Lache.“ Denn da dem gefällten Beschlusse, Rußland zu bekriegen und zu demütigen, die baldige Ausführung nachfolgte, so bekam Napoleon weder in dem eisigen Rußland, noch nach der Leipziger Schlacht, noch auf Elba und Helena jemals wieder Ursache zu einer herzlichen Lache.

Der Auszug der Großen Armee und ihre Rückkehr.

Der Sommer 1812 sah Napoleons Macht auf ihrem höchsten Gipfel entfaltet. Mehr als eine halbe Million trefflich ausgerüsteter Krieger trat ihren Weg nach dem weit entfernten Rußland an. Noch sehe ich im Geiste die endlosen, glanzvoll ausgestatteten Scharen von Kürassieren, Ulanen, Huzaren, Dragonern, berittenen Jägern und Gendarmen über Dresdens Brücke wallen, sehe ihre gold- und silberblinkenden Helme mit den wehenden Pferdeschweifen, ihre prachtvollen, zum Teil versilberten und vergoldeten Doppelnürasse, ihre feinen, bunten Uniformen, ihre blitzenden Säbel, ihre Piken, ihren ungeheuren Artilleriepark, das dichte Gewimmel der Infanterieregimenter mit ihren voranschreitenden Musikhören und langbärtigen Zimmerleuten, welche, die ganze Breite der Brücke, sowie der Straßen einnehmend, mit lustig klingendem Spiele ihrem schmählichen Untergange entgegenzogen. Am vorteilhaftesten zeichneten sich unter der ganzen Menge die holländischen Garden durch die Schönheit ihrer Gestalten und die Feinheit ihrer weißen Uniformen aus. Es gab unter ihnen, namentlich unter ihren Offizieren, Männer von einer solchen Schönheit, wie ich sie seitdem nicht wieder gesehen habe. Von ihnen allen habe ich nicht einen einzigen zurückkehren sehen.

Bald genug verkündeten französische Bulletins¹ in gewohnter, pomp-hafter Weise die Siege der Großen Armee über die russische, die nirgends

1 Bekanntmachungen.

stand hielt und ihren Feinden die reichsten Magazine oft ohne Schwertstreich in die Hände fallen ließ. Smolensk war erstürmt, die blutige Schlacht bei Borodino gewonnen, Moskau ohne Schwertstreich besetzt worden. Heller denn je erglänzte Napoleons Siegesstern und unser Dresden zugleich wegen Moskaus Einnahme in einer unbefohlenen Illumination. Es war schon ziemlich kalt bei der vorgerückten Jahreszeit, als wir die Lichtpyramiden vor der Hauptwache in unserer Neustadt betrachteten und in unseren Herzen alle Hoffnung auf die heißersehnte Befreiung von dem französischen Joch aufgaben. Dasselbe war uns, je länger, desto drückender geworden. Wir Deutsche sahen die Scheiterhaufen lodern, deren Flammen die von ihren Inhabern längst bezahlten englischen Warenballen verzehrten, welche jenen von bewaffneten französischen Räubern gewaltsam und ohne alle Entschädigung entrißen worden waren. Wie schade war's um die Massen von Nanking, Manchester, Samt und anderen Stoffen, die nutzlos dem Feuer anheimfielen! Was der Gewalt der Flammen Widerstand leistete: die herrlichen Stahlwaren englischen Ursprungs und andere ähnliche Erzeugnisse, zerschlugen die Räuber in nutzlose Trümmer. Nicht den Engländern fügte man durch dieses mehr als kindische Gebaren einen Schaden zu, sondern den deutschen Kaufleuten, die, als Frankreich noch nicht mit England in Feindschaft lebte, für ihr teures Geld jene der Vernichtung geweihten Waren erhandelt hatten.

Der Winter 1812 trat zeitig und mit wachsender Strenge ein. Es klang wundersam und wie Musik, wenn die Wagenräder über den lautsingenden Schnee dahinfuhren. An diesem, jeden Morgen lauter tönenden Klingen konnte man die gesteigerte Kälte erraten. Noch ahnte man im Volke nichts von dem Untergange der großen französischen Armee, deren Schicksal dem des ägyptischen Königs Pharao nur mit dem Unterschiede ähnelte, daß dieser plötzlich von den Fluten des Roten Meeres verschlungen, jene dagegen durch leise herniederfallende Schneeflocken und erkaltete Luft umgekommen war.

Plötzlich durchlief eines Morgens die staunenerregende Kunde unsere Stadt, daß Napoleon in der verwichenen Nacht in Dresden angelangt und nach einer kurzen Unterredung mit unserm Könige sogleich weiter nach Paris geeilt sei. Bald aber langten schlimmere Nachrichten an, die man sich erst nur heimlich in die Ohren zu flüstern wagte aus Furcht vor dem französischen Spionneze, das Napoleon über fast ganz Europa gezogen hatte. Nach und nach jedoch ward man beherzter, je niederschlagender und kläglicher die Neuigkeiten für die Franzosen lauteten. Man erzählte sich offen, wie die unüberwindliche Große Armee zwar nicht durch die Russen, wohl aber durch die Kälte und den Mangel zum Rückzuge gezwungen worden sei; wie zuerst die Pferde zu vielen Tausenden erfroren und ihnen dann die Menschen in gleicher Weise nach-

gefolgt wären; wie zuletzt die allein noch berittenen Offiziere, Generäle und Marschälle ein heiliges Bataillon gebildet und den Kaiser schützend umgeben hätten, bis endlich Napoleon seine Armeeüberreste verlassen hätte und nach Paris zurückgeflücht wäre, um eine neue Armee aus der Erde hervorzustampfen. Nun begannen der Spott, die Schadenfreude, der Haß und der lange zurückgehaltene Grimm gegen die Fremdherrschaft ihr feiges Spiel, indem Zerrbilder über Napoleon, selbst über dessen Marschälle, Armee und deren schauervollen Rückzug, ferner Spottgedichte und aufreizende Schriften auftauchten und die Schaufenster der Buch- und Kunsthändler bedeckten.

Später sahen wir selbst die traurigen Überreste der Großen Armee in dem kläglichsten Zustande zurückkehren. Die so pracht- und glanzvolle Ausrüstung war verschwunden und hatte einem nackten Elende Platz gemacht, das nun einen um so schrofferen Gegensatz zu jener bildete. Die Trümmer der großen französischen Armee zeigten sich unsern Blicken als vereinzelt, langsam daherwankende Gestalten in dem abenteuerlichsten Anpuzze von der Welt, halb Mann, halb Weib: in Frauenröcken und Mannshosen, in Frauen-Umschlagtüchern und durchlöchernten Männermänteln. Anstatt der hohen Bärenmütze des Garderegrenadiers, vor dessen bloßem Anblick schon der Deutsche ehemals zitterte, anstatt des gold- oder silberblinkenden Helms und des Tschakos deckte die geraubte Pelzmütze einer deutschen Bäuerin des Kriegers Haupt, unter welcher ein abgezehrt, faltenreiches, gelbes und schmutzig beräuchertes Totenantlitz mit glanzlosen, tief eingefallenen Augen sichtbar wurde. Dieselben Lippen, die früher den Namen Gottes nur dann ausgesprochen hatten, wenn ihnen der nur zu häufige Fluch: „Sacré nom de Dieu!“² entfuhr, öffneten sich jetzt zu einem zitternd kläglichem: „Miséricorde! Au nom de Dieu, donnez moi quelque chose!“³ Und die Hand, die sonst die Speisen und den Gerstenjaft ihrer deutschen Wirte durch die Fenster auf die Straße geworfen und die Geber derselben noch obendrein gemißhandelt hatte, streckte sich nunmehr aus, um dankbar eine kleine Gabe in Empfang zu nehmen.

Napoleon auf der Flucht 1812.

In der Nacht vom 13. zum 14. Dezember langte ganz unverhofft der Kaiser, von der Großen Armee kommend, in einem einfachen Bauernschlitten hier an, nur begleitet von dem Oberstallmeister Caulincourt, einem polnischen Adjutanten, dem Leibmamelucken, einem französischen Gendarmen und zwei Soldaten, die ebenfalls in einem ganz

² Gottverdammte!

³ Erbarmen! Um Gottes willen, schenken Sie mir irgendeine Kleinigkeit!

gewöhnlichen Korbbauernschlitten beisammensaßen. Der Kaiser stieg beim französischen Gesandten Serra ab, nachdem jedoch zuvor der Postillon auf die Moritzstraße gefahren war, wo der Gesandte früher gewohnt hatte. Hier klingelte man an der Wohnung eines Arztes. Dieser öffnete, den Ruf zu einem Patienten voraussetzend, mit Schlafrock und Nachtmütze angetan, das Fenster. Als man ihn aber nach der französischen Gesandtschaft fragte, die sich damals Kreuzstraße Nr. 15 befand, rief er unwirsch hinunter: „Bei 25 Grad Kälte zeigt man niemandem in der Nacht den Weg!“

Sogleich wurde der König von Sachsen, den der Kaiser zu sprechen wünschte, von der Ankunft Napoleons benachrichtigt und ließ sich auch sofort in einer gewöhnlichen Schloßchaise, was noch nie geschehen war, zum Kaiser tragen. Nach einer geheimen Unterhaltung mit ihm begab sich der Kaiser einige Stunden zur Ruhe und reiste am nächsten Morgen, mit frischer Wäsche und Kleidung und von neuem mit Geld versehen, in einem königlichen Wagen, den man auf Rufen gestellt hatte, über Meissen nach Frankreich weiter. Der Kaiser nahm nur zwei Korporale der Leibkürassiergarde als Begleitung mit, denn seine übrigen Begleiter, von der ausgestandenen Kälte krank, mußten hier bleiben.

Die Russen rücken in Dresden ein.

Der „Gottesseggen“ war ein hohes Haus, außer dem Erdgeschoß noch vier Etagen übereinander; dann folgte erst der Dachboden, an dem alle Mietsleute ihren Anteil und Verschluß hatten. Hier oben war eine romantische Welt, ein Labyrinth von dunklen, winkligen Gängen, Verschlägen und Kumpelkammern, voll alten, weggesetzten Hausrates und voll Reiz für Kinder. Überdem erfreute man sich aus den Dachluken einer weiten Aussicht auf die Meißner Gegend, wie auch nach Norden über das Schwarze Tor hinaus bis auf die waldigen Höhen der Radeberger Heide.

Indem mein Bruder und ich nun eines Morgens hier unser Wesen hatten, fiel es uns ein, doch einmal auszuschaun, ob die Russen noch nicht kämen. Wir blickten angestrengt und lange in die Ferne und wollten eben die Köpfe wieder einziehen — da! — nein, es war keine Täuschung, da zeigten sie sich wirklich! Am Saum des fernen Rieserwaldes, wo dieser an eine öde Sandfläche grenzte, die sich bis zur Stadt heranzog, war plötzlich ein neuer Gegenstand erschienen, ein dunkles Etwas, das sich lebhaft hin und her bewegte. Dann waren es zwei und immer mehrere. Bald schwärmte es wie ein Mückenschwarm der Stadt zu.

Die Russen! die Russen! frohlockten wir, und fort ging's mit Sturmes-eile, den Eltern das entzückende Ereignis zu verkünden. Mein Bruder

krallte sich fest an meine Jacke, schreiend, er wolle es auch mit sagen, denn er habe es zuerst gesehen, was auch nahe an die Wahrheit streifte. So wirbelten wir gekoppelt und doppelt die Treppe hinunter und drangen atemlos in das Arbeitszimmer des Vaters, der empört über unser Ungestüm den Malstoch hob und uns die Flegellei vermies. Da er aber den Grund unserer Aufregung erfuhr, eilte er, die Arbeit vergessend, mit uns auf den Boden und blickte mit seinen scharfen Augen in die Ferne. Wir hatten recht gesehen; es waren Kosaken, die lustig auf dem Sande schwärmten und sich der Festung immer fecker nahten.

Ob wir hier Zeugen des ersten Schusses wurden, der aus der Stadt fiel, oder ob meine Phantasie die Erzählung anderer zum eigenen Erlebnis umgeprägt, kann ich nicht sagen; doch glaube ich gesehen zu haben, wie einer der Kosaken, nahe an die Palisaden heranreitend, auf den Knall einer Flinte taumelte und dann tot vom Pferde fiel, das ruhig neben ihm stehen blieb. Plötzlich aber war er wieder lebendig, sprang in den Sattel, schwenkte seine Mütze gegen seine Mörder und jagte dann zurück zu seinen Kameraden.

An demselben Morgen sahen wir aus unsern Fenstern, wie zwei schlanke, hechtblaue Sachsenleutnants einen kleinen, stämmigen Kosakenoffizier mit verbundenen Augen vorbeiführten. „Sie haben ihm ins Gesicht geschossen,“ sagte mein Bruder ruhig, „und ihn dann gefangen.“ Aber der Vater belehrte uns, daß das ein Parlamentär¹ sei, den man zum Kommandanten führe. Ich sah den kleinen, straffen Parlamentär mit so lebhaftem Interesse an, daß er mir mit seinen festen, kurzen Schritten, seinem breiten Nacken und der stolzen Haltung seines verbundenen Kopfes noch heute ganz lebendig vor den Augen steht. Nach einigen Stunden verbreitete sich die sehr willkommene Nachricht, daß die Neustadt am folgenden Morgen übergeben werden sollte.

Nächsten Tags in aller Frühe zog denn auch die sächsische Besatzung ab, während sich unsere Neustädter Honoratioren am Schwarzen Tor versammelten, um die Kosaken zu empfangen. Diese, geführt vom Obristen Brendel, etwa 800 Mann stark, zogen in guter Ordnung ein und machten unweit des Tores auf dem damals noch freien Plage zwischen Kirche und Kaserne Halt. Auch mein Vater war mit uns Knaben hingegangen. „Das sind deine Landsleute“, sagte er mir, in welcher Bezeichnung für mich eine Aufforderung zu ungemessener Zärtlichkeit lag. Gern hätte ich wenigstens einigen die Hand gedrückt, da ich's nicht allen konnte, wenn mein Vater mich nicht an der seinigen festgehalten und die strenge Haltung dieser wilden Krieger mir nicht einiges Bedenken eingelöst hätte.

¹ Unterhändler wegen Übergabe der Festung.

Inzwischen dauerte die anfängliche militärische Erstarrung des jovialen Kosakenvölkchens nicht allzulange. Was irgend Beine hatte in der Neustadt, war nach dem Tore geeilt, und von allen Seiten drängten die Bürger mit freudigem Zuruf auf ihre Befreier ein. Diese Russen waren als Feinde der Franzosen teure Freunde und Gesinnungsgenossen, sie wurden wie Brüder empfangen, und enthusiastisches Jauchzen erfüllte den Platz. Der Branntwein strömte, jeder hatte ihn mitgebracht, und jeder wollte der erste sein, den langersehnten Barbaren den Hals damit zu füllen. Halb zog man sie, halb sanken sie im Freudentaumel aus den Sätteln. Man umarmte, man küßte sich und sprach in Zungen, bis die Quartierbillets verteilt waren und die glücklichen Wirthe mit ihren Mannschaften abzogen. Es war ein Funke der weltgeschichtlichen Begeisterung einer großen Zeit, der in die Herzen des Dresdner Volkes gefallen war.

Meinen Eltern ward ein Offizier zugeteilt, mit dessen Burschen wir Kinder, wie mit den übrigen Kosaken im Hause, bald gute Freundschaft machten. Unsere gegenseitige laute und ununterbrochene Konversation² war zwar sehr überflüssig, da wir uns nicht verstanden, doch gab es andere Mittel sich zu befreunden, und Thaten sind mehr wert als Worte. Wir schleppten unseren Freunden Lebensmittel zu, schenkten ihnen unsere ersparten Kupfermünzen und gingen ihnen zur Hand, so gut wir es vermochten. Sie dagegen schnitzten uns hölzerne Lanzen und Säbel, zeigten uns ihre Waffen, unter denen uns besonders ihre langen, in diversen Türkenkriegen erbeuteten und zum Teil sehr reich mit Silber eingeleigten Pistolen wohlgefielen, und ließen uns auf ihren kleinen Pferden reiten.

Diese Kosaken aus den Freiheitskriegen waren gutartige, kindliche Burschen, zwar etwas diebisch und sehr versoffen, wie unser Hauswirt finden wollte, aber doch dabei recht fromm. Als einer von ihnen mit einer Meldung an seinen Offizier zu uns ins Zimmer trat und das große Marienbild erblickte, bekreuzigte er sich sogleich und blieb mit aufgerissenem Munde wie angenagelt an der Thür stehen, keinen Blick von jenem Heiligtum verwendend. Der Offizier ersuchte meine Eltern in französischer Sprache, dem armen Kerl, der noch nie in seinem Leben ein so schönes Bild gesehen, zu gestatten, daß er näher hinzutrete, und meine Mutter, in aller Eile die Trümmer ihres halbvergeffenen Russisch zusammenraffend, lud ihn nun selbst in seiner eigenen Sprache dazu ein. Da überwog fürs erste die freudigste Überraschung jede andere Empfindung, die heimischen Laute entzückten den Weithergekommenen, er krümmte und schmiegte sich mit lauten Exclamationen³ vor meiner Mutter bis zur Erde, küßte und streichelte den Saum ihres Kleides und suchte auf alle Weise seine Freude zu bekunden. Dann wieder betrachtete

² Unterhaltung.

³ Ausrufe.

er das Bild mit größter Bewunderung und erbat sich schließlich die Erlaubnis, auch einige Kameraden herzuführen. So dauerte es denn nicht lange, daß ein ganzer Haufe von Kosaken mit ihren Schlepssäbeln die Treppe hinaufrasteten. Sie nahen sich dem Bilde aufs ehrerbietigste, warfen sich auf die Knie, betkreuzten sich und verrichteten ihre Andacht wie in der Kirche. Dann besprachen sie sich leise über das Wunderwert, vor dem sie standen, und zogen sich dankend mit vielen Verbeugungen wieder zurück. Dasselbe wiederholte sich an demselben Tage noch öfter.

Die Kosaken waren ein frisches, fröhliches Völkchen, voll Gesang und guter Laune und, wie gesagt, bisweilen auch voll Branntwein. Nüchtern aber oder trunken gingen sie doch immer ihrem Feinde keck zu Leibe, und täglich erzählte man sich von der unerschrockenen Gewandtheit, mit der sie ihre Streiche auszuführen wußten. Auf ihren unermüdblichen Pferden schwammen sie über den Strom, erschienen plötzlich im Rücken der Franzosen, die sie unablässig neckten und erschreckten und ihnen Abbruch taten, wo sie konnten. Bei Nacht gelang es ihnen sogar, zahlreiche am anderen Ufer versteckte Rähne wegzunehmen und nach der Neustadt überzuführen.

Auch geschah es, daß wir etwa in der zweiten Nacht nach Brendels Ankunft durch starken Trommelwirbel und ein schwerfälliges Gerassel aus dem Schlafe aufgestört wurden. Jedermann dachte an den Einmarsch eines Armeekorps mit zahlreicher Artillerie, und man war daher nicht wenig erstaunt, am nächsten Morgen die Straßen leer und alles beim alten zu finden. Der ganze Spektakel war nichts anderes gewesen als ein Gespenst, das Brendel heraufbeschworen, um die Franzosen aus der Altstadt wegzuschrecken. Er hatte nämlich aus den benachbarten kleinen Städten und Ortschaften die sämtlichen Trommler der Schützen-gesellschaften zusammentreiben und durch die Straßen der Neustadt wirbeln lassen. Hinter ihnen fuhren mit Steinen schwerbeladene Leiterwagen. Die Franzosen aber hatten richtig Schein mit Sein verwechselt, sie waren abgezogen, und Brendel schwamm mit seinen Kosaken durch den Strom, sie zu verfolgen.

Russische Osterfeier in Dresden 1813.

Im April sahen die Dresdner das russische Osterfest feiern. Schon am Vorabende donnerten bei einbrechender Dämmerung 100 Kanonenschüsse aus den auf beiden Ufern der Elbe aufgestellten Geschützen, um das heilige Fest anzukündigen. Um 11 Uhr des Nachts wurde das über dem Eingange der russischen Kirche auf dem Brühl'schen Garten befindliche große Kreuz illuminiert, und um 12 Uhr war großer, feierlicher Gottesdienst, wobei ein Umgang außerhalb der Kirche nach russischer

Sitte gehalten wurde und der Gruß ertönte „Kristos wostres“,¹ worauf das Volk dem Geistlichen antwortete „Istinnoe wostres.“² Die Kreuzschüler sangen eine russische Hymne, während ein Paschakuchen, in Milch eingemacht und in Stücke geschnitten, zum Brudermahle unter die Anwesenden verteilt wurde. Der Kaiser selbst folgte der heimischen Sitte, und als er mit seinem Gefolge der festlichen Ostermesse beigewohnt hatte, erwiderte er allen anwesenden Offizieren nach hergebrachter Weise den frommen Gruß.

Am Ostermorgen erschienen die Truppen, besonders die Kosaken, die an heimatlichen Religionsgebräuchen sehr fromm hingen, reinlich angezogen und stattlich gekleidet. Überall in den Straßen näherte sich ein jeder freudig dem Waffenbruder und Freunde und gab ihm drei herzliche Küsse, der Vornehme dem Geringen, der zierlich gepuzte Offizier dem alten härtigen Kosaken im Friesmantel, der mit dem glückwünschenden Ostergruß „Christus ist erstanden“ zu ihm trat, worauf dann der Begrüßte freundlich antwortete „Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Dabei tauschten sie die gefausten roten Ostereier aus.

Die Franzosen kommen wieder.

Meine Geschäfte riefen mich den 8. Mai 1813 vormittags um 10 Uhr zu dem Herrn General Stuart, englischem Gesandten beim König von Preußen. Die in der Altstadt befindlichen russischen und preußischen Truppen waren in der größten Bewegung, und es gelang mir nur noch mit vieler Mühe, über die Brücke zu kommen, die von Truppen aller Art und vorzüglich von unabsehbaren Gepäck- und Geschützügen dergestalt eingenommen wurde, daß es mit wirklicher Lebensgefahr verknüpft war, sie unter diesen Umständen zu passieren.

Ich fand besagten Herrn im Begriffe, sich in den Wagen zu setzen, um den Truppen zu folgen. Meine Geschäfte waren in wenig Minuten abgemacht, und ich machte mich auf den Rückweg, um mich wieder nach meiner Wohnung in der Pirnaischen Vorstadt zu verfügen. Wie groß aber war mein Schrecken, als mich die an der Neustädter Hauptwacht befindlichen preußischen Schildwachen zurückwiesen und überhaupt niemanden mehr über die Brücke ließen, über die noch immer russische und preußische Kavallerie in gedrängten Massen defilierte.

Der König von Preußen befand sich noch in der Neustadt und sah die Truppen vorüberziehen. Die Bewohner Dresdens sahen in dieser Bewegung nichts als die Folgen eines militärischen Manövers, und nur ein kleiner Teil ahnte die wichtigen Ereignisse, die wenig Augenblicke nachher sich vor ihren Augen entwickeln sollten. Ich für meinen Teil suchte alles

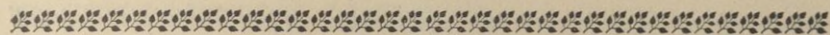
¹ Christ ist erstanden.

² Er ist wahrhaftig auferstanden.

hervor, um den Rückweg über die Brücke zu erzwingen, aber leider vergebens. Eben war ich von dem wachhabenden Offizier aufs neue zurückgewiesen worden, als ich einen preußischen Freiwilligen gewahrte, dessen Bekanntschaft ich in dem Hause eines meiner Freunde gemacht hatte, wo er in Quartier lag. Ich wandte mich sogleich mit der Bitte an ihn, mir ein Mittel in die Hand zu geben, über die Brücke zu kommen; allein er zuckte die Achseln und eröffnete mir, daß dieses wohl nicht mehr möglich sein dürfte, da sie in wenig Minuten, sobald nämlich die letzten Kavalleriedetachements herüber sein würden, abgebrannt werden solle.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für mich, da ich durchaus nicht auf eine Trennung von meiner Familie, die auf der andern Seite der Elbe sich befand, eingerichtet war. In diesem Augenblicke fanden sich mehrere Altstädter, die mit mir in gleicher Lage waren, bei uns ein, und einer von ihnen erzählte, wie er soeben vom Elbufer beim Japanischen Palais herkomme, wo er noch einen kleinen kleinen Kahn entdeckt habe, dessen Besitzer, ein Fischer, es aber um keinen Preis wagen wolle, noch jemanden überzusetzen. Wir vereinigten uns nun alle, um den Preußen zu bitten, mit uns zu gehen, um unserm Anliegen bei dem Fischer mehr Nachdruck zu geben und ihn zu veranlassen, uns überzufahren. Er ließ sich auch nach einigen Bedenken hierzu willig finden und machte sich mit uns auf den Weg zum Elbufer.

Wir fanden den Kahn, und der Fischer ließ sich endlich überreden, uns einzunehmen und vom Ufer abzustößen. Es waren unser in allem acht Personen, worunter zwei Frauenzimmer, deren Angstlichkeit uns viel zu schaffen machte. Raun waren wir in der Mitte der Elbe, als einige Schüsse das Zeichen zum Abbrennen der hölzernen Interimsbrücke gaben. Plötzlich schlängelten sich mehrere Feuerstrahlen um die Stützen derselben, eine große Menge darunter und dazwischen geschichteten Strohs und anderer brennbarer Materialien geriet fast augenblicklich in Brand und loderte in hellen Flammen in die Höhe, und ein dicker Dampf, aus dem stoßweis rote Feuersäulen hervorbrachen, verhüllte diesen Teil der Brücke unserm Auge; es erschienen jedoch noch mehrere Kosaken, die in vollem Galopp über die schon brennenden Balken hinübersprengten. Es war schrecklich anzusehen, wie diese Wagehälse sich tollkühn in die Flammen stürzten, sodann in den schwarzen Dampfwolken verschwanden und nach wenig Sekunden, zum Teil in rauchender Kleidung, auf der andern Seite wieder zum Vorschein kamen, wo sie jauchzend und mit geschwungenen Piken davonjagten. Raun waren diese hinüber, als noch einige Wagen angejagt kamen. Allein nur einem gelang es, glücklich hinüberzukommen, der andere geriet in Brand und mußte, nachdem man die Stränge abgeschnitten und die Pferde gerettet hatte, stehen bleiben. Nunmehr fingen auch die unter den Stützen und Balken der Brücke gelegten Granaten Feuer und zersprangen mit einem furchtbaren Knallen und Prasseln, und



das brennende Gerüst stürzte gänzlich zusammen; mehrere Holzsplinter und Granatenstücke flogen bis nahe an unsern Kahn und setzten uns in keine geringe Furcht. Wir kamen endlich glücklich auf dem Ostra-Holzhoſe an, wo wir uns gänzlich eingeschlossen befanden, da man alle Türen ver- rammelt und kein Loch offen gelassen hatte, und mußten notgedrungen über eine ziemlich hohe hölzerne Gattertüre klettern, was von ſeiten der Damen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war, und nun erſt befanden wir uns auf der Straße, und jeder ſuchte ſeine Wohnung zu erreichen.

Ich eilte mit geflügelten Schritten durch die Stadt, wo ich alles ganz öde und wie ausgeſtorben, die Türen und Fenster der unteren Etagen verſchloſſen und verrammelt und nirgends eine menſchliche Seele antraf. Unweit des Judenteichs fand ich endlich einen preußiſchen Freiwilligen und zwei ruffiſche Offiziere, die ſich wahrſcheinlich verſpätet hatten und mich baten, ihnen den Weg zur Schiffsbrücke zu zeigen. Dies tat ich denn auch, und ſie ſprengten die Lange Gaſſe hinunter, um durch den Ziegelschlag dahin zu gelangen. Ich ſetzte nun meinen Weg längs der Bürgerwieſe fort, als ich plötzlich einen grüngelkleideten Huſaren zum Dohnaiſchen Schlage herein- und auf mich zuſprengen ſah. Ich hielt ihn anfänglich ebenfalls für einen verſpäteten Ruffen oder Preußen, allein als er näher kam, belehrte mich die Kokarde an ſeinem Tſchako, daß es ein Franzoſe ſei. Er fragte mich ſogleich, ob noch Ruffen in der Stadt wären und zwang mich, ohne auf meine Antwort zu warten, mit ihm zu gehen oder vielmehr zu traben. Meine Angſt war ohnegleichen; das Schlimmſte, was ich fürchtete, war, vor dem Schlage ausgeplündert oder wohl gar zuſammengehauen zu werden. Es kam jedoch anders. Kaum hatten wir den Schlag paſſiert, als mich mehrere franzöſiſche Offiziere und Gen- darmen in Empfang nahmen und rechts längs der Mauer des Moſczyn- ſkyſchen Gartens zu einem Haufen Generale und anderer vornehmer Offi- ziere führten, die dort an der Spitze eines Regiments reitender Jäger und einer kleinen Abteilung polniſcher Lanziere hielten und meine Ankuſt zu erwarten ſchienen. Der vornehmſte derſelben ritt auf mich zu, um mich zu examinieren, während die andern einen Kreis um uns ſchloſſen.

Hier iſt das Geſpräch, das ſich zwiſchen dem franzöſiſchen General (es war der Biſekönig von Neapel) und mir entſpann:

D. G.: „Sprechen Sie franzöſiſch? (Ich bejahte es.) Sind Sie ein Ein- wohner der Stadt? (Auch das bejahte ich.) Sind noch Ruffen oder Preußen in der Stadt?“

Ich: „Das kann ich ſo genau nicht ſagen, da ich in der Vorſtadt wohne und von dem, was in der Stadt vorgeht, nichts weiß.“

D. G.: „Wann iſt der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen hier abgereiſt?“

Ich: „Davon weiß ich nichts, da ich mich bei der durch die Durchzüge von Truppen verurſachten Unruhe meiſtenteils innegehalten habe.“

Ich: „Ich kenne kein Dorf dieses Namens, wohl aber den Garten des sächsischen Prinzen Anton, und der ist hier.“

D. G.: „Nein, nein, es liegt dicht an der Elbe, hier“ (indem er es mir auf dem Plane zeigte).

Ich: „Dies ist kein Dorf, sondern nur ein Borwerk und Wirtshaus.“

D. G.: „Dorf oder Wirtshaus, das ist egal; ich will nur wissen, wo es liegt.“

Ich zeigte ihm mit dem Finger die Gegend: „Man kann es aber von hier nicht sehen wegen der dazwischenliegenden Anhöhen.“

D. G.: „Haben die Russen dort nicht einen Brückenkopf und eine Schiffsbrücke angelegt?“

Ich: „Ich glaube ja, doch bin ich nie dorthin gekommen.“

D. G.: „Mein lieber Freund, Sie machen den Geheimnisvollen, aber Sie haben unrecht. Antworten Sie mir fest und bestimmt. Glauben Sie, daß noch Russen in der Stadt stecken?“

Ich: „Das kann ich wirklich nicht mit Gewißheit bestimmen, doch scheinen sie wenigstens die Vorstädte verlassen zu haben.“

Hier erhob sich ein Tirailleurfeuer, vorzüglich von seiten der retirierenden Russen, worauf die Franzosen nur schwach antworteten. Die polnischen Lanziers kamen plötzlich zurück, mußten jedoch wieder vor und wurden durch Chasseurs und Kürassiere verstärkt. Der General sprengte mit seinem Gefolge weiter vor nach dem Kampfschlage zu, und ich mußte mit. Die Russen setzten sich wieder auf einer vor Antons gelegenen Anhöhe fest und unterhielten ein lebhaftes Kleingewehrfeuer. Inzwischen war nun auch französische Infanterie und Geschütz herangekommen und formierte sich, um die Russen von der gedachten Anhöhe zu vertreiben. Ein Kosak und ein preußischer Freiwilliger wurden hier von den französischen Chasseurs gefangen. Während der General den Preußen examinierte und sich die Angriffskolonnen bildeten, hatte das Feuer der Russen gänzlich aufgehört, ihre Infanterie hatte sich unter dem Schutze der herumschwärmenden Kosaken von der Anhöhe weggezogen, und eben, als die Franzosen im Begriff waren vorzurücken, sah man in der Ferne gegen das Elbufer hin eine dicke Rauchwolke aufsteigen. Der General wandte sich schnell zu mir und fragte mich, indem er auf das Feuer wies: „Was brennt da? Was liegt dort für ein Dorf?“

Ich: „Eben das Borwerk Antons, wonach Sie fragten.“

Aus dem schnell emporsteigenden und sich vergrößernden Dampfe, worin man nun auch hochsteigende Flammen unterschied, sowie aus der Richtung der Feuersbrunst schloß ich jedoch, daß nicht das Antonsche Borwerk, sondern die Schiffsbrücke brenne und eröffnete diese Meinung dem Generale, was er aber durchaus nicht glauben wollte, indem es ihm

unwahrscheinlich schien, daß die Russen den diesseit der Brücke gelegenen Brückenkopf, von dessen Dasein er genaue Kunde hatte, sollten verlassen haben.

Während des Hin- und Herredens über diesen Gegenstand erhob sich ein lautes Geschrei von den in gedrängten Haufen nachrückenden Infanterie- und Kavalleriekolonnen „Vive l'empereur!“¹ Und bald sahen wir den Kaiser an der Spitze eines zahlreichen Gefolges in gestrecktem Galopp heransprengen. Der General ritt ihm entgegen und hatte eine fünf Minuten lange Unterredung mit ihm, wobei er oft auf mich zeigte. Es erfolgte endlich ein Wink, mich zu nahen, ich trat heran und sah mich nunmehr dem gefürchteten Manne gegenüber, dessen Blicke fest auf mir hafteten und aus dessen Munde mir endlich die Frage entgegenscholl: „Sind noch Russen und Preußen in der Stadt?“

Ich: „Ich glaube nicht, doch weiß ich es nicht gewiß.“

Der Kaiser: „Aber in Neustadt?“

Ich: „Das kann ich noch weniger sagen, da seit heute früh die Kommunikation² zwischen der Neustadt und Altstadt aufgehoben und die Interimsbrücke abgebrannt ist.“

Der Kaiser (zum General): „Wenn das ist, so haben sie die Stadt geräumt.“

Er wandte sich nicht weiter an mich, und ich trat zurück. Die Truppen rückten immer weiter vor, und bald sah man die brennenden Reste der Schiffsbrücke langsam die Elbe hinabtreiben. In demselben Augenblicke schossen die Russen mit schwerem Geschütz von der andern Seite der Elbe herüber, und zwei ihrer Kugeln schlugen in der Nähe des Kaisers in die Erde. Dies schien ihn zwar nicht eben zu beunruhigen, doch ritt er einige Minuten darauf zurück, vor dem Kampfschlage vorbei und hielt endlich in der Gegend des von Endeschen Gartens.

Kaiser und Kohortenoffizier.

Einmal hat ein Kohortenoffizier den Kaiser um den Orden der Ehrenlegion. Es war ein schon etwas bejahrter Mann, der sich vor 17 Jahren aus dem Militärdienste mit einer kleinen Pension zurückgezogen hatte und der nun nach dem Tode des Kaisers an alle ehemaligen Offiziere von neuem in die Reihen der Bürgerkohorte treten mußte, um Soldaten aus ihnen zu bilden und sie einem zehnmal geübtern und stärkeren Feinde entgegenzuführen. Er war in der Schlacht bei Baugen gefährlich verwundet worden, auch war es ihm geglückt, seine Kohorte zum Stehen zu

1 Es lebe der Kaiser! 2 Verbindung.

bringen, da bekanntlich der größte Teil dieser Kohorten davonlief und durch Dragoner und Kartätschenseuer wieder aufs Feld der Ehre zurückgetrieben werden mußte.

Er hatte dies auch vorzüglich in seiner Bittschrift mit angeführt und überreichte sie dem Kaiser in der gewissen Hoffnung, keine Fehlbitte zu tun. Der Kaiser, der ohnehin schon nicht gut gelaunt war, riß ihm das Papier aus der Hand und las es durch. Sein Gesicht verfinsterte sich immer mehr, und kaum war er bis ans Ende der Seite gekommen, als er dem Bittsteller die Schrift mit folgenden Worten ins Gesicht warf: „Und dieses Gesindel verlangt noch Ordensbänder? — Stricke um den Hals habt ihr verdient, ihr Lumpenhunde! Schert Euch zum Teufel! Euer Anblick skandalisiert mich. Ihr werdet noch meine ganze Armee anstecken, deren Auswurf Ihr seid.“

Als der Offizier ganz erstarrt stehen blieb und bei dieser energischen Anrede seinen Ohren kaum trauen wollte, fuhr der Kaiser wütend auf ihn zu und trieb ihn mit Fußtritten fort, wobei er ihm mit wütender Stimme nachrief: „Aber seht mir diesen impertinenten Kerl an! — Ich glaube, er macht sich über mich lustig. Wirst du dich gleich fortscheren, Spitzbube!“

Der arme Teufel riß aus, weil ihm nichts anderes übrig blieb. Mit welchen Empfindungen er nun wieder zu neuen Schlachten ging, läßt sich leicht denken.

Einquartierung.

(Mit Genehmigung der Verlagshandlung.)

Die Einquartierung hörte nun gar nicht mehr auf. Wir beide hatten nur eine Stube zu unserem Gebrauch, die andere, sowie Kammer und Vorhaus, lagen fast stets voll Soldaten; der Boden war mit Stroh bedeckt, worauf sie schliefen; Gewehre, Montierungsstücke, Kommißbrot, Patronen und wer weiß was alles lag bunt durcheinander. Eine Zeitlang hatten wir dreizehn Mann auf einmal in unserem beschränkten Raum; denn der gutherzige Vater hatte auch die Mannschaft noch zu sich genommen, die zwei über uns wohnenden Witwen zukam. Diese hatten ihre Türen verschlossen und beschworen meinen Vater, die Männer bei sich aufzunehmen und versprachen, ihm in der Verpflegung der Soldaten zu helfen und beizustehen, so gut sie es vermochten; und so geschah es.

Bei all diesen Drangsalen der Zeit, dem gänzlich zerrütteten und zerrissenen Familienleben, der bitteren Geld- und Lebensmittelnot, sah es doch oft lustig genug in der Küche aus. Vater stand am Herd und rührte in einem riesengroßen Topfe Reis- oder Kartoffelbrei; die alten, freundlichen Weiblein spalteten Holz, stießen Pfeffer im Mörser, rieben harte

semeln auf dem Reibeisen, wuschen die Teller, holten Wasser, lachten und schäkerten, während die Soldaten ihre Gewehre auseinandernahmen, putzten, ölten, ihr Riemenzeug in Glanz brachten und dabei durch Pantomimen¹ und Kauderwelschen Gespräche zu führen suchten; denn von uns verstand niemand Französisch und die Soldaten nicht Deutsch. Das war äußerst komisch zu sehen und zu hören.

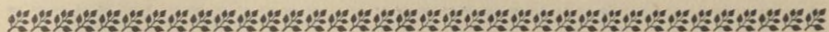
Einstmals wurden von der Schiffsbrücke unten an der Elbe gewaltig große Viehherden die Gasse heraufgetrieben, die von den Truppen aus der Gegend von Bauzen zusammengeraubt waren und zur Verpflegung des Heeres dienen sollten. Das Vieh drängte sich in dichten Massen den Elberg herauf, und die Einquartierung stand in der Haustür und sah der Sache zu. Ein verschmitzter Franzose, er war seines Handwerks ein Metzger gewesen, bespricht sich schnell mit seinen Kameraden, sie locken ein paar schöne Kühe ins Haus, werfen den Torweg zu und bringen die Braune und die Schwarze in den Hof des Hinterhauses. Ehe die Tiere sich durch Brüllen verraten können, wird ihnen durch einen Schlag vor den Kopf der Garau gemacht, die Haut abgezogen, mit großer Behendigkeit kunstgerecht das Fleisch zerschnitten und jedem Soldaten im Hause sein Teil geliefert. Während dieser sehr belebten Szene guckte aus jedem Fenster des Hinterhauses eine Haube oder Zipselmütze, je nachdem Maskulinum oder Femininum² da wohnte, und jedwedes freute sich des herrlichen Fleisches, das in solchen Massen lange Zeit die Küchen nicht beglückt hatte und die ergößlichsten Mahlzeiten in Aussicht stellte. Da wir dreizehn Mann hatten, worunter auch der Metzger, so war unser Anteil ein sehr reichlicher. Ein großes Waschfaß wurde benutzt, noch am späten Abend das viele Fleisch darin einzupökeln, was denn die uns alliierten³ Frauen eifrigst und trefflich besorgten. Ein noch übriger Rest wurde beiseite gelegt, und zuletzt kam noch ein gutmütiger Hesse und brachte ein großes Stück lappiges Fleisch, Haut und viel Knochen und beklagte sich, daß die Franzosen das gute Fleisch unter sich verteilt und ihm, dem Deutschen, wie immer den schlechten Rest übriggelassen hätten. Die anderen Hausbewohner hatten ihren Anteil ebenfalls aufs beste eingepökelt, und spät ging man nach dieser unverhofften Tätigkeit zwar müde, aber mit der lachenden Aussicht auf nahrhafte Tage zu Bett.

Aber „der Verräter schläft nicht“, sagt das Sprichwort. Eine mißgünstige Person, die vielleicht zu kurz bedacht worden war, hatte nichts eiliger zu tun, als die Sache anzuzeigen. So geschah es, daß nach einem holden Traum vom schönen Sonntagsbraten, da alle noch vergnügt beim Kaffee saßen und von den gestrigen Errungenschaften sprachen, die erschreckende Meldung kam: „Sämtliche Hausbewohner haben alsogleich — bei Strafe — das Fleisch an die Behörde abzuliefern.“ Es wahrte nicht

1 Zeichen.

2 Männliches oder weibliches Wesen.

3 Verbündeten.



lange, so sah man einen Trauerzug; mit wehmütiger Gebärde trugen die Weiber ihre Fäßelein mit dem Eingepökelten über die Straße nach dem Militärbureau, um es dort auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und dafür einen gnädigen Verweis in Empfang zu nehmen. Wir allein kamen gut weg dabei; denn Papa hatte als erfindungsreicher Odysseus in Übereinstimmung mit unserer Mannschaft den Ausweg getroffen, den Rest des Fleisches samt der großen Haut- und Knochenmasse unseres guten Hesses abliefern zu lassen, während das gefüllte Waschfaß ruhig im Keller versteckt blieb und uns noch manche gute Mahlzeit lieferte.*

Mitten im Schlachtgetümmel.

Näher und näher kam das Schlachtgetöse. Schon durchbohrten Kugeln unser Ziegeldach. Krachend, wie bei dem wütendsten Sturmwind, fallen diese zerschmettert herab. Wasser zum Löschen hatten wir herbeigetragen, der augenscheinlichsten Feuersgefahr nicht mehr unbewußt. Das Gewehrfeuer schweigt, aber jetzt erhebt sich die fürchterliche Kanonade. Rechts und links schlagen die Kugeln ein. Wir alle flüchten in die Keller. Doch bald wird es lebhaft im Hofe, der Torweg wird verrammelt. Was hat dieses zu bedeuten? „Aufgemacht, oder wir schlagen die Türe ein!“ ertönte es, und wir bebten. Ich machte die Tür auf. Ein Schwall von Schimpfreden empfängt mich, und das Haus wird voll von Slavoniens wilden Kriegern. „Schaffet! Schaffet! Wo ist der Keller mit Wein und Brantwein? Schafft!“ Klirr! Klirr! Ganze Fenster stürzen ein. „Hier müssen wir uns verteidigen! Machtet, daß ihr fortkommt! Keine Rettung mehr für euch!“ So die verworrenen Stimmen. Kisten und Kommoden werden nun gewaltsam erbrochen. „Rettet euch, hier seid ihr nicht mehr sicher!“ rief uns ein Offizier zu.

„So lasset uns fliehen! Kommt herauf, herauf!“ schrie ich in den Keller hinab. „Wir müssen flüchten! Errettet das Leben! Gott wird uns beschützen.“ Bleiche Leichengestalten kamen nun aus dem Dunkel mir entgegen, und mein Arm empfing und umfaßte die Teuren alle. Aber wohin? Vor dem Hause, nach der Gartenseite zu, standen 200 Mann Reserve. Hal Mit wütender Hand machte ich Platz, und selbst die rauhen Krieger ehrten im Weichen diese nun unglückliche Familie. Unter den beinahe veralteten Kastanienbäumen machten wir Halt. Prasselnd stürzten zwar die Äste herab, doch die Angst, die uns versagte Besonnenheit ließen uns dies kaum bemerken. Der Ausruf der Gattin: „Gott, ein Kind fehlt!“ erbebt unser aller Innerstes. Noch einmal durchbrach ich die feindlichen Glieder, ich durchsuchte alle Zimmer, der Pulverdampf von abgeschossenen

* Aus: Ludwig Richters Lebenserinnerungen. Gebd. N 3.—. Leipzig, Hesse & Becker, Verlag.

Gewehren erfüllte schon die Gemächer. Nach langem Suchen, tief im Winkel des Kellers versteckt, fand ich die Kleine. „Vorwärts! Hier können wir nicht bleiben!“ rief ich den Meinen zu, als wir sie glücklich erreicht hatten.

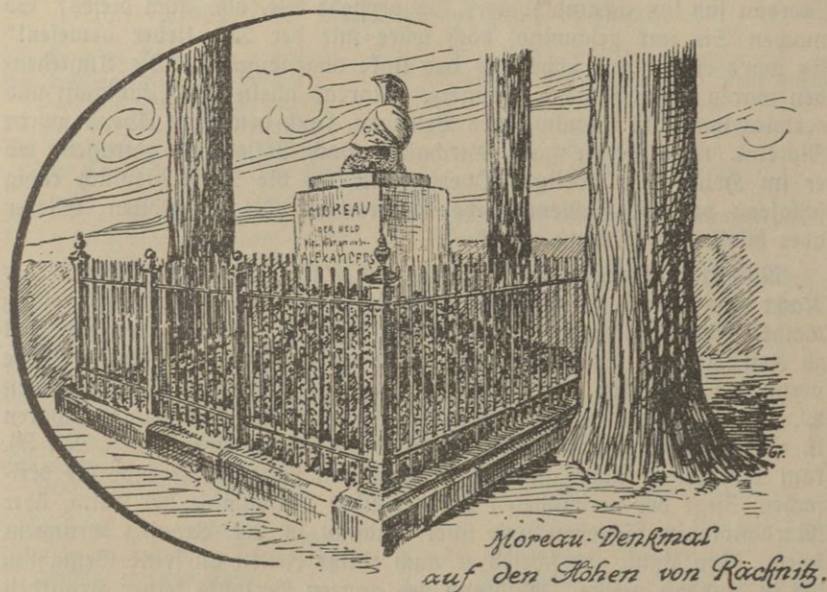
Aber auch die Elemente hatten sich gegen uns verschworen. Regengüsse stürzten über uns Schlechtbekleidete in Strömen herab, und selbst der sonst so seichte Bach verwehrt uns in seinen reißenden Fluten den so sehnlich gewünschten Übergang. Von Baum zu Baum flohen wir. „Gottlob!“ riefen wir aus tiefster Brust, als wir das Gartenpalais erreicht hatten, „dicke Mauern werden uns schützen.“ Doch hoch über uns sausten die Kugeln, sie senkten sich, und das Gebäude erschütterte. „Hinaus, hinaus! Hier kann unsers Bleibens abermal nicht sein.“ Im Geheul und Geschrei der Kinder, in der vermehrten Menge der Flüchtlinge betraten wir die Brücke; aber auch da ward uns der Übergang verwehrt, und nur die menschenfreundlichen Gesinnungen des Offiziers verschafften uns Platz, und glücklich gelangten wir zum jenseitigen Ufer. „Gott mit uns! Er wird weiter helfen!“ tröstete ich mit keuchender Brust. Wir ereilten den Blauenschen Grund; hoch noch über uns flogen die Kugeln, aber des Vaters und der Mutter Arme erstarrten, die Lasten der getragenen Kinder wurden zu Zentnerschwere. Noch mehrmals passierten wir nicht ohne Beben durch feindliche Truppen hindurch, nackend ausgezogene Leichname, verstümmelte Menschen und Pferde lagen zu beiden Seiten, atemlos, keines Schrittes mehr mächtig, erreichten wir die Neumühle.¹ Der gütige Müller nahm in Freundschaft die hilflose Familie auf, und dessen Gattin Liebe und Sorgfalt gab uns nach und nach uns wieder selbst zurück.

Moreaus Verwundung und Tod.

Moreau wendete sein Pferd gegen den Kaiser Alexander, in dessen Nähe einige englische Offiziere und Generaladjutanten hielten. Vor ihnen war ein großer Schmutztümpel, dem man ausweichen wollte, weshalb der Kaiser den General Moreau vorausreiten ließ. Indem dieser aber kaum eine halbe Pferdelänge Vorsprung hatte, zerschmetterte ihm eine, wahrscheinlich die erste aus der neu aufgefahrenen französischen Batterie abgeschossene Kugel das linke Bein am Knie, schlug durch das Pferd, das unter ihm zusammenstürzte, und riß ihm ein Stück von der Wade des rechten Beines nahe unter dem Knie los. Tief stöhnend fiel Moreau in Ohnmacht. Sein Freund, der Oberst Rapatel, nahm ihn in seine Arme. Der Kaiser Alexander eilte zu dem Gefallenen und wendete sich zu dem General Hertel mit den Worten: „Tun Sie, was möglich ist, ihn zu retten!“ Als Moreau zu sich kam, war sein erstes Wort: „Wie

¹ Jetztige Friedrich-August-Mühle.

steht es um den Kaiser?“ Man sagte ihm, daß er in seiner Nähe und untröstlich über seinen Unfall, aber unverletzt sei. „Gott sei dafür gelobt!“ rief Moreau aus. Hierauf sagte er mit ruhiger Fassung zum Oberst Rapatel: „Ich bin verloren, doch Mut, mein Freund, es ist ruhmvoll, zu sterben für einen edlen Zweck und unter den Augen eines solchen Fürsten.“ Dann wendete er sich zu dem Kaiser und sagte: „Sire, Sie haben nichts von mir behalten als den Rumpf, aber das Herz ist noch da, und der Kopf gehört Ihnen.“ Hierauf verlangte er, seinen Schmerz



verbergend, eine Zigarre, die er ruhig zu rauchen anfang. Der Oberstleutnant Belavin erhielt den Auftrag, für Moreau Sorge zu tragen und alles Nötige anzuordnen. Nach Aussagen von Augenzeugen trugen ihn österreichische Grenadiere auf mit Mänteln bedeckten Gewehren in das Haus des Gutsbesizers Pahlisch zu Neu-Pestitz, in dessen Gehöfte von den Russen eine Verbandstube eingerichtet worden war. Hier wurde er soweit verbunden, als es für den Augenblick geschehen konnte, um ihn weiter nach Rößnitz zu transportieren. Als man im Begriffe war, den Verband zu endigen, schlugen zwei Kugeln in das Haus und zertrümmerten eine Ecke des Zimmers, in dem er lag.

Um ihn bequemer als auf den Gewehren zu tragen, wurde sogleich von einem Erntewagen eine Leiter genommen, diese zerschnitten, eine Matratze aus einem auf dem Hofe stehenden Hospitalwagen genommen,

diese auf die Leiter gedeckt, Moreau daraufgelegt, mit einem Bett vom Bauer zugedeckt, sodann nach Nöthnitz getragen und daselbst in das Herrenhaus gebracht. Hier nahm ihm gegen Abend der erste Wundarzt des Kaisers Alexander, Doktor Wylie, das linke Bein, dessen Röhren gänzlich zerschmettert waren, eine Hand breit über dem Knie ab. Hierauf untersuchte der Wundarzt das rechte Bein. Unwillkürlich fuhr dieser zurück, als er die Muskeln, Sehnen und Bänder in der Kniekehle oberhalb und unterhalb zerrissen, jedoch den Knochen unbeschädigt fand. Moreau sah ihn an und sagte: „Ich verstehe Sie, also auch dieses? So machen Sie nur geschwind, doch wäre mir der Tod lieber gewesen!“ Es ward einige Zoll höher als das linke abgenommen. Die Umstehenden waren außer sich vor Schmerz. Moreau allein blieb standhaft und verwies ihnen ihr unmännliches Betragen. Noch denselben Abend wurde Moreau, vom Regen ganz durchnäßt, nach Possendorf getragen, wo er im Hause des dortigen Oberforstmeisters die Nacht ziemlich ruhig schlafend bei nur leichtem Fieber verbrachte. Die abgelösten Glieder aber blieben in Nöthnitz zurück.

Man trug Moreau den 28. früh um 4 Uhr in einem während der Nacht aus einem Wagenkasten gefertigten Tragsessel nach Dippoldiswalde. Bierzig Kroaten waren hierzu befehligt, die einander von Zeit zu Zeit ablösten. Von Dippoldiswalde schafften ihn auf gleiche Weise preußische Gardisten und andere Krieger nach Laun in Böhmen. Den 29. nachts nahm man ihm den ersten Verband ab. Die Wunden waren in einem guten Zustand, und der Wundarzt faßte Hoffnung. Den 30. kam Moreau in Laun an und vernahm mit sichtbarer Freude die dreifachen Siege der verbündeten Armeen über Vandamme bei Kulm, über Macdonald in Schlesien und über Dudinot in der Provinz Brandenburg. Von Laun aus schrieb er auch einige Zeilen an seine Gemahlin, die in London weilte. Während des ganzen Verlaufs seiner Krankheit sprach Moreau nie über politische Gegenstände, obgleich er sich bisweilen nach der Lage der Dinge und der Stellung der Armeen erkundigte. Anfangs schien er selbst noch die Hoffnung auf Wiedergenesung zu nähren. Fragte man ihn nach seinem Befinden, so antwortete er nicht wie ein Mann, dem vor drei Tagen beide Beine abgenommen worden waren, sondern mit dem Tone der ruhigsten Stimmung der Seele: „Es geht so ziemlich, ich fühle mich zwar schwach — doch das ist ja nicht anders unter solchen Umständen.“ Die Kräfte verließen ihn jedoch sichtbar, und er fühlte, daß ihm kein Strahl von Hoffnung auf Leben mehr übrig sei. Der Gedanke des herannahenden Todes vermochte indes nicht die ruhige Stimmung seines Geistes zu erschüttern. Am 2. September früh um 7 Uhr starb er im Alter von 50 Jahren. Als sein Tod dem Kaiser Alexander gemeldet wurde, rief er schmerzlich bewegt: „Wahrlich ein großer Mann, ein wahrhaft edles Gemüt!“ Und an Moreaus Witwe

schrieb er: „Meine Freundschaft für Ihren Gemahl geht über das Grab hinaus; mir bleibt kein Mittel, ihm wenigstens zum Theil meinen Dank zu beweisen, als wenn ich etwas für das Glück der Seinigen tun könnte.“¹ Die Leiche wurde von Laun nach Prag gebracht, dort einbalsamiert und nach Petersburg überführt, wo sie unter großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde.

Aus der Schlacht bei Dresden.

Als Leipzigs Tore noch bemannt
Mit Stadtsoldaten, wie bekannt,
Verhöhnt von den Studenten,
Da standen zwei von diesem Chor
Als Schildwach' vor dem Peterstor,
Den Strickstrumpf in den Händen.

Wie sie da auf- und niedergeh'n,
Da sagt der eine und bleibt steh'n:
„Kann's Loofen nich vertragen —
Mei Bruch tritt sunsten wieder raus,
Kumm, setz dich mit ins Schilderhaus,
Ich will dr ooch was sagen.“

Als sie gepflanzt auf ihren Sitz,
Da spricht der alte Barchewitz:
Mit rotem Schnapsgesichte:
„Mich dorscht ooch hinte gar ze sehr,
Gib erscht die Pulle emal her,
Denn hiere die Geschichte.“

Er tat nun einen kräft'gen Zug,
Und als er glaubt', es sei genug,
Erzählt' er seine Taten:
„Ich stund doch 13, wie ihr wißt,
Als 18 pfündger Attulkrift
In Dresfens Palisaden.

Da kam mal abends, es war jußt
Am 27 sten August,
Nabologon geritten.
Der nahm sein Sperfektieschen raus
Und guckte uf de Berge naus,
Wo noch de Feinde stritten.

flugs rief er: ‚Wer is unter eich
Der beste Schiz und schißt mehr gleich
Uf de verfluchten Ruffen?‘
Da schriegen alle: ‚Barchewitz!
Der hat schon untern alten Fritz
Zwee Tärken bald derschussen.‘

Da sprach der Kaiser: ‚Barchewitz!
Richt dei Kanon nach Räckentiz,
Uff jenen dichten Trippel,
Der links bei Murrohs Denkmal steht
Und gar nich ausenander geht,
Schiß mer die Kerls zu Krippel!‘

Ich richte nu ooch glei mei Stick
Und schieß derdrunger uf gut Glick.
Weeß Gott! Ganz in der ferne —
Da flogen hoch, ich bin e Schuft,
Zwee lange Beene in de Luft
Und fielen erscht bei Perne.

Da sagt Nabologon: ‚Putz Blitz!
Du bist e Luder, Barchewitz!
Der Schuß war wärklich scheene.
Das hast de härrlich abgepaßt;
Weest de, wäm de geschussen hast?
Das waren Murrohs Beene!

Sieh! Alexander leest wie dull,
Och Friedrich Wilhelm macht paschull,
Die sin mer zwar entrunnen —
Das aber muß ich frei gestehn,
Du, Barchewitz, hast ganz allein
De heitge Schlacht gewonnen.‘

Druff zog er seinen Beidel vor
Und schenkt mer en Nabologondor,
Un wie er mern gegäben,
Da traten alle ins Gewehr
Und schriegen: ‚Vivat Lamberär!
Nabologon sull läben!‘

¹ Er setzte der Witwe nebst Tochter ein Jahrgeld von 100000 Rubeln aus.

Auf dem Schlachtfelde nach der Schlacht.

(Mit Genehmigung der Verlagshandlung.)

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelschlage hinaus, das Schlachtfeld in unserer Nähe zu besehen. Schon am Schlage lagen mehrere Franzosen in einem Graben, und einer derselben fiel mir deshalb besonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerrissen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Diese dünne zersprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängstlich für meinen eigenen Kopf, der mir nun höchst zerbrechlich erschien.

Obwohl man schon tags vorher beschäftigt gewesen war, die Verwundeten fortzuschaffen — man legte sie gewöhnlich auf strohbedeckte Leiterwagen —, so lagen doch außer den Massen der Toten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blasewitz zu, der damals öde, sandig und ungebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen toter und zum Teil gräßlich verstümmelter Gestalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn es schauderte uns davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und daß dies nicht sacht und mit Schonung geschah, läßt sich bei den fortzuschaffenden Massen leicht denken.

Eine Erscheinung aber ist mir heute noch wie ein wilder Traum lebhaft im Gedächtnis, obwohl ich sie nicht zu erklären weiß. Einer der Verwundeten, ein russischer Artillerist, schrie furchtbar und schnellte sich dabei von dem Boden so weit in die Höhe, daß ich, der ich unten am Hügel stand, zwischen ihm und dem Erdboden über eine Elle den Luft-horizont sehen konnte. Wir hörten, es seien ihm beide Augen ausgeschossen, und dieses in die Höhe schnellen sei ein Krampf infolge des Schmerzes. Wir wandten uns schauernd ab und hörten bald darauf einen Schuß fallen; die Leute hatten sich seiner erbarmt.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge toter Russen lag. Ein altes krummes Mütterchen hatte sich uns angeschlossen. Sie hatte ein so trauriges Gesicht, sah wie Not und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen großen Topf Wassersuppe nebst einem Nöpfchen und altem Blechlöffel, um den verschmachtenden Menschen eine Erquickung zu bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem nun wir hinabsahen auf die Getöteten, schien es uns, als hörten wir ein leises Wimmern. Wir horchten auf, und wieder war es zu hören. Wir stiegen die Sandgrube hinab zu einem, der in einen weißen Soldatenmantel mit roten Aufschlägen eingewickelt dalag, neben ihm

war eine Blutlache. Von ihm schienen uns die Schmerzensteine gekommen zu sein; der Vater schlug den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im Sande sah, und siehe da, der Fuß war über dem Knöchel, wo die Halbstiefel endigten, abgeschossen, hing aber noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete schlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, dem Verschmachteten, der nun schon den dritten Tag so gräßlich verstümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe zu erquicken und flößte ihm etwas davon ein. Wir hingegen ratschlagten, wie wir ihn in eine nicht allzuweit entfernte Scheune zu bringen vermöchten, wo viele Verwundete lagen und amputiert wurden; denn wir sahen wohl, daß er hier in dieser Grube schwerlich entdeckt werden würde und verschmachten müßte. Nach einigem Umhersuchen fanden wir endlich eine Stubentür, die vielleicht zum Behuf eines Wachtfeuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen¹ genannt, hierher geholt sein mochte. Eine schwere Sache war es aber nun, den Armen auf die Tür zu bringen, da wir zu gleicher Zeit das an einer langen Flechse noch hängende Bein behutsam mit ihm selbst weiterheben mußten. Bei dieser Berührung wimmerte er denn kläglichst; doch gelang es unseren vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam fortzutragen.

In der Nähe derselben angelangt, mußten wir ihn niedersetzen, denn einige Männer riefen uns zu, wir sollten warten, es sei jetzt kein Platz mehr darin. Ein Blick in das offene Scheunentor überzeugte uns nur zu gut von der Wahrheit des Gesagten. Die Scheune lag gedrängt voll Verwundeter. Dort schleppte man eben einige Gestorbene nackt ausgezogen heraus und warf sie auf einen hochgetürmten Haufen ebenfalls nackter, starrer Leichen, die hinter dem zerschossenen Torflügel lagen, meist durch schreckliche Wunden gräßlich verstümmelt. Mit Grausen sahen wir, wie Mensch mit Menschen verfuhr, ja verfahren mußte. Endlich war wieder Platz gewonnen, und unser armer Russe wurde von den Gehilfen in die Scheune getragen, wo die Chirurgen in voller Tätigkeit waren, während Geschrei und Stöhnen aus diesem Orte der Qual herausdrang.

Aufs tiefste erschüttert, traten wir unseren Rückzug nach Hause an.*

¹ Jetzt Blasewitzer Straße.

* Aus: Ludwig Richters Lebenserinnerungen. Gebd. N 3, —. Leipzig, Hesse & Becker, Verlag.

Arme Gefangene.

Am übelsten erging es den Gefangenen in den Kirchen und in dem Drangeriehaufe. Man reichte ihnen nicht einmal Stroh zu einer Lagerstätte, daher sie dieselbe in den hölzernen Kirchenständen und auf den kalten, harten Steinplatten der Kreuzgänge aufschlagen mußten. Nur notdürftig bekleidet und gänzlich vom Regen durchnäßt, froren sie gewaltig in den hohen, weiten und mehr als kühlen Hallen, die sie nur auf kurze Minuten verlassen durften, um in einem nahegelegenen Winkel ihre Notdurft zu verrichten. Kälte und Hunger brachten einen preussischen Gefangenen im Drangeriehaufe dahin, sich freiwillig den Tod zu geben, indem er sich von dem höchsten, mühsam erkletterten Balken des Dachstuhls in die Tiefe stürzte. Als die herbstliche Kälte die Kirchen mit einer Eislust erfüllte und die Gefangenen durch die Ruhr hinwegzuraffen begann, erlaubten deren Wächter ihnen endlich, die hölzernen Kirchenstühle, Bänke, Stände und sonstigen Sitze als Feuerungstoff zu benutzen. Als daher nach mehr wie einjähriger Frist die Kirchen endlich geräumt und ihrer Bestimmung zurückgegeben wurden, fand sich in deren Schiffen kein Holzspan mehr vor, so daß das Verbrannte mit einem großen Kostenaufwande wiederhergestellt werden mußte. Die schöne Frauenkirche hatte keine Gefangenen zu beherbergen bekommen, aber nur aus dem Grunde, weil sie das Hauptmagazin der Franzosen und mit Vorräten aller Art angefüllt worden war. Auch ihr Inneres mußte gänzlich erneuert werden. —

Wenn ich früh in der siebenten Morgenstunde meinen täglichen Weg von der Neu- nach der Friedrichstadt ins Seminar zurücklegte, traf ich fast regelmäßig auf den Vater unsers Königs Johann, den Prinzen Maximilian, der in Begleitung eines Kammerdieners aus seiner im königlichen Schlosse gelegenen Wohnung nach seinem in der Ostra-Allee befindlichen Gartengrundstücke ging. Der Prinz war ein großer Freund vom Vogelstellen, und diese Liebhaberei war's, die ihn selbst bei strengster Winterkälte in aller Frühe hinaus auf seinen Garten trieb, und zwar stets zu Fuß. Jetzt aber war eine edlere Triebfeder die Ursache seiner zeitigen Ausgänge. Jenes alte Drangeriehaus, in dem ein Teil der Gefangenen eingesperrt war, stand in der Sommerzeit leer, weil die Drangenbäume mit ihren Erdkübeln die Räume des Zwingers schmückten. Seine hohen und breiten Fenster waren dann durch hölzerne Läden verschlossen, die dem Tageslichte den Zutritt verwehrten und den weiten inneren Raum zu einem finsternen Keller umgestalteten. Vielsach angebrachtes, zum Stützen des leicht gebauten Hauses nötiges Gebälk in der Höhe machte deren Erkletterung möglich, was von den Gefangenen benützt wurde, um mit Hilfe von Taschenmessern kleine Öffnungen in den oberen Rand der Läden zu schneiden und durch dieselben losgetrennte,

an langen Bindfäden befestigte Kleidertaschen herauszuhängen. Diese hängenden Beutel, viele hundert an der Zahl, waren in fast unaufhörlicher Bewegung und vertraten die Stelle von bittend ausgestreckten Händen. Sie senkten sich bald in die Tiefe hernieder, bald fuhren sie wieder empor. Dabei ertönte aus dem verschlossenen, finstern Innern dumpf und hundertfältig die flehentliche Bitte um eine Gabe, wobei sich die Russen durch den Ruf unterschieden: „Mutter, gibb! gibb!“ Aber noch ergreifender war der Anblick einer langen Reihe von Menschenhänden, die dicht aneinandergereiht und längs des weithin sich erstreckenden Gebäudes aus der Erde oder dem Grabe hervorgewachsen zu sein schienen. Die armen Gefangenen hatten Muße genug gehabt, um auszuforschen, daß die Vordermauer ihres Gefängnisses den oberflächlichsten Grund von der Welt besaß. Daher war es ihnen möglich gewesen, nach Art der Maulwürfe und Hamster eine Höhle unter den Mauersteinen zu graben, durch die ihr möglichst lang ausgestreckter Arm seine Hand hinaus an das Tageslicht zu bringen vermochte. Daß sie dabei auf dem Bauche liegen mußten, versteht sich von selbst. Auch diese Hände befanden sich, wie die hangenden Taschenbeutel, in steter Bewegung und schlossen sich in dem Augenblicke, wo sie eine Gabe hineinfallen fühlten, worauf die beschenkte Hand zurückgezogen wurde und verschwand, um in der nächsten Minute ihr Bittgeschäft von neuem zu beginnen. Wenn nun der menschenfreundliche Prinz Maximilian auf seinem frühen Ausgange an dieses Orangeriehaus, an dem ihn sein Weg vorüberführte, gelangte, so winkte er seinem Kammerdiener hinter sich, und derselbe hob an bei der ersten aus der Erde hervorstehenden Hand und bei dem ersten auf und nieder hüpfenden Schubsack bis zu dem letzten Bittenden und steckte oder legte eine kleine Silbermünze hinein, von denen er einen ansehnlichen Vorrat bei sich führte. Dabei gab der mitleidige Fürst genau acht, daß keine der Hand und keiner der Beutel übersehen wurde, indem er mit seinem Spazierstocke da- und dorthin wies, wo noch auszuteilen war.

Dresdens furchtbare Not im Herbst 1813.

Nachdem Napoleon, müde des Schachspiels, das ihn zwischen Böhmen und Schlesien wie in einem Zauberkreis festbannte, mit seiner Hauptarmee nach Leipzig aufgebrochen war, wobei er unsern König mitgenommen hatte, wuchs die Not in dem von einem feindlichen Heere eng eingeschlossenen Dresden, über dessen einige dreißigttausend Mann zählende Besatzung der französische Marschall Gouvion de Saint Cyr den Oberbefehl führte, immer höher. Der anstrengende Dienst, der die Franzosen in den Verschanzungen, hinter den Gartenmauern der Vorstädte, unter freiem Himmel und in herbstlicher Nässe und Kälte un-

ausgefetzt auf den Beinen erhielt, erzeugte, verbunden mit dem Mangel an warmer, kräftiger Nahrung, zunächst eine fast allgemeine Ruhrfrankheit und dann ein bösertiges Nervenfieber, so daß die zahlreichen Lazarette die Kranken kaum mehr fassen konnten. Zugleich riß unter den Franzosen eine unbeschreibliche Demoralisation¹ ein, die sich vom General bis auf den untersten Beamten und Krankenwärter erstreckte. Jeder von ihnen suchte, das schnell herannahende Ende der französischen Herrschaft erkennend, sich noch möglichst auf Unkosten seiner niederen Kameraden zu bereichern. Ohne Scheu und Scham verkauften die französischen Oberen die für die gemeinen Krieger aufgehäuften Vorräte von Lebensmitteln und Fourage an Dresdens Bewohner; ja es ging so weit, daß französische Generale die Linden des Großen Beheges niederjagen ließen und an unsere Tischler verhandelten. Dasselbe taten die Militärärzte mit dem für die Kranken bestimmten Wein, Zucker und mit den andern Erquickungen. Gewinnsüchtigen Christen und Juden vertraute man die Verpflegung und Abwartung der zahllosen Kranken in den Lazaretten an, von denen nur wenige diese Pesthöhlen wieder lebend verließen. Die Lazarettinspektoren, die für jeden Kranken täglich zwanzig Kreuzer Verpflegungsgelder erhielten, bereicherten sich mit dem Blutgelde, indem sie ihre Kranken darben ließen, die bereits seit einigen Tagen Gestorbenen noch immer als lebend in ihren Listen fortführten und, um die Zwanziger länger fortbeziehen zu können, die Toten neben den Lebenden so lange liegen ließen, bis der Verwesungsgeruch zu unerträglich wurde. Bei meinem täglichen Gange nach dem Seminar erblickte ich fortwährend lange, lange Reihen ausgemergelter, blutjunger Franzosen, die den Tod bereits in dem erdfahlen, eingefallenen und mit hohlen Augen um sich stierenden Antlitz tragend, am Erdboden kauerten und unbeirrt durch die Vorübergehenden der Natur und Ruhr ihren Tribut zollten. Mein Weg führte mich täglich hinter den neuen königlichen Ställen in der Nähe des Zwingers vorbei, die ebenfalls in ein Lazarett umgewandelt worden waren. Dort an der Gartenmauer war eine hölzerne Hütte errichtet, bestimmt zur einstweiligen Aufbewahrung der täglich Gestorbenen. Hier mußte sich mein Auge an des Todes Bild in den mannigfachsten Erscheinungen gewöhnen, während die Nase sich gegen das Einatmen einer pestilenzialischen Atmosphäre sträubte. Noch entseßlicher ging es in demjenigen Lazarett zu, das alle Räume des großen, quer unten vor der Morikstraße gelegenen Hauses innehatte. Dort warf man Tag für Tag die zu Hunderten gestorbenen, naßend ausgezogenen Franzosen aus den Fenstern aller drei Stockwerke herab auf die untenstehenden Leichenwagen und trat sie mit den Füßen fest zusammen, wie man mit Heu- und Strohbindeln zu tun pflegt. Man hat die Zahl der damals in Dresden gestorbenen Franzosen — gering

¹ Zuchtlosigkeit.

gerechnet — auf zwölf- bis vierzehntausend angegeben, die in Dresdens nächster Umgebung so oberflächlich eingescharrt wurden, daß man sie nach Jahresfrist tiefer betten mußte, weil der Verwesungsgeruch die Luft verpestete.

Als ein Heilmittel gegen die Ruhr wendeten die gewissenlosen französischen Ärzte den Phosphor in so starken Gaben an, daß die Exkremente der unglücklichen Kranken im Dunkeln leuchteten! Wohin man sah und kam, stieß man auf junge französische Krieger, die in beschmutzten, mit Brandlöchern ausgestatteten Mänteln, mit schwarzußigem Gesicht und wankenden Füßen umherschlichen, kaum noch die Flinte tragen konnten oder solche als Stütze gebrauchten und mit bleichen, zitternden Lippen und flehenden Worten die Einwohner um eine Gabe baten. So weit war es mit den einst so gefürchteten, übermütigen Kriegern und Weltstürmern gekommen, die früher die deutschen Gerichte und Getränke mit sträflicher Verachtung auf die Straße warfen und schütteten! Sie, von denen vormals ein einzelner die Bewohner eines deutschen Dorfes zittern machte, ließen sich jetzt die Schmähungen und sogar die Mißhandlungen der Höckerinnen gefallen. Die letzteren boten auf Dresdens öffentlichen Plätzen und in den besuchtesten Straßen Lebensmittel verschiedener Art feil. Ihre aufgestellten Tische waren für hungernde Magen gar einladend und verführerisch mit Semmeln, Brötchen, Obst, vollen Branntweinflaschen und andern Nahrungsmitteln bedeckt, für die sie den vierfachen Kostenpreis forderten. Wenn nun ein verschmachten-der Franzose dem Kram sich näherte und, mit seinen schmutzigen Fingern auf einen Gegenstand tippend, stammelte: „Bieviel?“ — so verseßte die Höckerin, indem sie dem zeigenden Finger samt dessen Hand einen derben Klaps verabreichte: „Marsch! du kaufst doch nichts.“ Und der alte, kranke Löwe, den ein Esel geschlagen hatte, wankte seufzend und traurig von dannen.

Nachdem in Dresdens Umgegend kein Stück Vieh mehr aufzutreiben und die geraubte, zahlreiche Rinderherde verzehrt worden war, schlachteten die Franzosen auf der vor unserm Garten gelegenen Elbwiese täglich ein viertel bis ein halbes Hundert Pferde, deren Fleisch an die streitfähigen Krieger verteilt wurde. Einst bot sich mir ein schauerlicher Anblick. Ein abgetriebenes und bis zum Gerippe ausgemergeltes Zugpferd war an der unsrer Wohnung zunächstgelegenen Straßenecke gefallen und von seinem Führer als verloren liegen gelassen worden. Nicht genug, daß die Räder der vorüberfahrenden Wagen über die ausgestreckten Beine des armen Tieres hinwegfuhren, fand sich auch noch ein Franzose herbei, der dem noch lebenden und hochaufatmenden Pferde ein ansehnliches Stück Fleisch aus der einen Hüfte schnitt und mit dieser Beute davonging. Es fiel niemandem ein, das gequälte Tier vollends zu töten, sondern überließ dieses dem Gange der Natur.

Das bösartige Nerven- und Lazarettfieber, das die Franzosen zu Tausenden hinwegraffte, verbreitete sich nun auch über Dresdens Bewohner² und bahnte sich bis in unsre Wohnung, wo etliche von unsern aufgenommenen Gastfreunden erkrankten. Es war damals nichts Seltenes, daß solche Fieberfranke aus den Hütten der zum Kampfplatze umgewandelten oder in Brand geratenen Dörfer flüchten und in voller Fieberhitze tagelang im Freien umherirren mußten. In dem polnischen Brauhause starben neun Personen an diesem Fieber. Unsere Familie blieb zur Zeit noch davon verschont. Zu unsern nächsten Verwandten und trauten Freunden gehörte die Bäckersfamilie B. in unsrer Nähe. Auch sie hatte, im Besitze eines Hauses, unendlich viel unter der drückenden Einquartierungslast zu leiden. Meine Muhme, die junge Bäckerfrau, hatte, als sie eines Morgens in das Zimmer ihrer zur Musterung ausgerückten Einquartierung trat, einen entsetzlichen Anblick. Mitten im Zimmer auf einem Stuhle saß ein Franzose ohne Haupt, dessen auseinandergesprengte Teile samt dem blutigen Gehirn theils an der Zimmerdecke, theils an den Wänden klebten. Zwischen den Beinen des Selbstmörders ruhte die Flinte, mit deren Ladestock der Franzose den ausgespannten Hahn losgedrückt hatte. Das blutige Ende des Flintenlaufs steckte noch in dem vorhandenen Unterkiefer.

² Damals entstand folgender Reim:

„Dresden in der größten Not, ohne Salz, Holz, Fleisch und Brot,
 Alle Straßen voller Kot, Vieh und Menschen würgt der Tod.
 Land und Straßen sind verheert, alle Kassen ausgeleert,
 Papierscheine ohne Wert, alle Ordnung umgekehrt.
 Freunde, die in unsern Tagen uns noch mehr als feinde plagen,
 Uns von Haus und Hütte jagen, Diebstahl frei zu Markte tragen:
 Das ist Sachsens Litanei. Lieber Himmel, steh' uns bei!
 Auch der König ist gefangen; schlechter ist's uns nie ergangen.“



3. Innere Unruhen.

Die Septemberunruhen zu Dresden im Jahre 1830.

Die Vorfälle in Leipzig (die Polizei hatte sich dort verhaßt gemacht, ein tobender Haufe zertrümmerte die Fenster des Polizeigebäudes, die Polizeidiener und Stadtsoldaten an den Thoren wurden mit Steinen beworfen und in die Flucht getrieben, die Häuser einiger Polizei- und Staatsbeamten erbrochen und beschädigt), die einen tiefen Eindruck auf die Bewohner der Hauptstadt machten, waren ohne Zweifel der nächste Anlaß zu den Auftritten, die in den Abendstunden des 9. September begannen. Da bis dahin alles ruhig geblieben war, wenn man nämlich das modische Tragen der französischen Nationalfarben und das im Konzert auf dem Brühl'schen Garten stattgefundene Spielen des Marseiller Marsches unbeachtet ließ, auch nichts auf das dabei von einem einzigen gebrachte „Vivat den Bürgern Leipzigs!“ gab, so überraschte es desto mehr, als unerwartet abends (Donnerstags) um 8 Uhr zu dem Pirnaischen und Freiburger Schlage zwei Volkshaufen, ungefähr je hundert Mann stark, unter dem Geschrei hereinstürmten „Freiheit, Leipzigs Bürger mögen leben!“ Eine dieser Scharen, von denen einzelne mit Knütteln bewaffnet waren, nahm ihren Weg zur Schloßgasse, zererschlug die Laternen und ließ Ausrufe hören, welche die Achtung gegen die höchste Gewalt verleugneten. Der Ton einer Pseife schien ihre Bewegungen zu leiten. Durch neugierige Zuschauer verstärkt, drängte der tobende Schwarm auf dem Markte vor dem Stadthause sich zusammen und zertrümmerte einige Buden. Leitern wurden herbeigeschleppt, und dreift erstiegen mehrere den Balkon des Hauses (die Thore waren beim Ansturm der Menge rasch durch die wachthabenden Ratsdiener verschlossen worden), sprengten die auf denselben sich öffnende Glastüre und drangen in die Zimmer des ersten Stockwerks ein. Aus den zererschmetterten Fenstern flogen alsbald Papiere und Zimmergeräte in wilder Verwirrung, auch wurden einige Gelder geraubt. Plötzlich brannte auf dem Plage vor dem Rathause, dessen Türen von innen geöffnet worden waren, ein Feuer, und in heller Flamme loderte der Haufen, in den immer mehr Papiere und Gerätschaften geworfen wurden. Man sah Buben aus dem Hause kommen, die gemächlich Schriften in die Flammen trugen, während andere auf dem Altane unter Hüteschwenken die Rufe wiederholten „Freiheit! Leipzigs Bürger sollen leben!“

Zu gleicher Zeit drang ein größerer, von Augenblick zu Augenblick sich mehrender Haufe tobend in die nahe Scheffelgasse und erstürmte das Polizeigebäude, aus dessen Fenstern Schriften, Pässe, Wanderbücher, Kleidungen und Gerätschaften hinausgeworfen wurden. Die Kerker wurden geöffnet und unter Jubelgeschrei die Arrestanten befreit, die sich alsbald mit den Auführern vereinigten. Die Zerstörer drangen bis unter das Dach in alle Räume ein, zerbrachen die Fenster und schleuderten alles, was ihnen in die Hände fiel, unter wildem Geschrei der Menge in das unten auflodernde Feuer; bald schlugen die Flammen über das Dach hinaus, dicke Rauchsäulen trieben empor und erregten zweimal, nach 10 Uhr abends und dann gegen Morgen, das Anziehen der Sturmglocken auf der Kreuz- und Annenkirche. Die Feuerwehren sammelten sich. Feuerspritzen rasselten durch die Straßen, durften aber nur die benachbarten, arg bedrohten Gebäude schützen.

Inzwischen wirbelten die Trommeln, aus allen Stadtteilen eilten Menschen herbei. Durch das Marmschlagens kamen nur wenige Mannschaften der Nationalgarde zusammen und stellten sich, gleich der später eingetroffenen Artilleriewache, auf dem Markte auf; beide standen dann ruhig unter dem Gewehre, ohne etwas gegen die Tumultuanten zu unternehmen. Die Brücke wurde gleich anfangs gesperrt, und dadurch mochte das Anrücken der Schützen auch verspätet sein, auch mußten sie zum größten Teile erst aus den umliegenden Dörfern herbeigerufen werden, wohin sie in die Kantonierung gerückt waren. Auch Reiterhaufen eilten herbei. Das Fußvolk drang vom Markte in die Scheffelgasse, während vom Eingang und Ausgang der Gasse Reiterei nachrückte, wodurch die Volksmasse immer näher gegen das Feuer gedrängt wurde. Vergebens suchten die Soldaten in das Polizeihaus zu dringen; zwei Offiziere, die das Gleiche versuchten, wurden gefährlich verwundet, denn das Militär wurde mit Steinwürfen, Balken, Brettern und Budenwänden, ja sogar mit Feuerbränden begrüßt, und die herabgeworfenen Geräte machten den Nachrückenden jeden Angriff unmöglich. Eine blutige Mezelei schien unvermeidlich zu sein, aber die Volkshaufen wurden kühner, als die Bewegungen der Soldaten verrieten, daß sie nicht Befehl hatten, ihre Waffen zu gebrauchen und Feuer zu geben. Während das Fußvolk von der wütenden Masse gegen den Eingang der Gasse getrieben ward, eilte ein Haufe am Ausgang derselben auf den Ruf einiger Anführer nach der Wallstraße zu dem Verschlage bei der Baustelle des neuen Posthauses und riß Bretter los, mit denen man den Ausgang der Straße verrammelte, um die Reiterei aufzuhalten. Als nun die Reiter hinausdrangen, wurden sie von allen Seiten mit Steinen geworfen, die hier vom Freiplatze an der Gassenmündung und aus dem Säulengange der Kaufhallen, dort aus den Häusern flogen. Die Pferde stolperten zwischen den Verrammelungen oder stürzten, wenn kräftige

Arme ihnen Bretter und Steine auf die Beine warfen. Mehrere wurden von beiden Seiten verwundet. Das Fußvolk war indessen aus der Scheffelgasse auf den Markt gedrängt worden, wo man Budenwände auf die Vorüberfliehenden stürzte oder hinter den Buden Steine hervorschleuderte. Bei einer Attacke wurden durch Bajonettstiche mehrere Personen schwer verwundet und ein Gürtlerbursche getötet. Unter dem Geschrei: „Bürgerblut! Rache! Schützen hinaus!“ ging nun das Volk aufs neue auf die Soldaten los, jeder Widerstand war vergeblich, und die Soldaten zogen sich, von dem Steinregen des wütenden Haufens verfolgt, nach der Elbbrücke zurück, wohin auch die Reiterei, zu schwach gegen die rasende Menge, in vollem Laufe sprengte. Auch aus der Hauptwache wurde das Militär, nachdem es eine Salve über das Volk abgegeben hatte, verjagt, worauf jene schnell von der Nationalgarde besetzt wurde. Am 10. September früh 8 Uhr wurden die Schützen auch von der Wilsdruffer Torwache vertrieben, und von der Pirnaischen zogen sie auf erhaltenen Befehl ab. Am 12. September nachmittags verließen sie die Stadt ganz.

Im Polizeihause trieb während jener Auftritte der tobende Haufe das Werk der Zerstörung fort. Der helle Flammenschein erleuchtete alle Seitengassen. Nach 5 Uhr morgens gab die Sturmglocke wieder das Feuerzeichen. Es brannte im Innern des Gebäudes. Die Frevler hatten die Steinkohlevorräte in Brand gesteckt. Dichte Rauchwolken wirbelten empor. Nur durch die unablässige, in den Vormittagsstunden fortgesetzte Anstrengung der Löschanstalten gelang es, das Feuer, das das Hintergebäude ergriffen hatte, von den anstoßenden Häusern abzuhalten und einen gefährlichen Brand zu verhüten. Während dieser Bemühungen war die Vorderseite des Polizeihauses noch immer in der Gewalt der Menge, zu der sich viele gesellt hatten, um die Gelegenheit zum Raube zu benutzen und vollends zu zerstören, was die Frevler in den Nachtstunden verschont hatten. Es flogen wieder Geräte, herausgerissene Balken und Trümmer auf den dampfenden Kohlenhaufen vor dem Hause. Das Dachgeschoß ward ausgeräumt, Wände wurden eingeschlagen, Maurer und Zimmerleute näherten sich, um das Gebäude vollends abzutragen. Auch die Laternen auf dem Altmarkt und in der Schloßgasse wurden zertrümmert und mehrere Fenster des katholischen Priesterhauses auf der Schloßgasse, wo der Bischof Mauermann wohnte, sowie des Kabinettsministers von Einsiedel auf der Hauptstraße eingeworfen.



Der Dresdner Aprilsturm vom Jahre 1831.

In dem sonst so gemüthlichen Dresden kam es in überraschender Weise oft zu abendlichen Unruhen, besonders war die Umgebung des Wilsdruffer Tores als eine von den Unruhestiftern bevorzugte anzusehen.

Vielleicht würde einer dieser Auftritte von den übelsten Folgen begleitet gewesen sein, wenn die Ausführung des Planes einer solchen Bande gelungen wäre, das vor dem Briesniger Schlag gelegene Pulvermagazin zu überwältigen und des Pulvervorrats sich zu bemächtigen. Indes die Energie des auf diesem gefährlichen und schwerbedrohten Posten stehenden Soldaten, der mit seinem Bajonett die Buben vom Eindringen abhielt und ihnen einen ausdauernden Widerstand entgegensetzte, sowie der glückliche Zufall, daß die Ablösung ihrem Kameraden zu Hilfe kam, vereitelten den verbrecherischen Versuch. Die Marmtrommel rasselte durch die Nachtstille, Kavallerie- und Infanterieabteilungen rückten aus, und man holte mehrere dieser beabsichtigten Freveltat Verdächtige aus ihren Wohnungen.¹

Im Kreuzischen Kaffeehaus am Altmarkt und an der Schreiberergasse, dem Lokal des Bürgervereins,² fand am 15. April eine außerordentlich zahlreiche Versammlung statt; es galt der Behörde den Bürgertroß zu zeigen, wie man, bekräftigend sich auf die Brust schlagend, laut aussprach oder auch laut schrie, denn des Stimmengewirrs war zu viel, um ohne Anstrengung von den andern gehört zu werden. Plötzlich ward Stille unter den Anwesenden. Einer der Vereinsvorsteher, den der Himmel mit einer markigen, durchdringenden Stimme bedacht hatte, stieg auf einen Stuhl, um den Inhalt einer Druckschrift vorzulesen. „Ruhe da!“ riefen einige den weit hinter ihnen Stehenden zu. „Ja, Ruhe! wir wollen hören!“ stimmten andere bei, da das Gedränge hinter ihnen sich nicht sogleich beschwichtigte und Stühle hin und wieder geschoben wurden. „Denkt ihr vielleicht, daß wir so lange Ohren haben, um unten auf dem Markte hören zu können, was hier oben vorgelesen wird?“ fragte eine tiefe Bassstimme aus den Reihen der Entferntesten. Allgemeines Gelächter brach los. Der Frager hatte den richtigen Ton getroffen. Nun wurde Ruhe. „Eine Konstitution,³ wie sie das sächsische Volk wünscht“, begann der Vorlesende, auf die Druckschrift in seiner Hand deutend. „Bravo! Bravo!“ schrien alle, und als die Schrift zu Ende gelesen war, machte der Vorleser eine ganz kurze

1 Dieser Überfall geschah am 17. März nachts gegen 1 Uhr.

2 Dieser Verein hatte sich im Dezember 1830 gebildet und zählte viele zu seinen Mitgliedern, die gern das Heft in ihre Hand oder wenigstens Regierung und Behörde in die Lage bringen wollten, ihre Wünsche ausführen zu müssen.

3 Verfassung.

Pause und rief dann mit Pathos über die Häupter der Lauschenden das Motto der Druckschrift hin:

„Klopset an, und wird euch nicht aufgetan,
Dann klopset mit dem Flintenkolben an.“

Diese Herausforderung erregte einen wahrhaften Donnersturm. „Vivat Mosdorf!“ brüllte eine Menge Stimmen, weil man in diesem Advokaten den Verfasser dieser demonstrativen Konstitution wählte, und es dauerte lange, ehe sich die hochgehenden Wogen dieses Beifallssturmes legten, und die Vereinsvorsteher erklärten, daß sie für die rascheste Verbreitung dieser Druckschrift schon Sorge getragen hätten und am morgenden Vormittag sie in allen Bürgerfamilien sich befinden werde. —

Auf dem Altmarke hatte sich ein Haufe von Leuten aller Art versammelt; der Sonntag (17. April) war geeignet, derlei Ansammlungen zu begünstigen. Unter diesen Müßigen befanden sich auch Kommunalgardisten, die üble, aufrührerische Reden gegen den Stadtrat führten; denn kaum vor einer Viertelstunde hatten die Ratswächter zwei Bürger festgenommen, die jeder in der Stadt kannte und die als Verteidiger der Bürgerschaft bei allen in gutem Ansehen standen, nämlich die Kaufleute Schramm und Müller,⁴ als eifrige Verteiler der „Konstitution, wie sich das sächsische Volk sie wünscht“. Man hatte sie über den Altmarkt in die Scheffelgasse transportiert. Durch diese Arretur war die Stimmung der Müßigen schon eine sehr schlechte geworden, und wie wenig man im Rathause selber Verlaß auf die bisher bewahrte Ruhe setzte, deutete die Vorkehrung an, daß man das den Eingang ins Rathaus vom Markte aus besetzende Pikett von Kommunalgardisten sichtbare Anstalten zur Gegenwehr treffen ließ, weil es wohl zu vermuten war, daß dieser Sonntag keineswegs so friedlich verlaufen werde, wie er begonnen hatte. Indes es fehlte, obwohl immer noch mehr Neugierige und zu Feindseligkeiten Aufgelegte auf dem Markte sich einfanden, noch der rechte, den Ton angehende Mann. Keiner von allen Anwesenden, obwohl sie sehr große Redensarten im Munde führten, besaß den Mut, der Menge das Lösungswort zu geben, um die gefangenen Mitbürger zu befreien.

„Herrmann! Herrmann!“ schrien da mehrere Stimmen zugleich, und sofort wurde der mit Namen Genannte von einer Menge Leute umdrängt, die ihm alle zugleich das, was geschehen war, mitteilen wollten. „Sie müssen befreit werden! Kommunalgardisten her zu mir!“ rief er mit markiger Stimme. Die Umstehenden johlten vor Vergnügen, der Abwechslung wegen, die jetzt in die Sache kam. Unter dem

⁴ Nach anderer Meldung geschah diese Verhaftung bereits am Abend des 16. April.

wilden und wüsten Geschrei: „Bürger heraus!“ drang Herrmann, umgeben von Kommunalgardisten ohne weiße Binde und anderen Bewaffneten und einer Masse Volk, auf das Kommunalgardenpikett ein, das den Haupteingang des Rathauses verteidigte und sich wacker gegen den Anprall hielt. Während hier ein Kampf gegenseitiger schlimmer Erbitterung stattfand, denn die gefällten Bajonette der Verteidiger hielten doch die andrängende Menge gewaltig in Respekt, hatte Herrmann, mit einem Trupp in die Scheffelgasse stürmend, den Eingang ins Accisshaus erzwungen, ehe dasselbe noch geschlossen werden konnte, und kurze Zeit darauf brachte man die beiden Gefangenen mit weithinhallendem Triumphgebrüll aus der Wohnung des Ratswachtmeisters herunter, die nun, von Hunderten begleitet, ihren Wohnungen zueilten.

Vor dem großen Rathhaustore wollte aber der stürmisch erregte Haufe nicht weichen, man verlangte den Kommunalgardisten ausgeliefert, der einen Mann verwundet hatte, und immer mächtiger schwoh die Menge, hier meist aus Handwerksgefallen und Tagearbeitern bestehend, vor dem Rathause an.

Plötzlich rasselten die Marmtrommeln, die Kommunalgarde kam sehr säumig heran und kaum der vierte Teil der gesamten Mannschaft. Dies hielten die revolutionsfüchtigen Schreier für den Beweis, daß die Hauptmasse dieser Bürgerwehr nichts gegen sie unternehmen wolle, und infolge dieses Irrtums richtete man seine Wut gegen die vereinzelt oder in kleinen Trupps erscheinenden Kommunalgardisten, die man für Volksfeinde ansah und sich Insulten und Angriffe gegen sie erlaubte. Die Lage der Dinge verschlimmerte sich, als der Chef der Kommunalgarde, Prinz Johann, und der General von Gablenz auf den Markt sprangten. Vergebens waren des ersteren Versuche, das tobende Volk zum Auseinandergehen zu bewegen. Man kannte ihn nicht, obwohl er die weiße Armbinde trug, und insultierte ihn, weil er mit einem schnell zusammengerastten Trupp Kommunalgardisten den Verteidigern des Rathauses zu Hilfe geeilt war.

Immerfort rasselten die Marmtrommeln, und jetzt erschienen größere Trupps der Kommunalgarden, die unter ihrem neuen Kommandanten, dem Obersten Krug von Ribda, die Zugänge zum Altmarkte besetzten. Kurze Zeit darauf rasselten die Trommeln Sturmmarsch. General von Gablenz, der vor den Beleidigungen des Pöbels vom Markte gewichen war, erschien an der Spitze eines Linienbataillons, das rasch vordringend den Markt und die angrenzenden Straßen von den Tobenden reinigte. Als die in breiten Zügen Marschierenden diese Aufgabe vollzogen hatten, übernahm die Kommunalgarde, die sich an diesem Tage in ihrer Mehrheit durchaus nicht so dienstfertig bewiesen hatte, die Bewachung der Stadt. Über den menschenleeren Markt führten die Ratsdiener die wieder aus ihren Wohnungen abgeholt, vor wenig Stunden unter

Subelgeschrei befreiten beiden Gefangenen, und ihnen folgten dann andere als verdächtig oder im Handgemenge aufgegriffene Leute. Die Nacht fand die Stadt zwar in Frieden, aber es war nicht der glückliche Friede, sondern die Stille eines Friedhofs, denn jeder hatte die rechte Ahnung im Herzen, daß der aufständische Geist noch nicht zur Ruhe gebracht sei und ein vielleicht sehr blutiger Schlußakt dem heutigen Treiben folgen werde.

Der nächstfolgende Tag sah eine Volksversammlung auf dem Gewandhause, die alle Anforderungen der Bezeichnung „stürmisch“ im höchsten Grade zur Geltung brachte; denn in den Vormittagsstunden hatten noch einige Verhaftungen stattgefunden, von denen die ohnehin sehr aufgeregten Gemüter noch vielmehr in Flammen gesetzt wurden. Hatte man doch gestern abend nichts davon erfahren, daß mit Einbruch des Dunkels eine Menge Leute durch einzelne Kommunalgardenabteilungen nach dem Rathause transportiert worden waren, wo sie sofort von der niedergesetzten Untersuchungskommission ins Verhör genommen und diejenigen, die schuldlos oder weniger beschwert waren, vorläufig auf Handgelöbniß entlassen, die Schuldigen aber zu weiterer Untersuchung in die durch Kanonen geschützte Eisenstrafanstalt in Neustadt als sicheren Verwahrort abgeführt wurden. „Das ist ja eine heillose Eile, die man jetzt gegen uns in Anwendung bringt!“ eiferte man, und andere riefen wieder: „Ei, zum Teufel, wofür gibt's denn Flintenkolben in der Welt? Bleiben wir doch bei unserm Motto: Klopfet an, und wird euch nicht aufgetan, so pochet mit dem Flintenkolben an.“

Das hörte sich nun freilich recht martialisch klingend an, aber es fand sich trotz alledem niemand, der wirkliche Lust gehabt hätte, es im Ernste mit diesem Instrumente zu versuchen. Da plötzlich fiel es wie ein Blitz unter die Menge: „Der Herrmann, unser Herrmann, ist gestern noch bei einbrechendem Dunkel in die Eisenstrafanstalt gebracht worden!“ Die Nachricht betäubte anfänglich, dann aber versetzte sie in gewaltige Aufregung.

Daß heute etwas geschehen werde, was dem Ende dieses beklagenswerten Zwiespalts zuführe, dieser Ansicht konnte sich niemand entziehen. Außergewöhnlich belebt wiesen sich alle Gassen, vorzüglich bemerkte man eine Menge Fremder, die aus den Vorstädten hereinkamen, viele verdächtige Gesichter darunter, die sich die Häuser ansahen, als tagierten sie im voraus das, was man bei sich ergebender günstiger Gelegenheit daraus mitgehen heißen könne. Etwas niederschlagend war allerdings die Tatsache, daß während der Volksversammlung auf dem Gewandhause der Altmarkt von Linienmilitär und Kommunalgarde besetzt, sowie das königliche Schloß von einer Abteilung Linie und zwei Kanonen

gedeckt wurde, während auch drüben in der Neustadt Geschütze aufgefahen worden waren. In den am Markt zunächst gelegenen Gassen sammelten sich zahlreiche Haufen von Handwerksgefelln, Lehrlingen und Handarbeitern, die, wie es später hieß, teils gedungen sein mochten, teils durch an sie verabreichtes Geld zum Krakeelen gewonnen wurden.

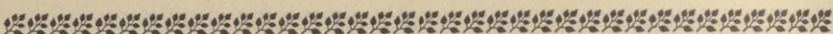
In der zumeist aus Mitgliedern und Anhängern des Bürgervereins und aus vielen Unzufriedenen bestehenden Volksversammlung ging es ungemein stürmisch her. Der Zweck dieser Versammlung war die Abfassung einer die Verhaftungen betreffenden Beschwerdeschrift und zugleich einer drohenden Forderung wegen sofortiger Freilassung der Gefangenen zu formulieren; aber beides kam nicht zustande, denn in der wüsten Aufregung schrien alle wild durcheinander. Plötzlich brüllte einer über die heißentbrannten Köpfe hin: „Prinz Johann kommt mit einem Adjutanten die Kreuzgasse herauf! Haltet ihn an, sagt's ihm ins Gesicht, was wir verlangen!“ „Ja, das ist's beste! Hinunter! Hinunter!“ Mit diesem Geschrei rannte man die Treppe hinunter und umringte den Prinzen, der in Güte die Aufgeregten zu befänstigen suchte, indes er die Forderung, die Gefangenen loszulassen, mit Ernst und Entschiedenheit zurückwies. Er wollte weiterreiten, erzählte man sich später, da griff ein Schneider dem Pferde in die Zügel, um die Entfernung des Prinzen zu verhindern, aber ein tüchtiger Hieb mit der Gerte über das Gesicht des Nadelhelden bewog diesen, den Zügel schnell fahren zu lassen. Dieser Mut des Prinzen, der mit seinem Adjutanten allein unter so vielen zum Aufruhr und zur Gewalttat bereiten Leuten sich befand, blieb nicht ohne gute Wirkung: niemand hinderte ihn am Weiterreiten, der Schneider war reichlichst abgefunden.

Der Anblick der bewaffneten Macht auf dem Markte hatte die in den Straßen sich massenhaft Ansammelnden bis gegen den Eintritt der Dunkelheit hin in Respekt gehalten; man begnügte sich, das Militär ganz besonders mit Spott- und Schimpfnamen zu überhäufen, indes die Beschimpften behaupteten eine stoische Ruhe. Nun aber kam große, nicht so leicht zu bewältigende Erregung unter das wüßt schreiende Volk, denn die Volksversammlung hatte ihr Ende erreicht, und zu Hunderten mischten sich die sie Verlassenden unter die Menge, der Tumult nahm von Minute zu Minute zu. Steinwürfe erfolgten von seiten der Massen, einige große Trupps Arbeiter beschäftigten sich in der Wilsdruffer Gasse mit Aufhacken des Straßenpflasters und dem Aufreißen der Bohlen über den Schleusen gruben, um dadurch der etwa vordringenden Reiterei den Angriff daselbst zu verwehren. Die Schöffergasse wurde mit Buden verbarrikadiert, und diese und die Wilsdruffer, die Loch- und die enge, schluchtartige Marktgasse waren dicht mit Aufständischen angefüllt.

Je tiefer die Dämmerung niedersank und ihren grauen Schleier ausbreitete, desto ungestümer wurde der Andrang, Kommunalgarden-

abteilungen mußten zurückweichen, um nicht ins Handgemenge mit den Tumultuanten zu kommen, da die strengste Zurückhaltung ihnen geboten worden war. Vergebens waren die Aufforderungen der Offiziere, sie nicht in die traurige Notwendigkeit zu versetzen, Gewalt mit Gewalt niederzuwerfen. Diese Zusprachen machten im Gegenteil das Übel noch viel ärger, denn der Ruf: „Sie dürfen nicht schießen!“ lief wie ein Lauffeuer durch die Massen. Nun erst brach der wütendste Tumult aus, ein förmlicher Regen von großen, schweren Pflastersteinen überschüttete das Militär und verwundete viele. Das Kommandowort „Feuer!“ erscholl, und das zweite Glied schoß in die Luft. Für wenige Augenblicke herrschte Stille, die Menge drängte erschrocken zurück, aber der Schreck verlor schnell seine Wirkung, da niemand gefallen und nur blind geschossen worden war. Der Hohn, mit dem man das Militär überhäufte, überstieg alle Grenzen. „Sie haben mit Mondschein geladen!“ schrie man, und diese Überzeugung trieb die Leute zu einem sinnlosen Vordringen unter einem erneuten Steinhagel, wodurch mehrere Offiziere und Soldaten verwundet wurden. Plötzlich prasselte eine zweite Salve, und fast gleichzeitig mischte sich in das wilde Geheul der Angreifer das Wehgeschrei der von den tödlichen Kugeln Betroffenen. Nun erst stoben die Massen auseinander, die Schwerverwundeten zurücklassend.

Nur scheinbar hatte die eine Salve genügt, um den Aufrührern die Lust zur Fortsetzung des Kampfes zu nehmen, in dem sie der verlorene Teil sein mußten, da es ihnen an Waffen fehlte. Nach einer kurzen Pause begann vor dem Wilsdruffer Thor bei Zunahme des Abenddunkels ein abermaliger Kampf. Aus den Gassen, die bisher der Wahlplatz der tolleren Demonstrationen des Pöbels gewesen, hatte das Militär denselben dorthin gedrängt. Das Dunkel machte es den versprengten Haufen möglich, sich wieder zu sammeln, hinter dem Verschlage des Bauplatzes zum neuen Postgebäude zu verschanzen und mit den in der dort sich befindlichen Arbeitsbude vorgefundenen Radehauen und anderen Werkzeugen zu bewaffnen. Der Widerstand, den die Tumultuanten dem angreifenden Militär hier entgegensetzten, war ein sehr hartnäckiger. Sogar mit Schießgewehr Ausgerüstete befanden sich unter dieser Bande, und nur durch scharfe Ladung und kräftige Säbelhiebe konnte dieser energische Widerstand gebrochen werden. Der Zufall vereitelte zum Glück die Bestrebungen eines fanatischen Bäckers, der mit Beistand einiger seiner Kampfgenossen sich gewaltsam Zugang in die Annenkirche verschafft hatte, um die Sturmglöcke in Bewegung zu setzen; aber der einfache Umstand, daß auch zum Läuten die Kenntnis gehört, wie der Strang zu regieren sei, und dann das Mißgeschick, daß die Kavallerie die Annengasse und Nebengassen in starken Patrouillen säubernd auf und nieder ritt, verhinderten die Absicht.



Heiteres von der Kommunalgarde.

Am buntesten waren die beiden Kompagnien in unserer Antonstadt zusammengesetzt. Einst patrouillierte ich mit einem Gärtner, mit einem Holzspalter, einem Brezeljungen und einem geheimen adligen Kirchenrat, wobei der letztere vorzugsweise an mich sich angeschlossen und herablassend mit mir unterhielt. Wenn ich ihm aber am Tage und außer Dienst begegnete und höflich meinen Hut vor ihm zog, so würdigte er mich nur eines Seitenblickes und eines kaum bemerkbaren Kopfnickens.

Eines Tages sollten unsere Antonstädter Kompagnien von dem Generalkommandanten der sächsischen Kommunalgarde, dem Prinzen Johann, inspiziert werden. Lange vor der hierzu bestimmten Stunde waren wir in buntscheckiger Kleidung¹ auf dem freien Platze vor einer Tabagie versammelt. Da der große Durst der alten Deutschen auf uns sich fortgeerbt hatte, so waren schnell Tafeln, Bänke und volle Bierkrüge herbeigeschafft, deren Inhalt uns die Zeit bis zu des Prinzen Ankunft vertreiben sollte. Im besten Zechen und Jubeln kam jener angesprengt. Babylonische Verwirrung! Bald jedoch hatten wir uns in eine lange Doppelreihe geordnet, die mit ihrem Rücken die Zechtafeln und Bierkrüge verdeckte. Der Prinz stieg vom Pferde und durchwandelte unsere Reihen. „Wie, mein Oberst,“ redete er einen würdigen Veteranen unserer Armee an, deren wir mehrere zu unsern Kameraden zählten, „Sie haben sich von der Artillerie zur Linie begeben?“ „Man muß

¹ Später wurde die Uniformierung der Kommunalgarde gleichmäßiger.

alles versuchen, Königliche Hoheit!“ versetzte der Oberst, und lächelnd klopfte ihm der Prinz auf die Achsel, und lächelnd schaute er die friedliche Munition hinter unserm Rücken an und die gläsernen Sorgenbrecher, welche die Stelle des schweren Geschützes und der Katapulte² vertraten.

Ein andermal hielt der Prinz wieder Musterung über uns Komunalgardisten, und zwar in dem Hofraum der königlichen neuen Ställe. Wir leisteten unser möglichstes, um unserm wackern Hauptmann, einem Zimmermeister, keine Schande zu machen. Unser Exerzitium ging auch ganz leidlich, bis wir zuletzt rechtsumkehrt kommandiert wurden. Da aber erlitt unsere soldatische Ehre gänzlich Schiffbruch, indem der eine mit der linken, der andere mit der rechten Achsel sich umdrehte, was bei der Blitzeschwindigkeit und dem lauten Gerassel unsrer Waffen ein allerdings lächerliches Schauspiel abgegeben haben mag. Wir aber glaubten, unsere Sache gut gemacht zu haben, indem wir glücklich uns um uns selbst gedreht hatten und nun wieder als eine gerade Mauer dastanden. Allein unser hoher Chef riß uns schnell aus unserm Irrtum, indem wir ihn in ein so herzliches Lachen ausbrechen sahen, wie mir bei einem so hohen Herrn noch nie vorgekommen war. Unser armer Hauptmann stand wie mit Blut übergossen da, und wir, seine Untergebenen, wußten nicht, ob wir mitlachen oder weinen sollten. Die ehrlichen, zahlreich unter uns befindlichen Gärtner aber murkten und meinten, daß sie wohl ebenso lachen können würden, wenn der Prinz ablaktieren,³ okulieren, ppropfen oder ähnliche feine Gartenarbeiten machen sollte und sich dazu ebenso ungeschickt anstellen würde als sie bei dem Rechtsumkehrtmachen. Sie wären ja — sagten sie — richtig herumgekommen. Ob zuerst mit der rechten oder linken Schulter, darauf käme nichts an, am allerwenigsten in der heißen Schlacht.

Die Erhebung.

Auf der grünen Bank vor einem hübschen kleinen Bauernhäuschen nahe bei Dresden saß ein alter Mann. Wohlthig dehnte er sich in der warmen Maiensonne, um ihn summten und brummten goldglänzende Käfer und schillernde Fliegen, und emsige Bienen, rastlos sammelnd, surrten von Blüte zu Blüte, von Zweig zu Zweig. In der Ferne drunten gleißte und glitzerte wie flüssiges Silber der gewundene Strom,

² Alttertümliche Wurfmaschinen.

³ Eine gärtnerische Arbeit, die darin besteht, daß man die Zweige zweier noch auf ihren Wurzeln stehenden Pflanzen zur Verwachsung bringt. Nach geschehener Verwachsung trennt man allmählich das Edelreis, das inzwischen mit vom Wildling ernährt ward, von seiner Mutterpflanze.

und noch weiter draußen, zwischen dem schwarzen Waldsaume der Heide und dem frischen Grün des Großen Gartens, drängten sich die Häuser der Stadt. Mit einem Male klang, vom weichen Frühlingswinde getragen, die tiefe Stimme der großen Kreuzkirchenglocke aus dem Tale herauf, und bald danach hasteten mehrere Männer aus dem Nachbardorfe herbei, mit Sensen, Piken, alten Säbeln und verrosteten Flinten bewaffnet; einer von ihnen hatte die Schürze wulstig um den Leib geschlungen, und in diesem sonderbaren Gürtel steckte eine scharfe Axt. „Wißt Ihr's schon, Nachbar,“ stieß der eine keuchend hervor, indem er einen Augenblick stehen blieb, um zu verschnauften, „drinnen in der Stadt ist Revolution. Hört Ihr sie stürmen? Heiße, das wird ein Länzchen geben!“ „Wie sagt Ihr,“ antwortete mit zitternder Stimme der Alte, sich mühsam erhebend, „die Revolution? Der arme gute König, die arme Stadt! — O zieht doch nicht in die Stadt!“ fügte er wie beschwörend mit aufgehobenen Händen hinzu, „denkt nur, wenn es verraten wird, daß ihr dabei wart, könnt ihr euch alle unglücklich machen.“ „Was,“ brüllte ein wildaussehender Kerl, aus dessen zerrissener Jacke neugierig das schmutzige Hemd hervorlugte, „du Hund willst uns verraten? Schlagt das L . . . tot!“ Wuchtig schmetterte der schwere Gewehrkolben auf das ehrwürdige Haupt des Alten nieder, ehe noch es die andern hindern konnten, und zu Tode getroffen sank er von der Bank herab. Roh auflachend eilte der Unhold seinen Genossen nach, der Straße zu, die sich steil ins Tal hinabsenkte.

Eben kam ein Fuhrwerk langsam den Berg herauf, der Kutscher schritt bedächtig nebenher. Verwundert blickte er auf die Heranstürmenden. „Her mit dem Wagen!“ schrie der vorderste, und ehe sich's der Kutscher versah, waren ihm die Zügel aus der Hand gerissen, blitzschnell hatten sich die Männer auf das Gefährt geschwungen, und wild auf die Pferde einschlagend, rasten sie wie toll der Stadt zu, vorüber an Bewaffneten aller Art, die dem gleichen Ziele zustrebten, vorüber an jammernden Frauen und Kindern, die mit Bettstücken und anderm hastig zusammengepacktem Hausrat aus der Stadt flüchteten. Weiter, nur weiter! Näher und näher gellte das Sturmgeheul der Glocke, bald rasselte der Wagen über das holprige Pflaster der ersten Straßen der Stadt. Jetzt war der Postplatz erreicht, die tosende Fahrt hatte ein Ende. Was verschlug's, daß ein Pferd ermattet zusammenbrach! Mit lautem Jauchzen stürmten die Männer mit andern durch die Gassen, dem Altmarkte zu. Angstvoll rannten Bürger und Frauen hin und her, bewaffnete Kommunalgardisten eilten dem Markte zu oder kamen von dort zurück, halbwüchsige Burschen, johlend, pfeifend und die Marseillaise singend, zogen Arm in Arm dahin, junge Turner, Bergleute, Studenten und andere Jünglinge, umgürtet mit farbigen Schärpen, schwangen die schwarzen

und grauen Kalabreser¹ mit roten Federbüschen und der dreifarbigen Kokarde. Aus vielen Fenstern wehte die republikanische rote Fahne der Franzosen. Droschken, Kutschen, Wagen und Karren rasselten eilig dahin, sich in Sicherheit zu bringen, verfolgt von Schmähreden und nachgeschleuderten Steinen. Türen und Torwege wurden verrammelt, und hier und da fing man an, das Straßenpflaster aufzureißen und die Bohlen, womit die unter den Straßen laufenden Abzugschleusen bedeckt waren, abzuheben, um der Reiterei ein Vordringen zu erschweren. Gerüchte der abenteuerlichsten Art schwirrten von Mund zu Mund; so erzählte man sich, der König von Württemberg sei erschossen, der König von Hannover tot, Berlin in vollem Aufstande, und die Ungarn stünden vor Wien, 900 Mann derselben seien bereits aus Böhmen in Freiberg eingerückt, um den sächsischen Aufständischen zu helfen. Überall an den Straßenecken klebten Aufrufe, die zur Empörung reizten. Eine wüfte Rotte brachte im Triumphe einen furchtbar zugerichteten Offiziersstiefel auf einer Latte getragen, begleitet von pfeifendem, johlendem und brüllendem Gesindel. „Waffen, Waffen!“ schrien einige, „Es lebe die Freiheit! Tod den Tyrannen!“ heulten andere, und dazwischen wimmerte noch immer die Sturmglocke.

Unter solchen Umständen erreichten die Freischärler den Altmarkt. Der war mit Menschen dicht gefüllt, Bewaffnete und Unbewaffnete schoben und stießen sich durcheinander; an einem Orte waren Hunderte von Kämpfern, wohl ausgerüstet, aufgestellt, und fortgesetzt drängten von allen Seiten neue Zuzügler heran, Sensenmänner und Pikenträger, oft im merkwürdigsten Aufputze. So hatte einer sein Haupt mit einer dreieckigen spitzen Mütze von weißem Papier geschmückt, darauf eine von Goldpapier ausgeschnittene Kugel, andere hatten Mützen mit roten Bändern; etliche schwangen drohend ihre einzige Waffe, den Knüttel, ja, einige hatten sogar leere Säcke mitgebracht, wohl um das geraubte Gut fortschleppen zu können. „Ruhe, Ruhe!“ donnerte jetzt eine Stimme, „Tschirner² will reden.“ Droben auf dem Rathausbalkon stand ein Mann, lebhaft mit den Armen arbeitend, dazu laut und aufgereggt sprechend. Nur die wenigsten verstanden, was er sagte, trotzdem schrie und tobte die Menge mit Beifallsrufen, Hüteschwenken und Waffengeklirr. „Entweder Untergang im Kampfe, oder ehrenvoller Rückzug. Es lebe die gute Sache!“ mit diesen Worten schloß er seine Anrede. Neue stürmische Hochrufe auf die Reichsverfassung wurden laut. Tubelnd zog ein neuer Haufe heran. Ihm war es gelungen, draußen in der Pulvermühle die wenige Wachmannschaft zu überwältigen und gegen zwanzig Zentner Pulver zu rauben. Dieses wollte man nun im Rathaus unterbringen, allein der Ratswachtmeister Meyer verweigerte es

1 Schlapphüte.

2 Mitglied der späteren provisorischen Regierung.

mit dem Bemerken, der Stadtrat habe jede Anhäufung von Munition im Rathause untersagt. Unwilliges Murren und Drohreden wurden laut. „Der Stadtrat ist eine Null!“ sprach da plötzlich eine Stimme. „Das ist Bakunin!“³ jauchzte die erregte Menge, „recht so, bravo! Hoch Bakunin!“ rief man, aufs neue gegen das Thor des Rathauses vordringend. Uebermals wollte der Wachtmeister diesem Beginnen wehren, doch Bakunin schob ihn beiseite mit den drohenden Worten: „Hören Sie, ich habe Sie schon lange beobachtet, Sie sind einer von der andern Partei; noch ein Wort, und dann —!“ Die Pulverfässer wurden nun in den Flur gebracht, ungeachtet, daß nur wenige Schritte davon in großen Kesseln Pech gesotten wurde. Auch im Hofe herrschte lebhafteste Thätigkeit, lange Eisenstangen wurden hier in kleinere Stücke zerschnitten, die als Geschosse für Kanonen dienen sollten, große Mengen von Zink zerkleinert und Pechfränze angefertigt. Die Gewölbe im Rathause, in denen man allerhand Werkzeuge aufbewahrte, waren geöffnet worden, und junge Burschen schleppten Hacken, Spaten und Schaufeln hinweg, um sie beim Aufreißen der Straßen zu benutzen. In den untern Räumen drängte sich eine Masse von Bewaffneten, Adjutanten rannten geschäftig hin und her, und an langen Tischen saßen Schreiber und stellten Anweisungen auf Lebensmittel, Getränke, Stroh und andere Dinge aus. Ganze Säcke von Pulver und Kugeln wurden herumgereicht, und ein starker Haufe von Freischärlern ergoß sich in die Läden am Markte und an der Seegassenecke, wo man Pulver und Blei vermutete. Trogdem überall die Schrift „Heilig ist das Eigentum!“ angekreidet war, wurden Türen mit Gewalt erbrochen und die Läden unter wildem Geschrei rein ausgeplündert. Dazwischen frachten verzinkelte Schüsse: neugierige Schützen, die vielleicht noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, wollten das Schießen einmal probieren.

Wieder sprach Tschirner. Er forderte zum Barrikadenbau auf. Im Nu strömten Hunderte der Schloßgasse zu. Hier erhob sich ein Verhau, der die ganze Straßenbreite einnahm. Düngerwagen, Karren aller Art, umgestürzte Fahrzeuge waren ineinandergeschoben und übereinandergeworfen worden, die Zwischenräume mit Steinen, Tonnen, Fässern und steinbeschwerten Kisten ausgefüllt. Schon ragte die Barrikade bis zur Höhe des ersten Stockwerkes der angrenzenden Häuser, aber noch immer schleppten Männer und selbst Frauen Steine, Bretter, Balken, ja sogar Möbelstücke herzu und türmten sie aufeinander. Die Buden, die auf dem Marke standen, wurden umgestürzt und ihre Wände gleichfalls hinzugetragen. Ein Mann, es war der Hofbaumeister Semper, gab mit lauter Stimme die nötigen Befehle, und willig fügten sich die Leute seinen Anordnungen, setzten Quadersteine kunstgerecht zusammen

³ Ein Russe, der herbeigeeilt war, den Aufstand mit zu leiten.

und deckten die Böschung mit gewichtigen Trottoirplatten, damit Kanonenkugeln daran abprallen sollten. Auf der Brustwehr flatterte bald eine schwarz-rot-goldene Fahne, und das Bildnis Robert Blums⁴ zierte die Außenseite der Barrikade. Auch fing man bereits an, die Fenster der anstoßenden Häuser durch Matrazen und Balken zu gedeckten Ständen für die Schützen vorzurichten und Durchgänge von Haus zu Haus zu schlagen, um ein ungefährdetes Vorwärtsdringen zu ermöglichen.

Hinter der Barrikade hatten sich ermüdete Bauleute im Stroh gelagert und erzählten sich die neuesten Nachrichten: die Preußen seien bereits in Görlitz und Großenhain und die Bayern ins Vogtland eingerückt. Ein Laden im Erdgeschoß nebenan diente als Wachtube für die Barrikadenbesatzung; hier ließen sich's die Leute bei Bier und Branntwein wohl sein, dazu führten sie die vermessensten Reden. „Nun kann's losgehen, ich hab' nischt dawider,“ meinte ein Burgker Bergmann, vergnügt seine Pfeife schmauchend, „die paar Soldaten wer'n mer bald zusammengeschnitten ham.“

Der Kampf ums Zeughaus.

Bald nach meiner Rückkehr nach Hause bot sich ein außergewöhnliches Vorkommnis dar: eine Kompagnie Artillerie — damals noch gleich der Infanterie mit Gewehren bewaffnet, Seitengewehr und Patronentasche an dem auf der Brust sich kreuzenden gelben Lederzeug tragend — marschierte durch das Münztor in den Hof herein, was alsdann sofort geschlossen wurde. Es war eine außergewöhnliche Verstärkung der Zeughausbesatzung, welche allen sofort den Ernst der Lage erkennen ließ. Der Hauptmann der Kompagnie hielt auf dem Zeughose an die Mannschaft eine kurze Ansprache, in der er ohne hochdröhnende Redensarten den Leuten ihre Pflicht vor Augen führte, das ihrem Schutz anvertraute Staatseigentum mit Einsetzung der Person gegen jeden Angriff zu verteidigen. Die Kompagnie rückte sodann in das Innere des Zeughauses, setzte die Gewehre zusammen und postierte vor jedem der Tore zwei Geschütze, die mit Kartätschen geladen und vollständig schußfertig gemacht wurden. Auch die Infanteriebesatzung war wesentlich verstärkt worden,

⁴ Robert Blum, Reichstagsabgeordneter für Leipzig und Hauptführer der sächsischen Demokraten, war, als im Oktober 1848 Unruhen in Wien ausbrachen, dorthin geeilt und hatte auf den Barrikaden mitgekämpft. Am 4. November ward er jedoch verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und — obwohl er sich auf seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter berief — am 9. November erschossen. Seine Hinrichtung erregte überall, auch in Dresden, die lebhafteste Teilnahme und zahlreiche Kundgebungen.

da man nach Eintreffen der Wachablösung die alte Wachmannschaft nicht entließ. Alle zum Zeughose führenden Tore wurden sofort besetzt und auf der Hofseite eine Reserve aufgestellt, die, nachdem sie die Gewehre zusammengesetzt, sich bei dem herrlichen Maiwetter an Tischen und Bänken etablierte, wo sich natürlich auch die Jugend der Zeughofsbevölkerung mit Vorliebe aufhielt.

Die Neugier, zu wissen, wie es draußen aussah, regte sich mächtig in der jungen Welt, und einer der älteren Brüder wurde hinausgeschickt, um Nachrichten einzuholen. Doch schon nach kurzer Zeit stürzte er in eilemdem Lauf durch die bis dahin offenstehende Salzpforte zurück und erzählte atemlos, wie er bis auf die Augustusstraße vorgeedrungen sei, hier aber eine dichte Menschenmenge angetroffen habe; laute Rufe wären erschollen: „Nach dem Zeughaus! Nach dem Zeughaus!“ und gleichzeitig hätten sich die Massen nach hier in Bewegung gesetzt. Noch hatte mein Bruder seinen mit kurzen Worten hervorgestoßenen Bericht, dem die bisher in Harmlosigkeit dastehenden jungen Soldaten mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten, kaum beendet, als wüstes Gebrüll von dem Platz vor der Frauentirche her erscholl und das Geräusch, wie es der Schritt Laufender von Menschen auf dem harten Pflaster hervorruft, an unser Ohr dröhnte. Faustschläge donnerten an das geschlossene Münztor, dann wandte sich die Masse nach rechts und stürzte mit Wutgeheul durch die enge Salzgasse nach dem Salztor. „Zu den Gewehren!“ erscholl der Ruf des Wachtpostens. Die Mannschaften stürzten zu den Gewehren, schlugen die Türe der Pforte, die bis dahin unbegreiflicherweise offen stand, zu und stemmten sich mit aller Kraft gegen dieselbe, um die gewaltsame Öffnung von außen zu verhindern. Schon waren einige beherzte Gesellen durch die zu ebener Erde liegenden Fenster in die Wohnung des Torwärters eingedrungen, wurden aber durch kräftige Griffe der starken Laufstühle schleunigst wieder hinausexpediert, worauf dann alles verschlossen und gründlich verrammelt wurde. Es war ein Augenblick der höchsten Gefahr. „Zu den Gewehren!“ ertönte unmittelbar darauf der Ruf von der Wache am Gattertore her, denn nach hier wendete sich sofort vom Salztore aus die enttäuschte Menge. Festgeschlossene Soldatenreihen standen augenblicklich hinter dem durchsichtigen Holztore zur Abwehr bereit. Die aufgeregte und unbewaffnete Masse wagte zunächst nichts gegen die militärische Macht zu unternehmen, nur wilde Drohungen und wüstes Geheul tönnten aus der rohen Menge hervor, die allmählich den ganzen Zeughausplatz erfüllte.

Längere Zeit verging in dieser Situation. Von den Fenstern unserer Wohnung aus konnten wir den ganzen Zeughof bis zu dem Gattertor und der Wache daselbst, sowie einen Teil des Zeughausplatzes übersehen und damit auch die sich daselbst abspielenden Ereignisse. Überraschenderweise bligten wiederholt die Bajonette geschlossener Truppenteile über

die auf dem Zeughausplatz dicht gedrängt stehende Menschenmenge hervor, wiederholt öffnete sich das Gattertor, und herein marschierten größere und kleinere Infanterietrupps: es waren willkommene Verstärkungen.

Die anscheinende Zurückhaltung der Besatzung steigerte die Reckheit der Volksmenge mehr und mehr, man drückte das leichte Gattertor ein und drang in den Hof. Das Pflaster wurde aufgerissen, und ein Hagel von schweren Steinen flog auf die Gewehr beim Fuß dastehenden Soldaten, viele derselben an Schienbeinen und Füßen verletzend. Nichts geschah von seiten der Truppen, als daß man die vordersten Reihen, um diesen Insulten zu entgehen, etwas zurücknahm. Da ertönte durch den wilden Tumult dreimaliger Trommelwirbel, eine lautlose Stille trat für einige Augenblicke ein, man hörte eine laute und ernste Ansprache, dann krachte eine Gewehrsalve. Endlich war dem Kommandeur die Geduld gerissen, in vorschriftsmäßiger Weise hatte er die Menge unter Warnung vor den Folgen der Nichtbeachtung zum Auseinandergehen aufgefordert, und da derselben keine Folge geleistet worden, war er zur Anwendung der Waffengewalt geschritten. Das erste Blut war geflossen. Von den Aufrührern wurden mehrere getötet, andere verwundet. Die Menge wich aus dem Hofe zurück. Aber auch die Aufständischen blieben die Antwort nicht schuldig, alsbald fielen von jenseit her Gewehrschüsse. Denn wenn auch der große Haufen ohne Waffen war, so waren doch recht gut bewaffnete und tüchtige Schützen herbeigeeilt, mit ihnen die ganz demokratische Turnerschar unter Anführung eines englischen Sprachlehrers und wilden Republikaners; sie eröffneten sofort das Feuer auf die Truppen. Es dauerte nicht lange, so trugen Soldaten die ersten Gefallenen hinter die Front. Der erste Gefallene war ein junger, lebensfroher Offizier, Leutnant Krug von Midda; ein Turner hatte ihn aus nächster Nähe von der Mauer aus durch den Hals geschossen und sofort tot niedergestreckt. Dieselbe Kugel hatte noch einen hinter dem Offizier stehenden Soldaten schwer verwundet; er erlag einige Stunden später dieser Verwundung.

Während des wilden Getöses der Menge, der Salven der Infanterie und der Schüsse von jenseit sahen wir plötzlich Offiziere nach den verschiedenen Posten an den Thoren eilen, und bald nachher, wie auf ein gleichzeitiges Kommando, stürzte die ganze Infanterie in eilemdem Laufe nach den westlichen Thoren des Zeughauses und in das Innere desselben, worauf sich die Thore schlossen. Noch einmal öffnete sich das eine derselben, zwei Kanonen wurden eiligst herausgefahren und in der Höhe des Salztors, mit den Mündungen nach dem Gatterthore zu, aufgestellt; es war eine Mahnung an die Menge, wessen sie sich zu versehen hatte, wenn sie es nochmals wagen sollte, in den Hof vorzudringen. Doch die Menge schien an der erhaltenen Lektion genug zu haben, nur

selten zeigte sich der Kopf eines Neugierigen, der vorsichtig um die Mauerecke schielte, und bald darauf wurden die Kanonen wieder in das Innere des Zeughauses zurückgezogen. Lautlose Stille herrschte auf dem kurz vorher noch so belebten Hofe, nur von dem Innern der Stadt her tönte dumpfer Lärm an unser Ohr, und von dem Turm der Kreuzkirche ließ die große Sturmglocke ihre schauerlichen Schläge erschallen. Doch die Stille dauerte nicht lange. Bald begann vom Zeughausplatz her das Gebrüll und das Getöse der Volksmassen von neuem, und mitten durch dasselbe erdröhte der mächtige Donner eines Kanonenschusses. Dann wurde es wieder still.

Das erste vergossene Blut, der Anblick der Gefallenen, hatte die Wut des Volkes aufs äußerste erregt, die Hezer wußten dieselbe bestens zu schüren. Man legte einen der Toten, einen alten Mann, mit weit entblößter Brust, die klaffende Wunde zeigend, auf einen Wagen und fuhr ihn mit wildem Geschrei „Rache! Rache!“ in der Stadt umher und schließlich vor das Schloß, um dem König das vergossene Bürgerblut vor Augen zu führen. Die große Sturmglocke auf dem Kreuzturm begann Sturm zu läuten, um die Bewohner der Umgegend zu den Waffen zu rufen; man riß das Pflaster auf und fing an Barrikaden zu bauen. Dann wendete sich die Menge von neuem gegen das Zeughaus, aber dieses Mal direkt gegen eines der Tore. Man nimmt einen großen Leiterwagen und stößt denselben mit aller Wucht gegen das mittelste der drei Tore. Einige Zeit widersteht dasselbe den Stößen, die dahinterstehende Besatzung war sich noch gar nicht klar geworden, um was es sich eigentlich handelte, da geben die Riegel nach, und plötzlich springen beide Torflügel weit auf. Ein Triumphgeschrei ausstoßend, steht die Menge vor dem offenen Zugang. In demselben Augenblick ergreift der bei einem der beiden Geschütze als abfeuernde Nummer eingeteilte Kanonier Richter die bereitliegende Abzugschnur und feuert, ohne erst das Kommando abzuwarten, das Geschütz ab. Ein Kartätschhagel fegt in die dichte Menge, die vor Schrecken gelähmt nichts weiter zu unternehmen wagt. Die Soldaten springen herbei, ziehen den Wagen schnell in das Innere des Zeughauses herein, schlagen die Torflügel wieder zu und verrammeln das Tor. Gegen zwanzig Tote und Verwundete bedeckten den Platz, viele waren vor Schrecken hingefallen, und mit jener Behendigkeit, die der Selbsterhaltungstrieb dem Menschen verleiht, waren die übrigen aus der gefährlichen Schußrichtung nach den Seiten gestürzt. Der Verlust hätte noch größer sein können, aber der Leiterwagen hatte viele Kugeln aufgehalten, er war halb zertrümmert.

Wenn uns auch der Verkehr mit dem Zeughaus nicht ganz verschlossen war, so war uns doch der mit der Außenwelt versagt. Unheimliche Gestalten schlichen auf der Salzgasse herum, mit wütenden Blicken nach den Fenstern der Zeughofbewohner spähend und drohende

Rufe ausstoßend, wenn sich jemand am Fenster sehen ließ. „Frau Generalin, wie konnten Sie auf die Bürger schießen lassen!“ so brüllte ein wildaussehender Kerl, dabei ein großes Dolchmesser schwingend, meine Mutter an, als sich diese aus dem Fenster beugte, um nach der Straße auszublicken.

Die Einsetzung der provisorischen Regierung.

Freitag, den 4. Mai, gegen Mittag kam ich in Dresden an und nahm meinen Weg sofort nach der Altstadt; die Brücke war von der reitenden Artillerie besetzt, doch konnte jedermann unangehalten hinüber und herüber. Die Neustadt zeigte außer den verstärkten Wachen und der besetzten Brücke keine Veränderung an, aber über der Altstadt lag eine seltsame, die Brust beengende Stille — die unheimliche Ruhe vor dem Sturm. Ich ging geradeaus durch das Georgentor, die Schloßgasse hinauf und sah hier in meinem Leben die erste Barrikade. Die sonst so belebte Schloßgasse war wie ausgestorben; über den kolossalen Steinhäusen, der die Straße sperrte, guckten einige mir fremde Gesichter. Vor der Barrikade stand ein Sensenmann Schildwacht, der mir den Weg durch das Hotel de Pologne nach der Brüdergasse wies. Eine mit vielen Namen unterzeichnete gedruckte Aufforderung klebte an allen Straßenecken: „Die noch anwesenden Kammermitglieder sollen sich zu einer wichtigen Besprechung auf dem Rathause einfinden.“ Die Uhr auf dem Kreuzturme schlug eins, ich trat in meine Wohnung und ließ mir hier von einigen Bekannten den ungefähren Zusammenhang der Ereignisse erzählen. Mein Nachbar war eben im besten Zuge, als plötzlich das Läuten der Glocken von allen Türmen schallte. Ich sprang ans Fenster, mein erster Gedanke war: es muß ein Großer gestorben sein — da sah ich auf der Gasse truppweise die Menschen zusammentreten und einander eine Neuigkeit erzählen. „Ein Ereignis“, dachte ich, und im Nu war ich unten auf der Straße. „Was ist los?“ fragte ich den ersten besten. „Wir haben eine provisorische Regierung, soeben ist sie auf dem Rathause gewählt worden und wird jetzt eingelautet, wie Sie hören.“ „Wer sind die Gewählten?“ fragte ich rasch. „Tzschirner, Heubner, Todt“, erklang die Antwort. „Tzschirner wohl nicht,“ erwiderte ich, „vielleicht Joseph, Heubner, Todt oder statt Tzschirner Hensel II.“ „Nein,“ antwortete der Befragte, „ich weiß es bestimmt, Tzschirner ist dabei.“ Einzelne Kommunalgardisten gingen an uns vorüber, sie schwenkten die Flinten und sprachen: „Nun bleibt Ruhe.“ Die Leute traten aus den Häusern vor die Türen, besprachen die Einsetzung der provisorischen Regierung und hörten dem Glockengeläut zu. Mich litt es nicht mehr in der Vorstadt, und immer in Gedanken die Namen

Uzschirner, Heubner und Todt wiederholend, die ich mir gar nicht zusammenreimen konnte, kam ich an den Postplatz, der mit Menschen bedeckt war, die sich lebhaft unterhielten.

Aus einer Wachtstube schallte ein fröhliches Leben, Kommunalgardisten saßen darin und tranken Bier, am Eingange links wurde Brot und Wurst verteilt — dem Anscheine nach gab es hier im Namen der provisorischen Regierung freie Zechen. Ich drängte mich überall durch und suchte nach einem meiner Bekannten, von dem ich Aufklärung und Auskunft zu erlangen hoffte, da mir noch vieles dunkel war, allein es wollte mir nicht gelingen. Plötzlich erschien ein Herr in einer mir unbekanntem Militäruniform, der augenblicklich umringt und von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde. „Herr Oberkommandant,“ sagte ein mit einer Büchse Bewaffneter, „lassen Sie doch die Brühlische Terrasse besetzen, sie ist ein wichtiger Punkt.“ Ein zweiter rief: „Herr Oberkommandant, geben Sie Befehl zu einem Angriffe auf das Schloß, es werden sich Freiwillige dazu genug finden.“ Mit einem: „Geht auf eure Posten, ich werde schon das befehlen, was ich für gut halte!“ schritt der Herr Oberkommandant Heinze die Treppe hinauf und ließ die kampfeslustigen Bürger stehen, die, mit ihren Anträgen abgewiesen, sich murrend entfernten.

Der Straßenkampf.

Es war Donnerstag, den 3. Mai, als die Kommunalgarden zusammentraten, während abgesandte Deputationen beim Könige um Anerkennung und Ausführung der Reichsverfassung in Sachsen ansuchen sollten. Soviel wußte ich allerdings; als aber die Gardisten einzeln nach Hause gingen und die Nachricht verbreiteten, daß am Zeughause vom Militär aufs Volk geschossen worden sei, wobei Tote geblieben, so kam mir dies bei der bisher gezeigten Nachgiebigkeit der Regierung doch unerwartet, und ich entließ meine Schüler mit der Weisung, nach Hause zu gehen.

Man erkannte wohl, daß von seiten der Volkspartei nach einem vorgeschafften Plane gehandelt wurde, denn alsbald stellten sich Leute ein, die den Bau von Barrikaden in der Stadt anordneten. Auch vor meinem Hause¹ begannen mir unbekannte Männer eine solche zu errichten, um den Eingang der Scheffelstraße zu schließen, wozu das Material aus den benachbarten Häusern herbeigeschleppt wurde. Vom Fenster aus sah ich, wie der schon bejahrte Stadtrat Rachel, vom Rathause kommend, diese Leute von ihrem Beginnen abzumahnern versuchte, aber nur durch seine schleunige Entfernung tätlichen Mißhandlungen zu entgehen vermochte.

¹ Ecke Scheffel- und Wallstraße.

Während am Zeughause der Kampf mit der Schußwaffe fortgesetzt wurde, begannen die Turmglocken ihr Sturmläuten, und an den Straßenecken bliesen die Signalisten der Turner Alarm. Ich sah, wie die Gardereiterschwadron, die ihre Kaserne in der Seevorstadt verlassen hatte, um sich nach der Brücke zu ziehen, auf dem Postplatze vor der Sophienstraße zurückprallte, als sich ihnen wahrscheinlich vom Balkon in Engels Hause² drohende Gewehrläufe entgegenstreckten, und wie sie dann im Trabe nach der Ostra-Allee einlenkte.

Unterdes war die Barrikade vor meinem Hause fertiggeworden. Am Spätabende erschien ein bewaffneter Turner und beehrte Einlaß in die erste Etage, wo er die Nachtwache zu übernehmen habe. Er verlangte eine Lampe, die er hinter den Ofen stellte. Die Haustüre durfte nicht verschlossen werden. Früh fand ich aber den Mann nicht mehr vor.

Freitag, den 4. Mai, wurden wir früh vor 4 Uhr durch Sturmläuten aufgeschreckt. Zu gleicher Zeit verließ der königliche Hof die Stadt. Eine unheimliche Stille war für diesen Tag eingetreten, auch alle Geschäfte ruhten.

Die Nacht verlief ruhig, da der erwartete Angriff des Militärs erst am Morgen des Sonnabends stattfand. Am Abend stellten sich mehrere Bewaffnete in meinem Hause ein, welche die erste Etage sowohl als Barrikadenwache, als auch zur Verteidigung derselben in Beschlag nahmen und bis zu Ende des Aufstands besetzt hielten. Es wurde Stroh fürs Nachtlager hineingeschafft, und an den Schultafeln wurde gegessen und getrunken. Die Persönlichkeiten wechselten öfter, wie sich auch die Zahl der Anwesenden veränderte. Ein junger Mann, den sie Gottschalk nannten, wurde der ständige Kommandant der Barrikade.

Am Sonnabend früh trat der allgemeine Angriff des Militärs vom Schloßplatze aus ein. Wir spürten davon aber den ganzen Tag nichts weiter als entferntes Schießen und das wiederholte Sturmläuten. Am Vormittage brachte man eine hohe Tonne in die erste Etage und stellte sie an einem Fenster auf, zugleich auch eine Handdruckspritze. Die Tonne wurde mit Wasser gefüllt. Auf meine Frage nach dem Zwecke eröffnete mir der mir unbekannt Transporteur, daß bei einem Sturme auf die Barrikade das Wasser mit Bitriol vermischt auf die Angreifenden gespritzt zu werden bestimmt sei. Das konnte mir keine guten Ausichten auf die bevorstehenden Ereignisse geben. Da jedoch bis nachmittags der Inhalt des Fasses, das nebst der Spritze aus irgendeinem Nachbarhause requiriert worden war, zur Hälfte ausgelaufen und bis ins Parterre durchgedrungen war, so ließ ich das übrige Wasser ausschütten, und niemand bekümmerte sich weiter darum.

² Ecke der Wilsdruffer Straße, jetzt Bargous Geschäft.

gegen Abend erst rückte uns das Schießen näher, als die Chemnitzer Scharfschützen vom Turmhaufe³ auf der Ostra-Allee aus ihr Feuer gegen die auf dem Zwingerwalle sich zeigenden Soldaten eröffneten. Nachts trat heute wie gewöhnlich Ruhe ein; nur selten ward ein vereinzelter Flintenschuß gehört.

Trüb und regnerisch brach der Sonntag an und mit ihm der erneute Kampf, der sich uns von der Nordseite immer mehr näherte. Da die Angriffe des Militärs nicht offen in den Straßen stattfanden, sondern der Kampf hauptsächlich im Gewehrfeuer aus Fenstern und verdeckten Positionen bestand und sich gleichsam in den Häusern fortsetzte, so dauerte der Widerstand und das Vorrücken des jetzt auch von Preußen unterstützten Militärs um so länger.

Am Vormittage erschreckte uns plötzlich die Nachricht, daß das große Opernhaus brenne. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Punkt aufzusuchen, wo mir das Opernhaus sichtbar war. Ich ging deshalb auf die Straße, überstieg an einer mir bekannten Stelle die Barrikade und schritt hinter der Posthofeinfassung nach der Marienstraße so weit vor, bis ich die Feuerstätte erblickte. Niemals hatte ich eine so breite, mächtige, hohe Flammenmasse in so imponierender Ruhe zum Himmel emporsteigen sehen. Ein Glück war es, daß kein Wind herrschte und die von der Hitze hoch emporgetriebenen glühenden Kohlen, vom Luftzuge über unsere Häuser getrieben, auf von einem sanften Regen benetzte Dächer fielen.

Das Schießen dauerte den ganzen Tag fort. Das Kanonenfeuer vom Zwingerwalle galt besonders dem Turmhaufe. Der endliche Verlust der Hofkirche und die weitere Annäherung der Soldaten bewog die Insurgenten, eine zweite Barrikade vor meinen Fenstern zu erbauen, die sich im rechten Winkel an die vorhandene an- und die Wallstraße verschloß. Die Verbarrikadierung der Scheffelgasse befreite uns zwar von der Lieferung von Material zum neuen Bau, aber die Verteidiger fanden es für passend, mehrere meiner Schultafeln auf die Straße zu schaffen und sie als Treppenstufen hinter der alten Barrikade aufzustellen, während sie auf letztere eine dreifarbige Fahne steckten. Aus den Gesprächen der in meiner ersten Etage ab- und zugehenden Bewaffneten konnte ich nichts von den Vorgängen in der Stadt erfahren, sie schienen jedoch immer noch von der Hoffnung des Sieges erfüllt zu sein. Ein paar Bergleute spielten geheimnis- und erwartungsvoll auf unterirdische Bauten nach dem königlichen Schlosse zu an.

Als nun die Nacht hereinbrach, mußte sich ein Teil der Barrikadenwache in meinem Hause hinter der Barrikade im Freien legen. Die Leute erbaten sich Holz von mir und machten sich damit ein Feuer an.

³ Am Postplatze; jetzt steht an seiner Stelle der Neubau von Webers Hotel.

Im Laufe der Nacht jedoch trieb sie der Regen ins Haus, wo sie sich in der Hausflur auf Stroh lagerten. An den beiden folgenden Morgen wurde ihnen Kaffee aus den Nachbarhäusern und von mir geschickt. Ein Faß Bier besaßen sie. Unter den ab- und zugehenden Freischärlern war auch ein junger Mann, der vorzüglich dieses Fassess wegen sich einzustellen schien und immer über Durst klagte. Er hatte ein gedrücktes, schielendes Auge, trug keine Waffen, aber einen schönen metallenen Helm auf dem Kopfe, wegen dessen er nur fürchtete, daß er im Kampfe, wie er sagte, von den Feinden besonders zum Zielpunkte genommen werden würde, und am Tage darauf sah ich ihn in das Haus des Hutmachers Albert gehen, woraus er bald wieder mit einem gegen den Helm eingetauschten grauen Filzhut trat.

Am Montag, den 7. Mai, veränderte sich unsere Lage wesentlich. Das Schießen begann frühzeitig. Ich konnte immer noch einen Blick auf die Westseite aus dem Fenster tun. Nach einem heftigen Geschrei bemerkte ich eine lebhafte Bewegung an der Barrikade beim Turmhaufe. Jene und dieses wurden vom Militär genommen. Dasselbe erfolgte mit der Spiegelfabrik und der daranstoßenden Barrikade, und so etablierten sich die Soldaten in sämtlichen den Postplatz auf der Nordseite begrenzenden Gebäuden. Sonach trat nun das Posthaus, das von Polytechnikern besetzt war, mit seiner südlichen Umgebung in die in Angriff genommene Linie. Das Gewehrfeuer richtete sich sofort auf die beiden vor meinem Hause errichteten Barrikaden, das nun aus den beiden daranstoßenden Häusern lebhaft erwidert wurde. Aus meinem Hause konnten die Aufständigen nicht schießen, weil sie dabei die Arme und den Oberkörper zum Fenster hinaus hätten stecken müssen. Ebenso streiften die feindlichen Kugeln aber das Haus nur an der Westseite, während die Südseite desselben gar nicht oder nur von zurückschlagenden Kugeln getroffen werden konnte, weshalb sie den Leuten mit Ausnahme des letzten Tages einen sicheren Aufenthalt gewährte. Natürlich durften die Verteidiger sich weder an den Fenstern, noch auf der Barrikade blicken lassen, denn es lauerten drüben Hunderte von Schützen, die ihre Kugeln dahin absendeten, wo die Soldaten die geringste körperliche Bewegung wahrnahmen. Ein Bergmann hatte kaum den Kopf etwas über die Barrikade erhoben, als er mit einer Kugel in demselben zu Boden sank. Er war der erste unter meinen Augen Betroffene, und man trug ihn blutend vor in das Deutsche Haus, wo im Saale ein Lazarett eingerichtet war. Auf den Plätzen um das Posthaus herum sah man zwei Tage nicht einen Hund, geschweige einen Menschen gehen. Meine Nachbarn in den Häusern nach rechts auf der Wallstraße blieben von nun an darin eingeschlossen, da sie keinen Ausweg nach hinten hatten. Sie konnten sich kein Wasser und Brot mehr holen lassen. Gegen Mittag war nun auch eine Kanone dem Turmhaufe gegenüber hinter der Staketerie aufgestellt.

zum Abfeuern wurde sie vor- und nach jedem Schusse schnell wieder zurückgezogen. Ihre Geschosse waren abwechselnd auf die Barrikade und auf die beiden Häuser dahinter und daneben gerichtet, und nur dann, wenn die Kugeln links abwichen, trafen sie mein Haus. Kanonenkugeln und Kartätschen wechselten ab, und letztere prasselten rassend gegen die mit Trottoirplatten von Granit belegte Barrikade.

Bald darauf zeigte mir mein Hausmann an, daß man daran gehe, die Haustür auszuheben. Ich fand auch wirklich einige Männer von wildem Aussehen, die eben erst erschienen waren, damit beschäftigt. Es waren anscheinend Fremde. Sie trugen graue Blusen mit roten Schnuren um den Leib, führten Ärzte bei sich, und mit ihrem ungebärdigen Benehmen harmonierten ihre weingeröteten Gesichter. Sie waren eben im Begriffe, die Haustüre und die Läden im Parterre loszumachen, um sie in der Barrikade zu verwenden, worin sie Schießscharten anbringen wollten. Mit diesen Leuten konnte ich nichts anfangen. Sie müßten heute noch Blut sehen, äußerte der eine. Da wendete ich mich an die Barrikadenwache, und dieser gelang es unter der Vorstellung, daß das Haus schon durch seine unmittelbare Verbindung mit der Barrikade genug zu leiden habe, die Ungefügigen zur Verzichtleistung auf meine Türen und Vorbauläden zu bewegen und ihr Material anderweit zu holen. Sie benutzten besonders Schleusenbohlen und stellten eine Schießluke dicht an meiner Hausecke her, woraus nun die gesamte Mannschaft einer nach dem andern ununterbrochen in gedeckter Stellung schoß, denn auf die Barrikade durfte sich heute niemand wagen, und die aufgepflanzte dreifarbigte Fahne wurde ebensooft heruntergeschossen als aufgesteckt, so daß ihr Stoc immer kürzer wurde. Gegen die eröffnete Schießluke richtete sich besonders das Kartätschenfeuer.

Trotz der unzähligen Kugeln, die den drei Häusern hinter und neben den beiden Barrikaden, wie diesen selbst, galten, floß hier kein Blut, bis endlich ein Bergmann, der so unvorsichtig war, vom Posthose nach der Scheffelgasse laufen zu wollen, nach wenig Schritten getroffen niedersank. Der Arme raffte sich auf und kroch nach dem eisernen Posthostore zurück, wo er sich auf den Boden setzte und bald sein Leben aushauchte. Die gesamte Mannschaft eilte in die erste Etage und war durch die Fenster Zeuge dieses traurigen Falles. Erst nach Einbruch der Nacht wagten sie, den Toten, der von einer Kugel durchbohrt war, herüberzuschaffen. Einen am Fuße Verwundeten brachte man noch bei Tage in einem Korbe von der Schloßgasse her und transportierte ihn durch den Eckladen des Erkerhauses, welcher wegen seiner zwei Eingänge eine Verbindung zwischen der Wallstraße und der Scheffelgasse abgab, nach Hause. Es war der Dr. Munde, Hauptmann der Dresdner Turnerschar, welcher mit seiner Wunde nach Altenburg und dann nach Belgien flüchtete.

Endlich brach das nächtliche Dunkel ein, und das Schießen hörte allmählich auf. Ein Sturmangriff war nicht erfolgt und unsere Lage seit heute früh dieselbe. Daß aber das Militär im Umkreise des Neumarktes Fortschritte gemacht hatte, erfuhren wir nicht.

Der nun folgende Dienstag verlief fast ganz so wie der vorige Tag. Kein Mensch ließ sich auf dem zwischen beiden gegnerischen Linien freien Raume blicken, aber das Schießen dauerte, wenn auch mit weniger Heftigkeit als den Tag vorher, ohne Unterbrechung fort. Man fing fast an, sich daran zu gewöhnen.

Eine Flucht aus Dresden.

Wir berieten ernstlich, wie wir morgen der aufrührerischen Stadt den Rücken wenden wollten. Die Nacht verlief fast ohne Schlaf, denn der Tumult auf der Straße hörte bei den fortgesetzten Zuzügen aus Tharandt, Freiberg, Chemnitz usw. nicht auf. Sonnabend früh waren wir entschlossen abzureisen. Aber nun war guter Rat teuer; wie sollten wir zur Eisenbahn nach Leipzig kommen? Wir wußten, daß die (damals einzige) Brücke auf Neustädter Seite für alle Passanten vom Militär gesperrt war, ebenso, daß das rechte Elbufer unterhalb der Brücke weiterhin vom Militär besetzt war, das keinen Menschen hinüberließ. Da versicherte uns der Wirt, daß man oberhalb der Brücke am Ziegeltor noch übersetzen könne. Also eiligt dahin! Alle Droschken waren schon gestern wie verschwunden, daher ward der Hausknecht beordert, auf einem Schiebebodt unsere Koffer nach der Elbe in die Gegend des Ziegeltores zu bringen, natürlich unter unserer Begleitung.

Der Weg dahin war nicht ungefährlich. Zwar waren die Straßen in diesem Stadtteil ziemlich menschenleer, aber sobald uns ein Strolch begegnete, bekamen wir Schimpfreden zu hören, wie „Lumpenpack“, „Ausreißer“, „die Koffer gehören auf die Barrikaden“. Indes wagte keiner, Hand an unsere Sachen zu legen, so sehr auch der Hausknecht vor allem für seinen Schiebebodt zum Barrikadenbau fürchtete. So kamen wir glücklich an das Elbufer.

Ehe wir es uns versahen, hatte der Hausknecht die Koffer abgeladen und war mit seinem Schiebebodt davon, ohne auch nur das Trinkgeld abzuwarten. Nun galt es, einen Kahn aufzusuchen zur Überfahrt. Ich ging auf einen Schiffer zu und fragte ihn, was er für die Überfahrt verlange. „Was denken Sie denn, es wird auf jedes Schiff geschossen, es darf niemand hinüber.“ So standen wir denn wieder ratlos mit unsern Sachen am Ufer. Da beschloß ich, während meine Freunde die Sachen bewachten, zu spähen, ob ich nicht jemand fände, der uns behilflich wäre, wenigstens unsere Sachen sicher unterzubringen; dann wollten wir nach Blasewitz zu der Stadt den Rücken wenden. Ich kam in ein Gehöft,

wo eben ein Kutscher seine Droschke mit zwei Pferden bespannte. „Wo fahren Sie hin?“ „Ich will mein Geschirr nach Pillnitz in Sicherheit bringen.“ „Wollen Sie drei Herren mitnehmen, wir bezahlen Sie gut.“ „Ja, warum nicht? Wo sein sie denn?“ Wir wurden handelseinig, holten unsere Koffer, und langsamen Schrittes fuhr uns vorsichtig der Kutscher durch die Straßen zur Stadt hinaus. Von Revolte war hier nichts zu spüren, nur wenige Menschen belebten die Straßen. Wir kamen an das Kampische Tor, auch hier alles still, wie an gewöhnlichen Tagen. Wir kamen weiter auf der äußeren Straße zum Pirnaischen Tore; kaum war hier ein Mensch zu sehen, niemand belästigte uns.

Das hatte jedenfalls dem Kutscher Mut gemacht, und hier, wo er eigentlich nach Pillnitz abbiegen mußte, drehte er sich in Hoffnung einer lohnenden Fuhre zu uns um und fragte: „Wo wolln sie denn eigentlich hin, meine Herrn?“ „Nach Leipzig, aber es geht ja nicht.“ „Ja, da fahre ich sie doch lieber um die Stadt herum nach Meissen zu; ich will ja auch nur mein Geschirr in Sicherheit bringen. Was wolln sie mir denn geben?“ „Famos, Sie sollen sechs Taler haben.“ Also ging es in langsamem Trabe weiter außen um die Stadt nach dem Dohnaischen Tore; dieselbe Menschenleere. Nun weiter nach dem Blauenschen Tore. Wir hatten es eben in Gesicht bekommen, da drehte sich der Kutscher um: „Herrje, da sind aber viele Menschen, Freischärler!“ Und in demselben Augenblicke hieb er auf die Pferde ein, um im raschesten Tempo dort vorüberzukommen. Der Tor hatte nicht bedacht, daß er gerade dadurch uns verdächtig machen mußte. Wir sahen denn auch schon, wie der Strom von Menschen sich uns entgegenwälzte unter Geschrei: „Halt auf!“ „Schießt!“ Wir glaubten nicht anders, als daß jeden Augenblick die Kugeln in den Wagen dringen würden. Auch die komische Seite fehlte nicht, ich habe später manchmal meinen Freund B. damit aufgezogen, daß er sich nicht besser vor den Kugeln zu sichern meinte, als indem er seine Reisetasche über den Kopf hinter sich warf und sich dahinter versteckte, während doch die Kugeln nur von vorn kommen konnten. Indes zum Schießen kam es nicht, es war auch unnötig, denn im Nu war unser Wagen umzingelt, die Türen wurden aufgerissen und wir „Ausreißer“ nicht eben höflich auf die Straße gesetzt. Der Augenblick war kritisch, denn schon machte man Miene, uns als Gefangene zum Verhör auf die Torwache abzuführen. Da gewahrte ich unter dem Gefindel einen anständigen Menschen in der Uniform eines Kommunalgarden-Leutnants. An ihn wendete ich mich und bat ihn, uns aus der fatalen Lage zu befreien, wir seien unverdächtige Kandidaten, die eben in Dresden das Examen gemacht hätten. Unser theologischer Habitus¹ mochte ihm mein Gerede nicht unglaubwürdig erscheinen lassen, aber er

¹ Äußerer.

schalt uns nichtsdestoweniger — wohl mehr, um der Stimmung der Menge zu entsprechen — hart aus und erklärte uns für verhaftet, hauptsächlich, weil wir so rasch hätten vorbeifahren wollen und das „Halt!“ nicht berücksichtigt hätten. Ich sagte ihm, daß das allein die Schuld des Kutschers sei, der damit eine Dummheit begangen habe. „Wir müssen den Wagen visitieren, öffnen Sie Ihre Koffer!“ Meinen Koffer hatte die Menge schon auf die Straße praktiziert; ich öffnete ihn, der Leutnant paßte scharf auf. Als ich den Deckel aufhob, lag gerade obenauf eine hebräische Bibel. Der Leutnant griff nach dem Buche, schlug es auf, machte ein verdutztes Gesicht, und laut lachend zeigte er es dem umstehenden Gesindel: „Leute, könnt ihr das lesen? — Ich auch nicht. Na, die können wir wohl laufen lassen, das sind ungefährliche Gelehrte.“ Das Volk lachte auch mit, und wir hatten den Laufpaß. „Aber der Kutscher kommt mit auf die Wache, weil er das Halt nicht respektiert hat.“ Ich wendete mich an die Menge, die uns arme Gelehrte schon mehr mitleidig als zornig ansah, daß keiner von uns zu fahren verstünde — was wiederum durch Lachen als glaubwürdig bekundet wurde — und wir ohne Kutscher nicht weiter könnten. Da ließ man endlich auch den Kutscher wieder auf den Bock steigen, und wir fuhren unter höh-nischem: „Leben Sie wohl!“ der Menge langsam davon.

Auf der Straße nach Wilsdruff zu mochten wir nicht bleiben, weil wir hier immer neuen Zuzüglern begegnen mußten und neue Abenteuer fürchteten. Daher wandten wir uns auf einem Feldwege dem linken Elbufer zu, um am Ufer hin nach Meißen zu gelangen. Am Ufer gab es damals noch keinen Fahrweg, sondern nur den sogenannten Leinpfad für die Schiffszieher. Bequem war also der Weg gerade nicht, aber wir hofften doch ungefährlicher. Darin sollten wir uns bald getäuscht haben. Gerade auf diesem Wege kamen die zahlreichen Zuzügler aus Meißen, Lommaßsch usw., und eine Kutsche auf einem Wege, der nicht Fahrweg war, mußte ihnen notwendig verdächtig erscheinen. Glücklicherweise kamen immer nur Trupps von drei bis vier Mann, und wir suchten ihrem Verdacht immer von vornherein vorzubeugen, indem wir ihnen recht freundlich „Guten Morgen“ zuriefen und auf ihre Fragen, wie es in Dresden stehe, ebenso freundlich antworteten. Nur bei Gauernitz erreichte uns noch einmal das Geschick. Hier hatten sich eben die Lommaßscher in Zahl von etwa fünfzig Mann gelagert und machten Mittag. Wir wurden natürlich auch angehalten, aber durch unbefangenes Auftreten und Erzählen von den Zuständen in Dresden hatten wir die Leute bald günstig für uns gestimmt und wurden mehr von ihrer Neugierde aufgehalten, als durch sonstige Behinderungen. Nach sechs langen Stunden kamen wir in Meißen an. Der Kutscher beschloß, mit seinem Wagen daselbst zu bleiben; wir mieteten uns einen Einspanner und fuhren nach Priestewitz.

Das Ende des Kampfes.

Ich ging gegen Mittag aus, um einige Freunde der Nachbarschaft zu sehen und nach den nächsten Kranken zu fragen — und wie verändert sah nun bei dem hellen sonnigen Maiwetter die Physiognomie¹ dieser Örtlichkeit aus! Auf dem Platze am sogenannten Südenteeiche hatte sich bereits eine Abteilung preußischer Truppen gelagert, denen schnell aus den Häusern der Nachbarschaft eine Tonne Bier und allerhand sonstige Lebensmittel herbeigeschafft waren; aus der Langen Gasse hervor kam ein anderer Zug mit gefälltem Gewehr noch ganz schlagfertig, aber kein Feind war mehr zu sehen — dabei das Wehen der weißen Tücher und Fahnen aus vielen Fenstern, es machte alles einen ganz malerischen Eindruck.

Aber wie sah es im Innern der Stadt aus! — Ich kam erst nachmittags dazu, einen Teil davon zu durchstreichen. Barrikaden, Brandstätten, zerschossene Häuser, aufgedeckte Schleusen und unzählige zerstörte und zersprungene Fenster gewährten ein völlig verändertes Ansehen. Schon so eine Stadt ohne allen Verkehr mit Wagen und Pferden, überall herumgestreutes Stroh von den Bivaks, alle Gewölbe und Läden geschlossen mit den noch als Nachäffung von Paris angekreideten Worten „Heilig ist das Eigentum!“ die Fassaden jener großen mit Sturm genommenen Hotels, von Kanonenkugeln und Flintensalven gänzlich zerstört, die Frauentirche von Wachen besetzt, weil die Gefangenen dorthin gebracht waren: es sah alles sehr seltsam und wild aus! Dazu die von Pulverdampf geschwärzten Gesichter der hier und da aufgestellten Schützen, die Gruppen der Neugierigen dazwischen, die nun überall aus ihren Verstecken hervorkamen, endlich die beginnenden Arbeiten zum Begräumen der Barrikaden — überall Bilder ganz eigentümlicher Art!

Nach und nach befragte man sich jetzt mit Bekannten und Freunden nach besonderen erlebten Schicksalen in diesen Tagen; eine Erzählung drängte die andere, und nur ein Gefühl war das allgemein vorherrschende — das der Freude über die wiederhergestellte Ordnung und das der Hoffnung, daß dieses ernste Gericht für die Partei des Umsturzes eine auf lange hinreichende Mahnung gewesen sein werde.

Erst Donnerstag (10. Mai), nach einer endlich einmal wieder ruhig, ohne Sturmläuten und Schießen vergangenen Nacht, kehrte allmählich alles in die alte Ordnung zurück, die Menschen fingen wieder an sich zu befinden.

1 D. i. Gesichtsausdruck, hier in der Bedeutung Gesicht, Anblick.



4. Dresden während der deutschen Einheitskämpfe.

1866.

Der Ausmarsch.

Den 14. Juni wurde endlich in Frankfurt die Mobilisierung¹ des Bundesheeres mit Ausnahme des preußischen Korps, also gegen Preußen, beschlossen. Wir erfuhren dies noch desselben Tages und hatten demnach nunmehr stündlich den Ausbruch zu erwarten. Den 15. Juni abends wurden wir in unseren Quartieren bei Briesnitz alarmiert, um 8 Uhr sammelten die Kompagnien des 15. Bataillons auf der Allee in Friedrichstadt, alles war in gehobener, erregter Stimmung. Der große, längst erwartete Augenblick war gekommen. Mit Einbruch der Dämmerung marschierten wir durch Dresden. Wir mußten uns fast mit Gewalt Bahn brechen und scharf aufmarschieren, um von den Vätern, Freunden, Schwestern und Liebsten nicht zersprengt zu werden, die sich in die Glieder drängten. Auch auf der Pirnaischen Straße hörte das Geleit noch nicht auf. Es war vollkommen finster, als wir in Gruna ankamen, wo wir in Scheunen untergebracht wurden. Die vollgestopften Scheunentennen boten ein ganz hübsches, kriegerisches Bild, doch war ich sehr wenig zufrieden, nur drei kleine Bauernhöfe für die Kompagnie zu haben, und die Unteroffiziere suchten sich, soweit es gehen wollte, statt des reichlichen Strohlagers Betten zu verschaffen.

Den 16. Juni verbrachten wir erwartungsvoll in Gruna, der Divisionsstab lag auf der „Grünen Wiese“. Schon gestern hatten wir die Nachrichten von der Zerstörung der Brücken der schlesischen und Leipziger Eisenbahnen und vom Einmarsch der Preußen erhalten. Ein traurig bewegtes Bild bot die Chaussee nach Pirna, auf der wir Offiziere einen großen Teil des Tages zubrachten, um eine Menge wahrer und falscher Nachrichten zu sammeln, die sich im Grunde sämtlich als wertlos erwiesen. Eine fast ununterbrochene Kolonne von Fuhrwerken mit Militär- oder Staatseigentum, mit Beamten des Kriegsministeriums, mit Reisenden und Neugierigen füllte die Straßen, und Offiziere und Ordnonnanz sprengten dazwischen hin und her. Es war eine vollständige Flucht. Plötzlich kam die Nachricht, der König komme, und in Blitzesschnelle verbreitete sich dieselbe durch das Dorf. Der größte Teil unserer Leute kam nach der Straße, und ein vielhundertstimmiger Jubel empfing den geliebten Kriegsherrn. Nachmittags erhielten wir die Proklamation des Königs an sein Volk, mit tiefer Erregung lasen wir

¹ D. i. auf Kriegsfuß setzen.

sie den Kompagnien vor, und unwillkürlich war die Antwort darauf ein wahrhaft enthusiastischer Ruf für des Königs und des Landes Heil. Verpflegung gab es nicht. Es wurde den Mannschaften gestattet, von ihren eisernen Portionen zu nehmen, es herrschte unter denselben aber noch eine so entschiedene Verachtung des steinharten Zwiebacks und des unscheinbaren Fleischgrieses, daß (zum Glück) so gut wie nichts davon verbraucht wurde. Bäcker und Schenkwirt des Dorfes waren den ganzen Tag mit Backen und Kochen tätig, die Bauern taten wohl auch etwas, und der Mann lebte für sein Geld. Ich hatte mit einigen Offizieren und Ärzten eine Schüssel Eier und Salat aufgetrieben, und wir verzehrten sie bei einem Glase schlechten Weines.

Nach gestern nachmittag erhaltenem Befehle marschierten wir Sonntag, den 17. Juni, früh $\frac{1}{2}$ 3 Uhr ab, und zwar zuerst nach dem Rendez-vous² der Brigade des Obersten Hausen. Es waren hierzu die Felder südlich der „Grünen Wiese“ bestimmt, und zum ersten Male traten wir das hohe Getreide nieder, das uns dafür mit dem reichlich gefallenem Nachtau bis über die Knie durchnäzte. Der Rückmarsch ging über Pirna, es wurde nur ein einziger Halt von kaum $\frac{1}{4}$ Stunde vor der Stadt gemacht, die Berge hinter der Stadt wurden bei drückender Hitze ziemlich beschwerlich. Wir erhielten in Groß-Cotta wieder Massenquartiere, ich fand mit meinen Offizieren beim Schulmeister Platz. Von hier oben sahen wir mit eigentümlicher Empfindung auf das Elbtal hinab, das sich sonnig ausbreitete. Wir waren im Begriffe, es dem Feinde zu überlassen. Auf wie lange? Unsere Stimmung war aber weder mutlos, noch mißmutig. Ein günstiges Zeichen schien es uns, daß wir schon auf dem Rückmarsche eine den Preußen abgenommene Beute mit uns führten: es waren 120 Ochsen, die ein Händler von Dresden nach Berlin hatte liefern wollen und die ihm als Kriegskonterbande abgenommen worden waren. Wir begegneten der Herde vor Pirna zum großen Ergötzen der Leute, welche sie sogleich „Bismärcker“ taufte.

Alle Truppen beseelte das vollste Vertrauen für unser gutes Recht und der beste Glaube an den guten Willen und die Macht unsrer Bundesgenossen. Diese Zuversicht erhielt neue Nahrung und brach in hellen Jubel aus, als sich nachmittags plötzlich das Gerücht verbreitete, österreichische Husarenabteilungen hätten bereits die Grenze überschritten, und als Offiziere und Mannschaften, die auf diese Nachricht nach der Chaussee eilten, daselbst wirklich eine Patrouille von acht oder zehn Husaren des Regiments Nr. 11 antrafen, deren Führer versicherte, die Vorhut eines österreichischen Armeekorps zu sein, das morgen in Sachsen einrücken werde. Offiziere und Mannschaften warfen sich einander die frohe Botschaft zu, alles träumte vom Haltenbleiben und vom Vor-

² Sammelplatz.

marſch und wartete ſehnfüchtig bis ſpät abends auf der Dorfgaſſe auf den Brigadeadjutanten, der den erwünſchten Befehl bringen mußte. Es war ja auch nicht der Huſarenunteroffizier allein, auf deſſen Ausſage ſich die Nachricht gründete, aus mehreren Nachbardörfern hatten Bauern ähnliche Berichte von Huſarenpatrouillen gebracht, und ein niederer Beamter auf dem Sonnenſtein, der ſeinen Sonntag in Cotta verbrachte, hatte mit vollſter Beſtimmtheit verſichert, daß ein öſterreichiſches Bataillon bereits mit der Eiſenbahn in Pirna eingetroffen ſei. Endlich traf der Brigadeadjutant ein, wir erwarteten ſeine Eröffnungen in freudigſter Spannung: es war eine harte Enttäſchung, als er den Befehl zur Fortſetzung des Rückmarſches und die Verſicherung brachte, daß man im Hauptquartiere weder irgendeine ähnliche günſtige Nachricht erhalten habe wie wir, noch irgend geneigt ſei, den von uns durch das Brigadekommando übermittelten Berichten einen Wert beizulegen.

Montag, den 18. Juni, rückten wir um 3 Uhr von Cotta ab. Wir kamen bis Hellendorf, dem letzten ſächſiſchen Ort. Hier hielt der Kronprinz zu Pferde am Chausſeehauſe und ließ die Kolonnen an ſich vorbeidefilieren, die ihm zugweiſe begeistert ihr Hoch zuriefen, wie einen Troſt für den ſchweren Druck der Gegenwart. Es währte nicht lange, ſo kamen wir auch an den Grenzpſahl. Man merkte deutlich, daß der Gedanke, dem Vaterlande nunmehr wirklich den Rücken gewendet zu haben, auf unſeren Leuten laſtete, ſie fanden aber bald eine freudige Zerſtreuung in dem Begegnen der erſten Öſterreicher.

Einquartierung.

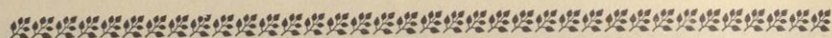
Das Mittaggeſſen war beendet und die Mutter dabei, den Tiſch wieder abzuräumen, während der Vater ſein Pfeiſchen in Brand ſetzte und es ſich in der Sofaecke bequem machte. „Ja, ja, Kinder,“ ſagte er, die erſten Züge paffend, „nun wird's wohl bald Ernst werden, unten bei Helbig's am Bachhoſe liegt ſchon der ‚John Penn‘ verankert, eine blutrote Fahne zeigt an, daß er als Lazarettſchiff dienen ſoll. Und geſtern mußten auf Befehl des preußiſchen Militärkommandos von den Einwohnern alle Waffen abgeliefert werden. War das zum Lachen, was da manche Leute angeſchleppt brachten! Alte Vogel- und Kommunalgardenſlinten von Anno 49, Gewehre mit zerbrochenem Hahn, mittelalterliche Steinſchloßgewehre ohne Stein, die beſſer in ein Karitätenkabinett gepaßt hätten. Dazu die Säbel! Ganz verroſtete Hirschfänger und ſtumpfe Degen, mit denen man beim beſten Willen niemanden hätte umbringen können. Nur ſelten einmal ſah man eine gute Büchſe oder eine brauchbare Piſtole.“ „Es werden wohl auch nicht alle Leute ſo dumm geweſen ſein und ihre ſchönen Gewehre abgegeben haben“, meinte der zwölfjährige Kurt.

Da auf einmal — es mochte kurz nach 1 Uhr sein — dröhnte ein Kanonenschuß, ein zweiter und dritter folgten rasch. Vor Schreck war die Familie wie gelähmt, eins blickte angstvoll das andere an. Da kam auch schon schreckensbleich die Nachbarin hereingestürzt, die Hände ringend und laut jammernd: „O Gottegott, de Östreichsche kumme, nu werd unser schines Dräsen derschuffen!“ Doch wieder krachte ein neuer Schuß, und in regelmäßigen Abständen hallte es: „Bum — bum — bum.“ „Das kann keine Schlacht sein,“ meinte der Vater und griff nach dem Hute, „ich will nur gleich einmal hinunter und sehen, ob man was erfahren kann.“ Damit war er auch schon auf der Treppe, ohne auf die Bitten der Mutter, doch dazubleiben, zu hören. „Wenn ihm ner nig passiert,“ sagte die Nachbarin ängstlich, „de Preiß senn fei gefährliche Leit!“

So verging eine geraume Zeit. Immer noch tönte der Kanonendonner, dann ward es still. Endlich hörte man wieder Schritte auf dem Gange. „Gott sei Dank, daß du nur wieder da bist!“ wandte sich erleichtert aufatmend die Mutter dem eintretenden Vater zu. „Es ist ja gar keine Gefahr“, meinte dieser lachend, „die Preußen haben nur drüben auf der Stallwiese Viktoria geschossen, sie sollen gestern einen großen Sieg über die Östreicher errungen haben. Aber das Leben auf der Straße! Die Angst der Leute! Alles rannte nach der Brücke und der Terrasse, am eiligsten hatten es die Marktweiber. Die liefen, was nur die Beine hergeben wollten. Eine ganz Dicke watschelte mit dem Korbe auf dem Rücken ihrer davongeeilten Genossin nach, unbekümmert, daß die Hälfte ihrer Zwiebeln und Krautköpfe herauspurzelte, und bei jedem Schusse schrie sie laut jammernd: „Ach, mei Blasewiz! Ach, mei gutes Blasewiz!“ Als das der Vater so erzählte und die eilige Flucht der besorgten Höckerin nachahmte, da mußten alle laut auflachen. Allein bald wurden die Mienen wieder ernster, und die Mutter sagte: „Wenn nur der unselige Krieg nicht wäre! Wieviele gesunde, blühende Menschen werden nun wieder tot- oder zu Krüppeln geschossen werden.“

Polternd kamen schwere Männerschritte die Treppe herauf. Wer mochte das sein? Da klopfte es kräftig an die Thür, und als der Vater erwartungsvoll öffnete, standen draußen vier preußische Soldaten, ein Unteroffizier und drei Mann. „Wir sind zu Ihnen ins Quartier gewiesen worden“, erklärte der Unteroffizier, einen Zettel vorweisend. „Dann treten Sie ein und seien Sie uns, wenn auch leider nicht als Freunde, so doch als deutsche Brüder willkommen“, sprach der Vater, und herein traten die arg bestaubten, wettergebräunten und mit großen Bärten gezierten Soldaten. „Verzeihen Sie, Madame,“ wendete sich höflich ihr Führer gegen meine Mutter, „wenn wir Sie so überfallen, aber die Verhältnisse gebieten es.“ „Krieg ist Krieg,“ antwortete die Mutter ernst, „doch Sie werden gewiß vom weiten Marsche hungrig

und durstig sein“, mit diesen Worten eilte sie in die Küche. Die Preußen aber legten im Borsaal ihre schwerbepackten Tornister und Räppis ab, ihre Gewehre jedoch brachten sie mit in die Stube herein und stellten sie sorgfältig in eine Ecke. „Es ist so Vorschrift,“ deutete einer den fragenden Blick des Vaters, „geht ja nicht zu nahe heran, sie sind geladen“, warnte ein anderer uns Kinder. Bald saßen die Vier um den Tisch, und wir hatten nun Gelegenheit, unsere Gäste näher zu betrachten. Es waren ältere Leute, alle Landwehrmänner, wie sie dem Vater auf Befragen erklärten, und hatten Weib und Kind daheim. Auf der Brust von zweien prangten mehrere Ordenszeichen. „Das Düppel- und das Alsenkreuz, die wir uns vor zwei Jahren im Kampfe mit Dänemark geholt haben“, erfuhren wir von einem der also Ausgezeichneten. Mittlerweile trat die Mutter ein, die rasch bereitete Speise auftragend. „Bitte zu kosten“, wandte sich der Unteroffizier an meinen Vater, und als es dieser natürlich befremdet tat, sagte er wie entschuldigend: „Nur ein Akt der Vorsicht, aber man hat uns gesagt, daß man uns in Sachsen sehr feindselig gesinnt sei und uns am liebsten vergiften möchte.“ Worauf der Vater fast zornig sprach: „Lieber Herr, Sie sind wohl zur Zeit Feinde unseres Landes, aber glauben Sie, kein Sachse würde so hinterlistig sein, einen Schuldlosen dafür büßen zu lassen.“ Nach dem Essen wurden Kaffee und Zigarren gereicht, einer holte aus der Tasche seine Pfeife und bat artig um Erlaubnis, sie in Brand setzen zu dürfen. Bald wurde die Einquartierung viel gemüthlicher, und der peinliche Vorfall von vorhin ward schnell vergessen. Sie erzählten von ihrem Könige, von dem sie mit großer Begeisterung sprachen, von ihrem Kronprinzen, von Bismarck und Moltke. Sie hatten gehört, daß die Österreicher sie, die Preußen, weit hinein nach Böhmen locken wollten, um sie dann zu vernichten wie 1812 die Russen die Franzosen. Der Vater sagte, wie tolle Gerüchte im Umlaufe seien, so hieße es, die ganze Elbarmee sei umzingelt, Prinz Friedrich Karl gefallen, die Östreicher und Bayern kämen zu Hilfe und was dergleichen Nachrichten mehr wären. Erinnerung an die Heimat wurden laut, und gar bald erzählten sie von ihren Lieben, die sie in der Ferne hatten zurücklassen müssen. Schließlich hob mich einer der Krieger aufs Knie und ließ mich „über Stock und über Stein“ reiten; und als ein anderer der Landwehrmänner sah, daß die Schwestern gar munter mit ihren Puppen spielten, schlich er sich leise hinaus und brachte aus seinem Tornister ein kleines, unscheinbares Püppchen. Helle Tränen flossen ihm über das gebräunte Gesicht in den vollen Bart, als er uns sagte, daß es ihm sein jüngstes Kind auf dem Arme der Mutter beim Abschied noch zum Andenken mit den kleinen Händchen zugereicht hätte. Auch die Hände seiner Kameraden fuhren langsam, aber bedeutungsvoll über die zuckenden Augenwimpern, und Vater und Mutter traten die Tränen der Rührung in die Augen, wäh-



rend wir Kinder staunend auf den weinenden Krieger blickten. Diese kleine Szene hatte die Herzen aller einander nahegebracht, und als ein Musikalischer unter ihnen heimische Lieder sang, wozu er sich mit der vorgefundenen Gitarre begleitete, der Vater aber einige humorvolle sächsische Weisen vortrug, da konnte niemand mehr glauben, daß Freund und Feind beieinander saßen, und einer wie der andere versicherte immer wieder, daß sie eine solche Aufnahme nun und nimmer erwartet hätten.

So war unversehens der Abend herangekommen, wir Kinder schauten den Soldaten beim Putzen und Gemehrrereinigen zu, während unten immer neue Infanteriemassen durch die Straßen marschierten und Anstalten machten, auf dem Markte zu bivakieren. Wagen mit Stroh und Holz wurden abgeladen und die Gewehre in Pyramiden zusammengestellt, vom weiten Marsche ermüdete Krieger warfen sich aufs Stroh, während andere lustige Lieder sangen und die Bierköpfe von Hand zu Hand kreisen ließen. An einer Stelle waren die Bagage- und Marketenderwagen aufgefahren, und bald waren die auf- und abgehenden Schildwachen von einer Schar Neugieriger umdrängt. Die einbrechende Nacht erst machte dem lebhaften Treiben ein Ende.

Schon am frühen Morgen tönte von der Straße herauf ein Signal. „Wir müssen weiter!“ sagten die neuen Freunde, nachdem sie noch rasch unsere Adresse notiert und uns mehrfach aufgefordert hatten, sie nach dem Kriege ja einmal zu besuchen. Noch ein Wort des Dankes, ein Händedruck — und fort eilten sie, dem Sammelplatze zu.

Gerüchte.

Im Sommer 1866 wohnte ich am Palaisplatz¹ in Dresden, und dieses Haus erhielt mit Ausnahme der obersten Etage, in der ich mit meiner Familie wohnte, am Abend des 18. Juni 1866, jenes denkwürdigen Tages, gegen 11 Uhr preußische Einquartierung. Der ereignisvolle Tag und dieser späte Besuch war Veranlassung zu großer Aufregung, und wir kamen erst gegen 1 Uhr dazu, das Bett aufzusuchen.

Tags darauf hatten sich die Soldaten, die ganz kontrakt angekommen waren, wieder so ziemlich erholt, bummelten deshalb schon frühzeitig auf den Straßen einher, sangen und waren bis zum Abende guter Dinge, machten auch, da ihnen in Dresden noch ein Nachtlager bestimmt war, sehr zeitig Gebrauch davon, so daß um 10 Uhr auf der Straße völlige Stille eingetreten war. Auch wir suchten, müde und schläfrig in Folge der vorhergegangenen schlaflosen Nacht, sehr bald das Bett auf in der Hoffnung, die nun kommende Nacht ohne Störung schlafen zu können. Doch wir sollten uns bitter getäuscht haben. Kurz nach 11 Uhr,

¹ Jetzt Kaiser-Wilhelm-Platz.

wo alles im ersten Schläfe war, ertönte der preußische Appell,² ein mir damals noch fremdes Signal, ich erwachte dadurch sofort, ebenso meine Frau, und während wir beide noch fragten und Vermutungen anstellten, was dies wohl bedeuten könne, riß es hastig an der Klingel unserer Wohnung. Mit beiden Beinen sprang ich aus dem Bette, kleidete mich oberflächlich an und mag einen recht komischen Eindruck beim Öffnen der Türe gemacht haben, denn erst da bemerkte ich, daß ich nur einen Strumpf angezogen hatte, während ich den andern noch in der Hand hielt, ebenso war ich nur mit einem Hausschuh bekleidet, und der eine Armel des Schlafrockes war ohne Arm geblieben, da ich in der Eile den einen Teil desselben, gleich einem stolzen Spanier, nur um die Schultern geworfen hatte. Draußen stand ein weinendes, jammerndes, ängstliches Kleeblatt, bestehend aus einem Mitbewohner der Etage nebst dessen lieber Ehehälfte und noch einer solchen Hälfte von einem dritten Bewohner der Etage. Während beide Frauen schluchzten und schrien, daß es einen Stein erweichen mußte, teilte mir der besorgte Nachbar im Vertrauen mit, daß preußischer Generalmarsch geblasen würde, daß ferner ganz Dresden von den Österreichern und Bayern umzingelt sei, daß endlich deshalb die preußische Besatzung beschlossen habe, sich entweder aufs äußerste zu verteidigen, oder den Feind anzugreifen, vorher aber noch Dresden an allen Ecken anzuzünden. Er bat mich deshalb, daß ich mich der armen Frauen im Hause annehmen möchte, da er augenblicklich — weshalb in einem so kritischen Augenblicke, habe ich inzwischen vergessen — das Haus verlassen müsse, und ersuchte mich dringend, wie auch sie tun würden, durch den Diensthoten so viel Wasser wie irgend möglich heraufholen zu lassen, damit wir dann vereint — dabei mochte er aber vergessen haben, daß er sofort das Haus verlassen wollte — das Feuer löschen könnten, sobald der den Feuerbrand auf den Boden des Hauses schleudernde Soldat wieder hinabgestiegen sein würde.

Ich wußte selbst nicht, wie mir geschah, ob ich glauben sollte, was ich gehört, oder ob ich überhaupt recht gehört hatte; kurz, da der liebe Nachbar, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß das alles doch nicht so Hals über Kopf geschehen könne, indem die Preußen sich doch nicht so überrumpeln lassen würden, dennoch bei seiner Behauptung verblieb, indem er es aus bester Quelle wisse, so ergab ich mich wohl oder übel darein und kehrte im höchsten Grade aufgeregt in meine Wohnung zurück, daselbst verkündend, was ich gehört hatte. Da hatte ich aber Öl ins Feuer gegossen, denn unter den Meinigen, die sich unterdessen entpuppt hatten, entstand durch diese Mitteilung ein Wirrwarr, als ob es über unsern Häuptern bereits brenne. Frau, Kinder und Dienstmädchen rannten hin und her und gegeneinander, weinten, jammerten und wußten nicht, was sie zuerst vornehmen sollten, bis ich endlich dem häuslichen Aufruhr dadurch

2 Sammelruf.

ein Ende machte, daß ich erklärte, wie ich vor allen Dingen erst auf der Straße nachsehen wolle, ob sich die Sache so verhielte und ob es wirklich so schlimm stehe.

Unter der heiligsten Versicherung, sofort zurückzukehren, wurde ich entlassen und trabte von hinnen. Was ich zuerst sah, war allgemeines Wasserhinaustragen unter Reuchen, Nützen und Stöhnen seitens der Hausgenossen, wobei es natürlich nicht fehlen konnte, daß in der gegenseitigen Bestürzung die Wasserbehälter mehrfach umgeworfen wurden, so daß ich erst durch einige nicht unbedeutende Wassertümpel zu waten hatte, bevor ich die Haustüre erreichte.

Inzwischen hatten sich die Preußen auf dem Palaisplatze aufgestellt, und zu meiner größten Verwunderung sah ich nichts, was auf einen Kampf, auf ein Anzünden der Stadt gedeutet hätte. Nachdem nämlich das Bataillon formirt war, rückte es in der Stille der Nacht ab, doch nicht, bald hätte ich's vergessen, ohne einen Schuß getan zu haben. Denn beim Abmarsch entlud sich ein zu damaliger Zeit noch gar nicht so gefürchtetes Zündnadelgewehr, und das war das einzige, was uns, dem Himmel sei Dank, nach der ausgestandenen Angst an einen Kampf erinnerte.

Während dieser Zeit mochten nun auch die übrigen Bewohner des Hauses zu einer andern Überzeugung gekommen sein, denn als ich zurückkehrte, war alles ruhig, und nur die zahlreichen Wasserpfützen erinnerten mich wieder daran, daß die Oesterreicher und Bayern Dresden umzingelt haben sollten. Die Meinigen hatten die Vorgänge auf dem Palaisplatze vom Fenster aus verfolgt und waren auch mit jeder Minute ruhiger geworden, nachdem sie weder Kanonendonner, noch Gewehrfeuer gehört, noch Feuerbrände hatten werfen sehen. Wir legten uns nunmehr beruhigt ins Bett und wurden wenigstens für diese Nacht nicht wieder in unserer Ruhe gestört. Lange nachher aber hat uns dieses Abenteuer noch Spaß gemacht.

Lagerleben.

Die schönen, grünen vaterländischen Fluren, über denen das hohe Lied der Frühlingslerche erklang, ertönen jetzt wieder vom Waffengeklirr. Schon an den Schlägen¹ entwickeln sich interessante Bilder. Das stille Einnehmerhäuschen am Pillnitzer Schlage ist zur militärischen Torwacht umgeschaffen, und wo der alte bekannte Einnehmer nur die Butterkörbe der Dörflerinnen vom 14. bis zum 60. Jahre revidierte, da glänzen jetzt 6 bis 8 Bajonette.

Welch lebendiges, buntes Bild bietet das ehemals friedliche Striesen! Links liegen Kanonen in der Nähe der Schmiede, und in der Sonnen-

¹ Die Ausgänge Dresdens waren früher von einer Bretterwand mit einem Brettortor verschlossen, das nannte man einen Schlag.

hize spaziert der einsame Artillerist hin und her, nur die Sperlinge umflattern ihn in der Stille der gesegneten Fluren. Im Gasthose „Zum sächsischen Prinzen“ geht's gar lustig her. Das frühere „reservierte“ Zimmer ist mit Strohschütten gefüttert, und mitten im Stroh steht ein Pianoforte, auf dem die musikalische Soldatenwelt ihre heimatischen Tänze erklingen läßt, nach denen Infanteristen, Husaren und Artilleristen walzen und galoppieren, daß die Strohhalme an der Decke herumfliegen. Alles ist Jubel und Freude, und draußen im Garten sitzen die Offiziere beim perlenden Rüdeshemer oder Meißner, und der bekannte Gastwirt Sachse klagt nicht über Einquartierung. Er sagt: „Es ist ein lustiges Volk, so ein Leben haben wir hier lange nicht gehabt!“ Weiter hinaus an der Landstraße, rechts am schwellenden Kornfelde und im saftigen Rasengrün, aßen sich die Pferde, der Fessel und Sättel ledig, an dem frischen Kraut. Hier ist alles durcheinander gewürfelt, Zivilisten und Soldaten. Hier kauern Soldaten im Rasen und spielen ihren Kartenrams, die Pfeife dampft, die Zigarre fehlt auch nicht. Kleine Handwagen enthalten Viktualien, die zumeist aus Brot, Würst, Käse und Schnaps bestehen, während das Bier der Gasthof „Zum sächsischen Prinzen“ liefert. Große Strohhäusen sind belagert mit schlafenden, träumenden Krieger in den verschiedensten Krümmungen und Stellungen, den Säbel an der Seite. Hier und da guckt aus dem Stroh bloß ein Helm oder ein Bein heraus. Ein mächtiges Zelt ist aufgeschlagen, bloße Stangen sind in die Erde gesteckt, Bretter darübergebreitet und gewaltige Massen noch grüner Kornhalme daraufgeworfen, um den etwaigen Regen abzuhalten. Als Lagerstätte dient die bloße-kühle Erde. — Nur der Ortsrichter von Striesen geht achselzuckend im Dorfe auf und ab. Er weiß nicht, wie er's machen soll, um jedem Soldaten täglich ein halbes Pfund Fleisch zu schaffen. Er sagt: „Wir haben nichts mehr. Kein Ei liegt unter der Henne, kein Ruchschwanz wackelt mehr im Stalle. Ich weiß nicht, wie das werden soll, und noch ist kein Schuß gefallen. Ach! Morgen lasse ich meine beiden letzten Ochsen schlachten — hernach ist es alle!“

In Blasewitz herrscht heilige Stille, nur in den Vorratskammern wühlen die Bewohner, um Proviant für die draußen liegenden Truppen zu schaffen. Der große Parterresaal des Schillergartens ist mit Strohlagern gefüllt, im Garten sitzen vereinzelt die Dörfler aller Schichten und grübeln und versenken ihre Blicke in die gelben Fluten der Elbe, die langsam und schwärmerisch der alten Brücke zuschwellen. Die Dampföhre ist verschwunden, sie liegt oben beim Königstein.² Das Geklipper

² 400 Kähne und Dampfer sollen unter dem Königstein gelegen haben, der mit seinen Kanonen das Elbtal völlig sperrte und die Schiffe dadurch vor der Wegnahme durch die Preußen schützte.

und Geclapper im Dampfschiffbauplatz ist verklungen, „es ruh'n die Hämmer und die Sägen“. Am Ufer liegt das seltsame Gerippe einer alten Zille, die Rippen derselben starren verdorrt zum Himmel empor, als predigten sie den Blasewikern: Sic transit gloria mundi.³ Nur die alte Schluppe, der schwankende Rahn, führt als provisorische Fähre die wenigen Überseher von Ufer zu Ufer, und wo sonst die Schiffsräder den Eisbrücken peitschten, da schlägt das Ruder tiefe Wunden dem Strome. — Wir durchwandeln den Wald, der rechts von der Ziegelscheune und der chemischen Fabrik sich nach Seidnitz hinzieht. „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“ Ein einsames Roß steht da, ohne Zügel, ohne Zaum, es schnuppert am jungen Grün einer Birke herum und labt sich am Saft des Rasens, friedlich lagern die Krieger im Walde und spielen Karten. Die Dampfwolke der Pseife kräuselt sich um die Äste der Bäume, das Echo des Reiterliedes bricht sich an den alten, moosbewachsenen Stämmen, die Flasche macht die Runde. Der Abend naht, die Nacht breitet ihre Arme aus — mit dem legitimierenden Einwohnerschein pilgern wir dem Pillnitzer Schläge wieder zu.

³ So vergeht der Ruhm der Welt.

Zehn Tage in preußischer Kriegsgefangenschaft.

In Dresden kamen wir 7 Uhr 20 Minuten an. Der Bahnhof war wie ausgestorben, es waren auch keine Droschken in der Nähe. Obgleich ich nun bat, eine solche auf meine Kosten zu bestellen, ging doch Schinsky,¹ der wieder ganz den Unteroffizier herauskehrte, nicht auf meine Bitten ein, sondern ließ einen Mann mit Gewehr voran, einen hinten nach den Gefangenen marschieren, und zwar zunächst nach der Altstadt Hauptwache. Straßenbuben, die den Transport mit ansahen, riefen: „Dort bringen sie zwei Spitzbuben!“ Preußische Soldaten meinten: „Det sind woll Spione“, aber einzelne Personen erkannten und grüßten mich. Auf dem Postplatze, wo die Menge dichter ward, trat ein Mann mit teilnehmender Miene nahe an mich heran und grüßte freundlich. Sein Blick schien zu sagen: „Ich will sehen, ob sich nichts für dich tun läßt.“ Es war der Weinhändler Sch., ein Mann, mit dem ich bis dahin weiter nicht bekannt war, als daß er mich in Chemnitz mehrmals im Kreise meiner Freunde getroffen. Wir werden später sehen, wie dieser Mann gegen mich handelte.

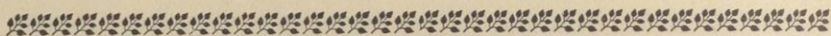
In der Altstadt Hauptwache führte man uns in das Offizierszimmer, wo wir verweilen sollten, bis Schinsky vom Generalkommando

¹ Zwei Chemnitzer Redakteure des „Tageblatts“ waren durch die Preußen verhaftet worden unter der Beschuldigung, falsche Nachrichten verbreitet zu haben. Schinsky war der berittene Gendarm, der den Gefangenentransport leitete.

Befehl eingeholt. Der wachhabende Offizier, dem auf seine Frage, weshalb wir gefangen seien, die Antwort wurde: Die Herren sollen falsche Nachrichten verbreitet haben, machte die unzeitige Bemerkung: „Das ist schändlich“, wies uns aber Stühle an und ließ sich sodann unsere Namen sagen, die er auf einem Blatte notierte. Nachdem er zwei Schildwachen mit geladenem Gewehr an der Tür aufgestellt, verließ er das Zimmer, und nun erlebte ich folgende Szenen. Einer unserer beiden Wächter, ein sehr langer Mann, war stark betrunken, und bald wurde ein anderer, ebenfalls angetrunkenener Landwehrmann als Arrestant ins Zimmer gebracht. Als dessen Begleitung wieder fort war, entspann sich unter den beiden Gleichgestimmten eine Unterhaltung, die durchaus nicht für die Kriegsfreudigkeit der Landwehr sprach. Der Arrestant hatte einen Vorgesetzten nicht gehörig respektiert und sagte: „Alle vierzehn Tage kommen andere her, wer soll da die Kerle alle kennen?“ Der Wachtmann ging noch viel weiter und sprach arge Drohungen gegen die Offiziere aus. Nach Abholung des Arrestanten waren wir Gefangenen längere Zeit mit unsern Wächtern allein. Der Angetrunkene sah eine noch halbgefüllte Rotweinflasche auf dem Fenster stehen und sprach derselben tüchtig zu. Hierauf versuchte er, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Da ich jedoch nicht für zweckmäßig erachtete, mich mit einer betrunkenen Schildwache in Unterhaltung einzulassen, sagte ich: „Mein Herr, wir sind Kriegsgefangene, und es ist uns nicht gestattet, mit den Schildwachen Unterhaltung zu führen.“ „Sie sind wohl auch Chargierte,“² sagte er, „und ich bin Ihnen nicht gut genug? Na wart' nur!“ Im Zimmer lagen verschiedene Waffen umher, und zwar solche, die den Bewohnern Dresdens abgenommen worden waren. Der Kriegsmann legte jetzt sein Gewehr auf die Seite, ergriff ein auf dem Ofen liegendes Terzerol, von dem wir natürlich nicht wissen konnten, ob es geladen wäre, spielte mit demselben und hielt dabei die Mündung genau auf mich gerichtet. Der Gedanke, hier vielleicht von einem Betrunkenen totgeschossen zu werden wie ein Hund, war nicht gerade erbaulich. Dennoch schwieg ich lange, bis mir's zu arg wurde und ich die zweite Schildwache um Schutz gegen das Gebaren des Kameraden bat. Der Mann aber stand wie eine Mauer, antwortete mir nichts und sagte auch dem Kameraden nichts. Später trat der Offizier wieder ins Zimmer, und nun wurde Ruhe. Endlich kam auch Schinsky zurück mit dem Befehl, uns an die Stadtkommandantur im Blochhause zu Neustadt-Dresden abzuliefern.

Mein Angetrunkenener marschierte voraus, mein Schweigsamer hinterdrein und Schinsky mit den Gefangenen in der Mitte. Der Vordermann torkelte einigermassen und betrug sich gegen die Personen, die die Brücke passierten, äußerst roh, indem er sie mit der Hand faßte und vom

² Soldaten in höherm Rang.



Trottoir hinüber auf das Straßenpflaster stieß. Einzelne Trupps Landwehrlente, die auf der Brücke spazierten, bemerkten auch lachend, daß der Kamerad einen gehörigen Spitz habe. Doch wir kamen glücklich in der Neustädter Hauptwache an, wo der Befehl zu unserer Aufnahme schon erteilt war. Mit Freuden bemerke ich hier, daß von jetzt an ebenso seitens der Mannschaften wie der Offiziere und ganz besonders auch des Untersuchungsrichters nicht die geringste Ungebühr gegen uns Gefangene vorkam, daß wir im Gegenteil mit aller Rücksicht behandelt wurden, auf die wir in unserer Lage rechnen konnten. Der Oberst, an den wir abgeliefert wurden, sagte: „Wir haben Befehl, Ihnen den Aufenthalt hier bei uns soviel als möglich angenehm zu machen“, ließ uns vorläufig das Offizierszimmer der Wache als Aufenthaltsort anweisen, dasselbe mit zwei Federbetten versehen und keine Schildwache innerhalb des Zimmers aufstellen, sondern nur das Zimmer von außen verschließen. Außerdem bekamen wir ein genügendes Abendbrot mit einem Glase Bier zugestellt. So angenehm die Wendung der Dinge war, so sollte doch noch mehr geschehen, um uns die Lage erträglicher zu machen. Als sich die Tür unseres Zimmers öffnete, geleitete ein Unteroffizier ein Mädchen herein, das ein offenes Billett von dem Chefredakteur des „Dresdner Journals“, Kommissionsrat Hartmann, brachte (der uns zufällig hatte hereintransportieren sehen), der eine Flasche Wein nebst Imbiß schickte und sich mir zur Besorgung etwaiger Bedürfnisse erbot. Bald darauf öffnete sich die Tür aufs neue, der Unteroffizier überreichte mir wieder ein Billett und mit demselben zwei Flaschen Wein. Der Mann machte die ganz richtige Bemerkung, wenn es so fortginge, würden wir keine Not leiden, und das um so weniger, als vom Kommando der Befehl gegeben sei, uns volle Offiziersverpflegung zu gewähren. Ich schlief die Nacht vom 2. zum 3. Juli recht gut, nur wurde ich durch das langgedehnte, einem sächsischen Ohr damals ungewohnte Arrraus! der Wache oftmals erschreckt.

Am 3. Juli — wo wir in Dresden von der Schlacht bei Königgrätz noch nichts wissen konnten — hatte ich von mittags 1½—2½ und nachmittags von 5—6 Uhr die ersten Verhöre.

Gleich nach Schluß des zweiten Verhörs wurde die Bewachung wieder strenger. Die Betten wurden aus dem Zimmer gebracht, und wir erfuhren, daß wir noch am gleichen Abend ein anderes Quartier bekommen sollten. Man brachte uns jedoch nur in ein anderes Lokal des Blockhauses, und zwar in ein so geräumiges und schön gelegenes, daß wir in dieser Hinsicht sehr angenehm überrascht wurden. Das Zimmer, früher Bureau des Armeointendanten, ist das obere Eckzimmer nach der Brücke zu. Ein großes Fenster geht nach der Elbe, über die herüber die Lichter der Helbig'schen Restauration zuleuchteten, eines nach der Hauptstraße. Im Vorzimmer standen unsere Betten, und der äußerst dienst-

fertige Kastellan, dem Frau, Sohn und Tochter beistanden, sorgte möglichst für Bequemlichkeit.

Hier in den geräumigen, gesunden, mit prächtiger Aussicht nach dem schönsten und lebhaftesten Teile Dresdens versehenen Gemächern verlebte ich nun die Zeit vom 3./4. Juli nachts bis zum 10. nachmittags in so einförmiger Weise, daß ich mich kurz fassen kann.

Am 4. fand kein Verhör statt. Nachmittags bald nach 1 Uhr fuhr eine Batterie, aus neuen Gußstahkanonen bestehend, vor dem Fenster vorüber, und bald darauf begann das Viktoriaschießen, das uns die Niederlage der Oesterreicher und unsrer sächsischen Truppen kundgab. Ich konnte zwar der vorgebauten Häuser wegen die Kanonen nicht selbst sehen, wohl aber den aufsteigenden Rauch. Die ganze Brücke stand voll Menschen, denen man die verschiedensten Bewegungen ansah, die preussischen Soldaten jubelten, mir war in meiner Einsamkeit recht bange zu Mute. Abends gegen 6 Uhr kam der Platzmajor Correns in das Zimmer und brachte mir vom Kommissionsrat Hartmann nebst besten Grüßen die neueste Nummer des „Dresdner Journals“. Der genannte Offizier erwies sich von jezt an so freundlich und teilnehmend, daß ich ihm seine Menschenfreundlichkeit nie vergessen werde. Er teilte uns näheres über den großen Sieg der Preußen bei Königgrätz mit und sprach die Hoffnung aus, daß daraus ein baldiger Friede kommen werde. Außerdem gab mir der Platzmajor die Versicherung, daß nach einer Äußerung des Generalauditeurs³ meine Sache gut stände, sofern sich nur meine Angaben als wahr erwiesen.

Am 6. früh sahen wir vom Fenster aus starke Abteilungen Militär über die Brücke gehen. Bald brachte der Platzmajor von Hartmann ein noch fehlendes Beweisstück und sprach die Ansicht aus, daß nunmehr Freilassung erfolgen werde. Ich bat ihn, sich für mich dahin zu verwenden, daß ich in Begleitung eines Gendarmen oder Unteroffiziers, den ich gut honorieren wolle, aus Gesundheitsrücksichten eine Fahrt ins Freie machen dürfe. Der treffliche Mann ging sofort darauf ein und zweifelte nicht an der Gewährung meiner Bitte, aber der 6., der 7., der 8. Juli, ein Sonntag, vergingen ohne allen und jeden Besuch, ohne alle und jede Nachricht. Die bange Langeweile ließ sich da nicht verschrecken. Das Straßenleben, das ich gut beobachten konnte, bot namentlich durch Ankunft der Verwundeten ein trübes Bild. Dieselben konnten kaum vorwärts, immerwieder wurden sie von Menschen umdrängt, Männer, Frauen und Kinder aus den verschiedensten Ständen ließen nicht ab, ihnen Geld, Zigarren usw. anzubieten, so daß die Soldaten kaum genug einstecken konnten. Auch den Oesterreichern wurden allent-

³ Militärrichter.

halben Gaben geboten, während man sich an die ohnehin reichlich versorgten Preußen selten hinanwagte, diese ja auch ihre Kameraden hatten.

Montag, den 9. Juli, vormittags kommt der Platzmajor — ohne Entlassungsbefehl. Wir unterhalten uns eine Stunde über Kunst und Literatur. Der Tag schleicht darauf regnerisch und mürrisch dahin. Ich beschäftige mich mit den ans Fenster gewöhnten Tauben und Sperlingen. Sonst keine Änderung!

Dienstag, den 10. Juli, schleicht die Zeit langweilig bis nachmittags 4¼ Uhr. Da tritt hastig, mit freudigem Gesicht, der Platzmajor ins Zimmer, faßt mich und sagt: „Jetzt geben Sie mir einen herzlichen Kuß, wenn Sie mich, wie ich Sie, als deutschen Mann achten gelernt haben!“ Geschieht in froher Überraschung. „Meine Herren, die Schildwachen vor Ihrer Tür haben bereits ihren Platz verlassen, hier ist die Unterschrift, Sie sind frei!“

Verwundet.

Noch immer (Sonntag, den 15. Juli) kommen am Tage, wie in der Nacht Züge mit Verwundeten, der Jammer will gar kein Ende nehmen. Zumeist benutzt man aber jetzt die kühlen Nacht- und Morgenstunden, um die Verwundeten beim Transport der Sonnenhitze so wenig als möglich auszusetzen. Überhaupt sind die Einrichtungen, die mit dem Transport und der Verpflegung der Blessierten zusammenhängen, musterhaft zu nennen. Dresden insbesondere bietet nicht nur das Nötigste aufs reichlichste, sondern auch viel Komfortables. Die aus Freiwilligen gebildete Lazarett- und die Verpflegungskommission haben regelmäßige Wachen gebildet, die Tag und Nacht auf dem Bahnhofe verweilen und im Verein mit den preußischen Ärzten aus dem Etappenkommando wirken. Die Lazarettkommission, kenntlich durch ihre Rotkreuz-Armbinde, vermittelt namentlich den Transport der Schwerverwundeten aus den Zügen in die Spitäler, sowie das Verbinden, resp. Operieren derselben bei einem kürzeren Aufenthalte und während ihrer Durchreise im Bahnhofe. Hier wirken nur preußische Militärärzte, während in den Lazaretten fast ausschließlich sächsische Zivilärzte tätig sind. Das sogenannte Königszimmer im Leipziger Bahnhofe ist zum Verbandplaz umgestaltet. In der Mitte stehen Doppelbänke, an welchen lange Streifen Heftpflaster angeklebt sind, Waschbecken, Spritzflaschen mit Chlorkalkwasser, Scharpie, Binden und Wäsche harren ihres Gebrauchs, andere Flaschen mit Wein, Himbeersaft usw. sind zur Erquickung der Ankommenden bereits entforckt, die preußischen Lazarettgehilfen heben die Schwerverwundeten mit außerordentlicher Behutsamkeit aus den Wagen und bringen sie zum Verbinden oder Operieren. Der Freund wie der Feind wird von allen mit gleich liebender Sorgfalt be-

handelt. Was für Wunden kommen da vor! Die Feder sträubt sich, alle die Schrecknisse zu berichten von zerschossenen Gliedern, weggerissenen Fleischstücken, vernichteter Gesundheit, lebenslangem Siechtum, was hier vorübergetragen wird.

Wie sehr aber der Dresdner bemüht ist, auch in diese Stätte des Schreckens außer den offiziellen Gaben noch das Licht freundlicher Privatwohlthätigkeit fallen zu lassen, erkennt man aus folgendem: die Herren der Lazarettkommission sind zusammengetreten, um eine kleine Kasse zu errichten, aus der die im Bahnhose operiert werdenden, wenn sie sich hierbei recht mannhaft und mutig zeigen, mit Geld beschenkt werden.

Auch diejenigen, die bloß verbunden werden, verlassen Dresden nicht unbeschenkt. Kirschen und andere Genüsse werden für sie aus jener Kasse bestritten. Als vorgestern ein Österreicher eine besonders schmerzliche Operation auszustehen hatte, indem ihm eine Kugel, die er am 3. Juli empfangen, aus dem Rücken ausgeschnitten werden mußte, die Kugel aber ziemlich tief gegangen war und sich noch gesenkt hatte, und jener bei der langen Operation nicht mit der Wimper zuckte, dann aber, als er die an seinem Rückenwirbel breitgedrückte Spitzkugel in der Hand hielt, mit leuchtendem Gesicht seinem Arzte für die Lebensrettung dankte, da empfand man so recht die Wahrheit des Bibelwortes: „Geben ist seliger denn Nehmen.“ Denn wer irgend etwas entbehren konnte, gab dem Ärmsten, der reich beschenkt und vor Freuden fast weinend in den Wagen transportiert wurde. Mit Recht bemerkte ein preußischer Offizier, als er auf die Reihe von Kaffee- und Bouillontrügen, Wein- und Himbeerflaschen, Nahrungs- und Luxusmittel hinwies: „Wollte Gott, es ginge unseren Verwundeten in Böhmen nur halb so gut wie hier!“

Die sächsischen Verwundeten und Unverwundeten werden wohl fast alle jetzt ohne weiteres freigegeben. Über die Beteiligung der Sachsen in der Schlacht von Königgrätz hört man von allen Seiten nur Ruhm. Ein österreichischer Feldwebel sagte: „So, die sächsische Artilleristen und Dragoner hoaben sich in Respekt g'setzt vor Freund und Feind! Ihr Prinz (hierbei nahm er ehrerbietig das Käppi ab) hoat kommandiert bei Mechanik, und die Artillerie und Dragoner hoaben sich ane Denkmünzen eing'legt vor die Ewigkeit! Die Dragoner — es sind halt nit zu viel g'fallen, trotzdem daß sich tüchtig g'wehrt hoaben — gelten bei der Armee iht mehr als d' Husaren, die ungarische.“

Zu verwundern bleibt immer noch, mit welcher Resignation¹ die Verstümmelten nicht nur ihre Schmerzen zu ertragen, sondern auch das Traurige ihrer Lage durch Humor zu erleichtern wissen. So z. B. fand ich in ein und demselben Zimmer Preußen, Österreicher und Sachsen beisammen, denen ein ungarischer Jäger mit seinem unverwüstlichen

¹ Ergebung.

Humor die Zeit vertrieb. Gerade in diesem Zimmer waren fast alle schwer verwundet. Dem betreffenden Ungar steckte ein Granatstück im linken Oberschenkel, und außerdem hatte er noch zwei Schußwunden. Neben ihm lag ein ungarischer Tambour, und diesem machte er in seinem radebrecherischen Deutsch Vorwürfe, daß er allein die Schuld an allen Verwundungen trage, weil er bei Königgrätz Sturm geschlagen habe. Die scherzhafte Weise, in der dies geschah, und die wiederholte Aufforderung: „Tambour, hier sind Preußen, schlag Sturm!“ usw. erheiterten die ganze Gesellschaft. Auch an rührenden Szenen der Freundschaft fehlte es nicht. In einem anderen Zimmer wohnten ein Sachse und ein Preuße, die sich bei Turnau gegenseitig mit dem Bajonett verwundet hatten. Beide waren nebeneinander auf dem Kampfplatze liegen geblieben, beide sind zufällig auch bis jetzt noch nicht getrennt worden. Was aber der Sachse an Erfrischungen erhält, als Erdbeeren usw., wird nicht eher angerührt, bis der Bruder Preuße zugelangt hat. Und so umgekehrt.

Auch ein rührendes Geschichtchen soll nicht verschwiegen bleiben. Ein altes Mütterchen war meilenweit zu Fuß in der Sonnenhitze hergewandert, um zu erfahren, ob ihr einziger Sohn noch lebe. Die gute Alte steht stundenlang da und fragt die Soldaten jeder Uniform, es sei eine preußische, es sei eine österreichische oder sächsische, ob man ihr nicht Auskunft über ihr Kind geben könne. Man tröstet sie, man verweist sie auf andere; die Österreicher, die kein Wort Deutsch verstehen, scheinen zu ahnen, was sie will, sie zucken mit den Achseln; sie kampiert im Sonnenbrande, ein Zug nach dem andern kommt und geht, keine Nachricht! Da endlich! Ein Soldat aus dem Nachbardorfe, der hat mit dem ihren in einer Kompagnie gestanden. Er bringt Kunde, wenn auch nicht Gewißheit. Früh, als er, leicht verwundet, abgeschnitten wurde, lebte jener noch und war gesund. Was am Mittag, am Nachmittag, am Abend, wo dieser das Geschrei der in den Königgräzer Laufgräben Ertrinkenden gehört hatte, mit jenem geschehen sei, das wisse er nicht. Die Alte mag's auch gar nicht wissen, sie hört ja so nichts mehr, sie weiß nur das eine, früh lebte er — er wird auch den Abend erlebt haben, so tröstet sie sich.



1870/71.

Abschied von der Heimat.

Durch die ganze Stadt, von der Prager Straße durch die See- und Schloßstraße, über die alte Brücke bis hinüber durch die Hauptstraße stand von 11—1 Uhr (in der Nacht vom 28. zum 29. Juli) eine lebendige Mauer, gebildet von Wartenden aus allen Ständen. An den weitgeöffneten Fenstern der Häuser drängte sich Kopf an Kopf, zu beiden Seiten der Passage stand und kauerte jung und alt beiderlei Geschlechtes; man wußte, daß noch ein Soldatentrupp die Brücke und die genannten Straßen passieren mußte.

Um Mitternacht! Da blitzten im Gaslicht auf der Höhe der alten Brücke die blanken Gewehre der Krieger. Voran schritt eine unermeßliche Menschenmenge, groß und klein, die fehlende Musikkapelle durch das Absingen der „Wacht am Rhein“ melodisch ersezend, mit deren Takt die Soldaten militärischen Schritt hielten. Die Liebe der Ihrigen hatte auch hier die Blumenpenden nicht vergessen, die am Helm in allen Nuancen¹ prangten. Trotz der Mitternacht erscholl das laute, mächtige Hurra der zu beiden Seiten des Weges spalierbildenden Menge, das lawinenmäßig von Straße zu Straße wuchs und sein Echo weit hinaus sandte. Auf der Schloßstraße waren alle Fenster trotz der späten Nachtstunde erleuchtet, viele Fensterflügel ganz ausgehoben, Tücher wehten aus den Fenstern durch die Nacht, Blumen flogen in die Reihen der Krieger hinein, und bengalische Flammen brachten den Scheidenden den flammenden Gruß.

Rührende Szenen spielten sich dabei ab. Mitten unter den Pferden, nicht fürchtend den drohenden Huf, nicht achtend das Schlagen der Schweife, grupperten sich die Frauen und Mädchen inmitten der Kavallerie — noch ein Händedruck, ein Kuß, ein Gruß, und der letzte Augenblick ist gekommen, nur das flatternde Tuch in der zitternden Hand, nur die heiße Träne in den rotgeweinten Augen.

Die ersten gefangenen Franzosen in Dresden.

„Sie sind da!“ Nämlich die gefangenen Franzosen, die für uns bestimmt waren. Lange genug haben wir darauf gewartet. Große Menschenmassen hatten sich am Freitag (den 16. September) abend in der Gegend des Leipziger Bahnhofs eingefunden. Der Bahnhof war dicht besetzt von dem harrenden Publikum. Eine Kette Soldaten wehrte dem Andrang. Schwarze Nacht war angebrochen, und kalter Nordwind machte die Glieder frösteln. Tiefe Finsternis lagerte auf dem weiten Platze. Nur die Gasflammen bildeten lichte Stellen, aus denen die

¹ Abtönungen.



Bajonette unserer Krieger in stummem Ernste flimmerten. Fast lautlose Stille ringsum, nur zeitweilig unterbrochen vom Kommandoruf. Fast jeder fühlte den Eindruck des Ungewohnten, des Bedeutsamen und harrte schweigend des seltenen Zugs.

Eine lange Reihe Gefangener tritt aus dem Bahnhof heraus, wohl tausend Mann, rechts und links von unserer Landwehr bewacht. Schweigend stellen sie sich auf. Ihnen gegenüber die lebendige Mauer des Volkes. Wieder tönt das Kommando „Attention! marchez!“¹ und die Gefangenen setzen sich in Bewegung.

Sie marschierten drei Mann hoch vom Bahnhofs durch die Leipziger Straße, über den Palaisplatz, durch die Heinrich- und Hauptstraße an den Ort ihrer Bestimmung. In der Kaserne selbst waren bereits für die Ankömmlinge warme Speisen bereitgestellt, deren sie sehr bedürftig waren infolge der langen Reise und des rauhen Wetters. Aber welch einen seltsamen Anblick gewährte der Zug, der langgestreckt und still sich durch die mitternächtliche Ruhe bewegte! Fort und fort zogen die seltsamsten Gestalten an dem Zuschauer vorüber, Gestalten in den buntesten, aber mitgenommensten Kleidungen, die Uniformen sehr wenig ähnlich sahen, da sie teils zerrissen, teils aus allerhand Regimentsfarben zusammengesetzt waren. Manche der traurig Dahinschreitenden entbehrten der Fußbekleidung, einzelne hatten nur einen Stiefel an, während sie den andern Fuß, in blutgetränkte Leinwandlappen gehüllt, mühsam und schmerzhaft nachschleppten. Um sich vor der rauhen Witterung zu schützen, bemerkte man an ihnen sonderbare Verhüllungen, namentlich um den Kopf und Hals gebundene Tücher. Mancher hatte viel Gepäck, aus Tornister, Kochgeschirr, großen Säcken, alten Mänteln bestehend, mancher gar keins. Einzelne waren noch glückliche Besitzer von Mänteln, beneidet von denen, die nur kurze, dünne Jacken trugen. Die lange Reise und der Frost hatten ihre bitteren Wirkungen nicht verfehlt, denn manche schritten schwankend und schwerfällig an den Seiten ihrer Kameraden, stumm und still. Auf der Leipziger Straße stürzte ein Maroder² zusammen, so daß er fortgetragen werden mußte.

Verschieden waren namentlich die Persönlichkeiten. Die Linientruppen zeigten sehr kleine Gestalten, die bei uns nicht einmal das gehörige Maß haben würden. Die Marinetruppen waren Leute vom Mittelschlage; es waren auch große, schöne Männer dabei, namentlich unter der Artillerie, mit Orden und andern Auszeichnungen an den langen blauen Röcken geschmückt. Aber alle kennzeichneten durch ihr sonnverbranntes Antlitz die Strapazen des traurigen Krieges. Viele waren fröhlichen Mutes, lachten, scherzten mit dem Publikum oder untereinander und bliesen den Rauch der geschenkten Zigarren oder Zigaretten in die Luft hin.

¹ Achtung! Marsch! ² Erschöpfter.

Einem imponierenden Anblick boten die Zuaven und Turkos mit dem südlichen Typus, wahrhaft männliche Schönheiten, unter denen wir auch sechs bis sieben Neger erblickten. Daß die Leute viel von den Strapazen, von Wind und Wetter gelitten, bewies ihr heiseres Hüfteln, das sich aus den Reihen hören ließ.

Während der ganzen Episode zeigte das Dresdner Publikum würdevolle Haltung, es herrschte die äußerste Ordnung und Ruhe. Das Publikum hatte vielfach Gelegenheit, mit den Franzosen zu korrespondieren, und man sprach französisch, so gut es eben ging, d. h. mitunter so, daß es selbst die Franzosen nicht verstanden, was bisweilen in der Menge laute Heiterkeit erregte. Das halbe Duzend Schwarzer war korrespondenzunfähig, da es kein Französisch verstand und sich in Dresden kein Afrikaner als Dolmetscher vorfand.

Bald ging ein Kaufgeschäft los, denn als ein Neustädter Restaurateur plötzlich auf den Einfall kam, einem Franzosen die Epauletten³ abzukaufen, da fand dieses Beispiel sofort die reichste Nachfolge, und die Gefangenen gaben für die kleinste Münze hin, was man nur entbehren konnte, ja der eine gab sogar seine Sandalen hin und marschierte barfuß durch die Stadt.

Bei der Unterbringung der französischen Verwundeten und Kranken ereignete sich manche scherzhafte Szene. Viele der Franzosen hatten in ihren Schnappsäcken und Hocken viele Pfund Brot angesammelt und waren nur sehr schwer zu bewegen, dasselbe abzuliefern; man hatte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß sie eine vollständig ausreichende Nahrung in den Lazaretten bekommen würden. Andere trugen noch halbe Mezen der besten französischen Speisekartoffeln bei sich; die Turkos hatten feine algerische pommes de terre.⁴ Mit Geld waren sie fast alle wohlversehen, doch auch mit jenen kleinen Tierchen, die man in der Lazarettsprache „Bienen“ nennt. Wochenlanges Bivakieren erklärt alles.

Es sind auch einzelne Beduinen und Araber unter den Verwundeten. Als man behufs Aufnahme seines Nationalität⁵ den einen Turko nach seinem Geburtsjahr fragte, antwortete er: „Ich bin 1220 nach der Hedschra geboren.“ Der Verwundete war ein Mohammedaner, und diese zählen die Jahre nach der Flucht ihres Propheten von Mekka nach Medina im Jahre 622. —

Den Franzosen schmeckt unsere Küche ganz außerordentlich, weniger das Kommißbrot, sie sind das feine französische Weizenbrot gewöhnt. Besonders man möchte fast sagen kindisch-naschhaft sind sie auf Zucker.

³ Achselstücke. ⁴ Kartoffeln.

⁵ D. i. Stammrolle, enthaltend Vor- und Zunamen, Lebens- und Dienstalter, Religion usw.

Briefe schreiben sie sehr häufig nach Hause, mitunter werden sie wohl schwer zu bestellen sein, z. B. wenn es heißt: Monsieur H. à Paris. Alle Briefe werden vorher von der Lazarettkommission gelesen. Zumeist danken sie in den herzlichsten Ausdrücken für die humane Behandlung, die sie in ganz Deutschland erfahren haben; sie hatten oft gefürchtet, massakriert zu werden und finden sich nun sehr angenehm enttäuscht, daß man in ihnen nicht mehr den Feind, sondern den unglücklichen Menschen sieht. Andere Briefe wieder enthalten Ausbrüche der Wut und des Ingrimms, Beleidigungen und Drohungen. Natürlich werden solche Briefe nicht befördert. In vielen zeigt sich eine verzweifelte Geographie. Dresden ist la capitale de Saxe, d'un royaume prussien.⁶ Leipzigs Ruhm als Seestadt muß bis Fez und Marokko gedungen sein, denn ein Turko beschrieb es als auf einer großen Seeinsel liegend.

Schwierigkeiten bereitet die Unkenntnis der Turkos mit der französischen Sprache. Sie verstehen fast nur die französischen Kommandos; die wenigsten wissen, wie alt sie sind, sie merken sich höchstens ihre Dienstjahre. Die Hälfte heißt Muhamed, die andere Hälfte Ali. Zur Unterscheidung führen sie noch den Namen des Vaters mit dazugesetztem ben, d. h. Sohn des. So gibt es nun aber so viele Muhameds ben Ali als Alis ben Muhamed. Auf den Armen tragen viele einen Baum eintätowiert, woran sie ihre verschiedenen Stämme erkennen. Die Franzosen freuen sich am meisten über die Form der deutschen Pfeifen. Sie selbst haben in der Regel nur kurze Stummelpfeifen, das deutsche Fabrikat mit einem Stiefel und einem beweglichen Porzellan- oder Steingutkopf ist ihnen ganz neu. In ihren Briefen nach Hause bilden sie diese wunderbare Form der Pfeifen oft ab.

Der Truppeneinzug am 11. Juli 1871.

Vom schönsten Wetter, fast zu schön, wenn man die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die stundenlang marschierenden Krieger in Rücksicht zog, war der Einzugstag begünstigt. Einige Gewitterwolken, die morgens am Himmel standen, verzogen sich; schon von früh an klangen durch die Straßen der südlichen Vorstädte Dresdens die Trompeten und Trommeln der zu den Sammelplätzen eilenden Truppen, und eine improvisierte, darum nicht minder herzliche vorläufige Begrüßung fand in vielen Straßen schon jetzt statt. Tausende strömten hinaus nach dem Großen Garten, unter dessen Laubschatten die Kavallerieregimenter und die Artillerie rasteten. Hier erfolgte auch die erste offizielle Begrüßung, Festungsfrauen schmückten die Fahnen und die Geschütze der Artillerie für den bevorstehenden Einzug. Dann ritt König Johann (unter dessen

⁶ Die Hauptstadt Sachsens, eines preußischen Königreichs.

Gästen der Großherzog von Hessen-Darmstadt und Herzog R. Theodor in Bayern sich befanden) im Großen Garten und am Böhmischem Bahnhof die Front der Truppen ab.

Währenddessen füllten sich in der Stadt die Tribünen, die Häuser, die Straßen. Endlose Reihen, Kopf an Kopf, in der glühenden Hitze dicht gedrängt, aber in musterhafter Ordnung, von einem Gefühl des Entzückens, des Dankes bewegt, wogten auf und ab. Von dem Augenblick an, wo nun hinter einer Kavalkade¹ einholender berittener Bürger und nach der vorausreitenden Armeegendarmerie der Held von St. Privat und Sedan, der siegreiche Führer der Maasarmee, an der Spitze des Generalstabs dieser Armee im Eingang der Triumphstraße erschien und die Jubelrufe der Massen die kriegerische Musik der einziehenden Regimenter ertönten, spottete die Bewegung und die laute, glückliche Freude, in die jeder einzelne hineingerissen ward, des Versuchs der Beobachtung und Beschreibung. Nach dem Kronprinzen zog Prinz Georg, der erlauchte Führer des sächsischen Armeekorps im zweiten Teile des Feldzugs, ein. Ihm folgten dann nacheinander die 23. Infanteriedivision, voran die beiden Grenadierregimenter „König Johann“ und „König Wilhelm“, die Regimenter 102 und 103, die beiden sächsischen Jägerbataillone 12 und 13, das Pionierbataillon, das 1. Reiterregiment, die 1. Abteilung der Feldartillerie, die Kavalleriedivision, bestehend aus dem Gardereiterregiment, den beiden sächsischen Ulanenregimentern und dem 2. und 3. Reiterregiment, die Korpsartillerie mit ihren reitenden und fahrenden Batterien, Deputationen der Munitionskolonnen, des Trains, der Feldlazarette (die mit Recht mit besonderem Jubel begrüßt und mit nichtendwollenden Hochs geehrt wurden), der Feldpost usw. Und was auch heran- und vorüberziehen mochte, es wurde mit derselben frischen Begeisterung, mit stundenlang ausdauernder Freudigkeit willkommen geheißen; kaum gab es Pausen zwischen den Jubelrufen der Massen, die Tücher der Damen ruhten nur auf Augenblicke, ein Blumen-, Laub- und Bänderregen rauschte in den gedrängteren Straßen förmlich auf die Truppen herab; Tausende und Abertausende von Händen waren geschäftig, den Soldaten Erfrischungen zu reichen, was freilich bei der Masse der Marschierenden und bei der Schnelligkeit des Marsches immer unzulänglich bleiben mußte. Die Truppen selbst sahen frisch und trotz der Strapazen vergnügt darein, der festliche, so begeisterte als herzliche Empfang ergriff die meisten. Ihre Helme, Rösse und Waffen glänzten von grünem und buntem Schmuck, der ihnen von allen Seiten dargeboten ward. Und dazu die Erregung, der Eifer der Begrüßenden, mit dem sie sich und allen Umstehenden Taten und Leistungen der einzelnen wieder ins Gedächtnis zu rufen suchten und alle Namen des vergangenen, so großen als schweren Jahres

¹ Reiteraufzug.

neu erklingen ließen! Das waren die Grenadierregimenter, die stürmend mit den preußischen Garden zugleich in St. Privat eingedrungen waren! Das die Truppen, welche bei Dagny französische Geschütze und Mitrailleusen genommen, das die Reiter, die sich bei Buzancy an die Fersen der Mac Mahonschen Armee geheftet und dem deutschen Heere Führung mit ihr gesichert hatten, das jene andern, die im blutigen Nachtgefechte von Etrepagny in allen Schrecknissen des entfesselten Volkskriegs gekämpft, das die Jäger und Reiter, die noch in den letzten Entscheidungsschlachten gegen Faidherbes Nordarmee rühmlichen Anteil genommen! Zahllose Namen klangen, zahllose Erinnerungen erwachten, und wenn man den rüstig dahinziehenden Soldaten in die Gesichter blickte, gefellte sich die Zuversicht hinzu, daß sie mit allen Schlächtererinnerungen und fränkischen Lorbeeren ihre deutsche, gute Art, ihre arbeits-tüchtige, heimatfrohe und allem Tun des Friedens mit Vorliebe zugewendete Natur zurückgebracht hatten.

Besonders glänzend, festlich und ergreifend gestaltete sich, wie natürlich, der Empfang der Führer und Truppen auf dem Neumarkt, wo die Vertreter der Stadt, die Ehrenjungfrauen usw. den Zug erwarteten. Sobald der Kronprinz den Platz erreichte, lenkte er zunächst sein Pferd zu den Tribünen der Verwundeten und überreichte einen der schon empfangenen Lorbeerkränze einem in der ersten Reihe sitzenden Invaliden. Dann erst nahm er an der gegenüberliegenden Tribüne den Lorbeerkranz und die poetischen Grüße entgegen, die ihm von den jugendlichschönen Ehrenjungfrauen dargebracht wurden. An die poetische Begrüßung schloß sich diejenige, die Oberbürgermeister Pfotenhauer im Namen der Stadt darbrachte. Begeistert stimmten die Massen in das enthusiastische Hoch ein, mit dem die feierliche Szene schloß.

Nicht minder ergreifend und mächtige Eindrücke hinterlassend war der Vorbeimarsch der Truppen vor dem König Johann auf dem Bauzner Platz.² Rechts auf demselben war eine Zeltribüne für den königlichen Hof errichtet. Neben derselben hielt der König mit seinem militärischen Gefolge zu Pferde. Die Infanterie und Jäger defilierten in Halbzügen, die Kavallerie in Zügen, die Artillerie zu zwei Geschützen. Als das 3. Infanterieregiment (Nr. 102, Kronprinz) erschien, setzte sich der Kronprinz an die Spitze und führte dasselbe vor dem Könige vorüber, ebenso das seinen Namen tragende Jägerbataillon und Reiterregiment. Auch hier herrschte der gleiche Enthusiasmus, die gleiche jubelnde Freude, und die Pracht des militärischen Schauspiels verschwand gegenüber der allgemeinen Anteilnahme und der begeisterten Begrüßung.

² Jetzt Albertplatz.



20.000,-
1